Schneeballen

Heinrich Hansjakob

Schneeballen III.

Von demselben Verfasser erschien in gleichem Verlage:

Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen. 6. Aufl. eleg. geb. Mk. 4.—

Aus meiner Studienzeit. Erinnerungen. 4. Aufl. eleg. geb. Mk. 4.50

Aus kranken Tagen. Erinnerungen. 4. Aufl. eleg. geb. Mk. 4.40

Wilde Kirschen. Erzählungen aus dem Schwarzwald. 7. Aufl. . . . . eleg. geb. Mk. 5.—

Inhalt: Valentin der Nagler. — Valentins Zunftgenossen. — Der kritisch' Hans. — Die Sandhasen. — Der närrische Maler. — Der Christian. — Der Postsekretär. — Sympathie und Geheimnisse. — Der Hosig.

Dürre Blätter. Erster Band. 3. Aufl. . eleg. geb. Mk. 3.—

Inhalt: Im Reich. — Ein Ausflug ins Kloster. — Umwege. — Aus dem Leben eines Reichstags-Kandidaten. — Im Schwabenland.

Dürre Blätter. Zweiter Band. 4. Aufl. . . eleg. geb. Mk. 3.80

Inhalt: Aus meinem Tagebuche. — Erinnerungen eines alten Hutes. — Im Schwarzwald. — Eine Rundreise.

Schneeballen. Erste Reihe. 5. Aufl. . . . eleg. geb. Mk. 3.80

Inhalt: Die Karfunkelstadt. — Der Wendel auf der Schanz. — Der letzte Reichsvogt. — Der Gotthard auf dem Bühl.

Schneeballen. Zweite Reihe. 3. Aufl. . . . eleg. geb. Mk. 3.80

Inhalt: Der Vogt auf Mühlstein. — Der Jakobele in der Grub. — Der Eselsbeck von Hasle.

Schneeballen vom See oder **Dritte Reihe.** 5. Aufl. eleg. geb. Mk. 4.60

Inhalt: Wie ich an den See kam. — Die zwei Fürsten. — Mein Sakristan. — Unsere Dorfschneider. — Der Franzos.

Bauernblut. Erzählungen aus dem Schwarzwald. 4. Aufl. eleg. geb. Mk. 4.50

Inhalt: Der Graf Magga. — Martin, der Knecht. — Der Sepple und der Jörgle. — Der Lorenz in den Buchen. — Der Vetter Kaspar.

Der Leutnant von Hasle. 4. Aufl. Eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege . . eleg. geb. Mk. 5.—

Im Paradies. Tagebuchblätter. 2. Aufl. . eleg. geb. Mk. 4.80

In den Niederlanden. Reiseerinnerungen. eleg. geb. Mk. 6.90

Im Schwarzwald. Für die deutsche Jugend und das Volk ausgewählt. 5.—8. Tausend . eleg. kart. Mk. 1.—

Auf der Festung. Erinnerungen eines badischen Staatsgefangenen. 4. neu durchgesehene Aufl. Geh. 80 Pf.; eleg. kart. Mk. 1.05

Ausgewählte Schriften. 8 Bände. . . . eleg. geb. Mk. 24.—

Inhalt: I. Aus meiner Jugendzeit. — II. Aus meiner Studienzeit. — III. Wilde Kirschen. — IV. V. Dürre Blätter. 2 Bände. — VI. VII. VIII. Schneeballen. 3 Bände.

Schneeballen

vom

Bodensee.

Von

Heinrich Hansjakob.

Fünfte, durchgesehene Auflage.

Ohlau.
Verlag von Franz Leichter.
1906.

Inhalts-Verzeichniß.

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.

Wie ich an den See kam.

Ich habe das Büchlein „Aus meiner Studienzeit" geschlossen mit meiner im Frühjahr 1864 erfolgten Anstellung als Lehramtspraktikant an dem Gymnasium in Donaueschingen.

Ein bekanntes Sprichwort sagt: „Es ist eine Kleinigkeit, was Kinder freut." Man kann dieses Volkswort ruhig auch auf das Jünglingsalter anwenden, das aus Kleinem Großes schafft durch die Ideale, die es daran knüpft, und so sich aus einer armseligen irdischen Existenz einen Himmel „voll von Baßgeigen" konstruirt. Es sind diese Ideale ein wahrer Segen. Sie machen dem jungen Manne seine subalterne Berufszeit leicht. Und so ging es auch mir.

Sechsundzwanzig Stunden Unterricht in der Woche, jeden Sonntag Gottesdienst mit Predigt für die Gymnasiasten — bei sechshundert Gulden Gehalt, von denen einhundertzwanzig Gulden für Wohnung abgingen, ist gewiß ein armseliges Dasein für einen Menschen, der zwei Fakultäten absolvirt hat.

Aber in dem geplagten und kärglich bezahlten geistlichen Lehramtspraktikanten lebte das Ideal von einem „Professor". Ich glaubte damals, es gäbe kein höheres Wesen auf Erden

als ein Professor und Staatsdiener, und hatte vor diesem Stand so vielen Respekt, als heute noch ein Schwarzwälder Bauernjunge, der nie aus seinem Dorfe gekommen ist.

Meine geistlichen Studiengenossen, die als Vikare mit hundert Gulden Gehalt ihren Beruf übten, glaubte ich an äußerer Lebensstellung himmelweit zu überragen und als ich gar ein Jahr später, im Frühjahr 1865, als Vorstand an die höhere Bürgerschule nach Waldshut versetzt wurde, da meinte ich, es gäbe keinen schöneren und höheren Beruf als den meinigen.

Und doch möchte ich heute um alles in der Welt kein Professor sein, am allerwenigsten ein Gymnasial-Professor, und wenn ich noch einmal unter ähnlichen Verhältnissen auf die Welt käme, würde ich als bescheidener Vikar in die Seelsorge gehen, statt mich mit einem philologischen Staatsexamen abzuplagen, um dann Professor zu werden. Es wäre dies auch meinem Seelenheile weit ersprießlicher gewesen, als die fünf Jahre, die ich mit dem Größenwahn eines badischen Lehramtspraktikanten in der Schule verlebt habe. Es waren „wenig Jahre, aber böse", böse in mannigfacher Hinsicht. Und ich danke es nächst der Gnade Gottes heute noch dem Minister Jolly, der mich, ganz nahe am Ziele zum Professor und Staatsdiener, absetzte. Ich habe ihm deßhalb in den siebenziger Jahren einmal in einer öffentlichen Kammersitzung meinen Dank ausgesprochen für die mir so segensreich gewordene Absetzung.

Diese heilsame Operation kam aber so:

Ich hatte als Erstlingsprobe meiner Schriftstellerei in Waldshut ein Büchlein geschrieben über „die Salpeterer", eine religiös-politische Sekte auf dem Schwarzwald. Die Arbeit war inhaltlich ebenso korrekt kirchlich als formell schlecht geschrieben; denn ich hatte weder am Gymnasium zu

Rastatt noch auf der Universität deutsch gelernt. Wegen des Inhaltes tadelten liberale Blätter die Form. Sie meinten, „ein Mann, der nicht deutsch schreiben könnte, sollte nicht Vorstand einer Schule sein“. Sie hatten recht, denn mein Styl war zu allen Zeiten kein guter, damals aber geradezu unter dem Strich.

Ich weiß nun nicht ob wegen des schlechten Styles oder wegen des katholischen Inhalts — mein oberster Vorgesetzter, der Minister Jolly, schritt ein. Weil er geäußert hatte, „dafür sorgen zu müssen, daß Kultur und gute Sitte dem badischen Volke nicht entrissen würden durch die katholische Kirche“, mußte er natürlich auch dafür sorgen, daß den badischen Schulbuben der Styl nicht verdorben werde durch einen katholischen Priester.

Und so kam es, daß ich zunächst vom Vorstand der höheren Bürgerschule zum letzten Lehrer an der gleichen Anstalt degradirt wurde. Daß ich diese Ehrenstelle sofort ablehnte, versteht sich von selbst. Ich meldete dies, kurz entschlossen, der Oberschulbehörde, mit dem Zusatz, daß ich mit Beginn des Sommer-Halbjahres die Schule in Waldshut nicht mehr betreten würde und mich auch nicht in gemaßregelter Art an einer andern Anstalt verwenden ließe.

Hierauf tiefes Schweigen in Karlsruhe. Ich war nun ausschließlich, was ich seither nebenbei gewesen, Kaplaneiverweser des herrlich gelegenen Kalvarienbergs in Waldshut.

Es war dies alles im Frühjahr 1869 vor sich gegangen, in welchem Frühjahr im gesegneten Ländchen Baden ein frischer, fröhlicher Kulturkampf losging. Die Katholiken wehrten sich mannhaft gegen die Kultur-Rettung des Ministers Jolly, dem damals und lange nachher noch unter Halli Hallo alles unbedingte Heeresfolge leistete, was liberal hieß und es zu etwas bringen wollte.

Daß ich nach dem obigen Vorgang nicht auf des Ministers Seite kämpfen würde, war sonnenklar. Ich stellte mich, wie es einem katholischen Priester geziemt, auf Seite der zu kultivirenden Kirche.

Einer ihrer damaligen Vorkämpfer, der edle Freiherr von Andlau, lud mich in dieser Stimmung ein, mit ihm eine Volksversammlung in Engen im Hegau zu besuchen und eine Rede zu halten.

Ich sagte zu und reiste mit dem Baron, der landaufwärts gefahren kam, an einem schönen Mai-Sonntag von Waldshut weg dem alten Städtchen der Grafen von Lupfen zu. Mild schien die Sonne. Die Kegelberge des Hegaus mit ihren Ruinen Hohentwiel, Hohenstoffeln, Hohenhöwen und Hohenkrähen schauten licht und helle ins Thal herab, und von allen Seiten kamen die Hegauer Bauern, um der Versammlung beizuwohnen.

Neue Besen kehren gut. Ich war unter den verschiedenen Rednern der neueste und jüngste und hielt, was nahe lag, eine scharfe Philippika gegen meinen Maßregler, den Minister Jolly. Ich meinte unter anderem, wenn das Ministerium Jolly so fortmache, so werde „Karlsruhe für die badischen Katholiken das, was Petersburg für die Polen".

In der Versammlung saß der damalige Redakteur des „Trompeters von Säckingen", mein Studienfreund Adam Halbig, jetzt Pfarrer in Bühl bei Offenburg. Er druckte die Rede in seinem Blättchen ab und der „Badische Beobachter" sie nach.

Der Staatsanwalt in Waldshut, ein Kind Israels, erhob Anklage gegen den Redner und gegen die Verbreiter der Rede. Kurz zuvor hatte er ein kleines Büchlein von mir, das Lebensbild des Erzbischofs von Vicari ent-

haltend, mit Beschlag belegt wegen der Stelle: „Die Pforten der Hölle werden die Kirche nicht überwältigen". Da dem Manne des alten Testaments nicht zuzumuthen war, daß er das neue Testament kenne, so war es ihm nicht zu verübeln, wenn er meinte, jene Stelle sei von mir erfunden, um damit Karlsruhe und das Ministerium Jolly als „die Pforten der Hölle" zu bezeichnen.

Schon aus Rücksicht auf derartige zweideutige Stellen des neuen Testaments sollte man keinen Staatsanwalt aus einem Volke wählen, das am liebsten das ganze neue Testament mit Beschlag belegen möchte.

Der Prozeß wegen meiner Engener Rede zog sich in die Länge, und ich beschloß, indeß noch etwas zu lernen, und unternahm im Juni eine Studienreise nach Wien. Im August kehrte ich zurück an den Oberrhein und fand eine Ladung des Bezirksamts Waldshut vor. Hier erschienen, eröffnete mir ein junger Referendär, Rasina war sein Name, daß der Minister Jolly meinen „Strich aus der Liste der akademisch gebildeten Lehrer" verfügt habe.

Meine Professoren-Pläne von ehedem waren damit gründlich kurirt, und ich sah mich um eine Stelle in der Seelsorge um.

Bischof Kübel rief mich nach Freiburg und bot mir die Pfarrverwaltung in dem Städtchen Endingen am Kaiserstuhl an, wo eben der Pfarrer gestorben war. Ich wollte mir den zugedachten Posten zuerst besehen und fuhr an einem schönen Herbsttag des Jahres 1869 nach Riegel, wo die alten Römer schon Ziegel machten, und wanderte von da zu Fuß hinüber ans Gebirg und ins malerische, alte Städtchen.

So gut mir dieses gefiel samt seinen zwei Kirchen, ebenso sehr mißfiel mir das Pfarrhaus — eine alte, zer-

fallene Hütte. Und da bei mir gut gewohnt halb gelebt ist, so war ich gleich entschlossen, nicht nach Endingen zu gehen.

Zudem dachte ich an das bekannte Sprichwort, daß in Endingen „der Groschen (9 Pfennig) einen Batzen (12 Pfennig) werth sei“, d. h. daß die „Andinger“ etwas protzig seien und sich einbildeten, ihr Geld habe höheren Werth als das anderer Menschenkinder der Nachbarschaft. Da ich aber in jenen jungen Jahren selber hochgradig an „Einbildung“ litt, so hätten die Endinger und ich uns nicht wohl vertragen.

Drum schüttelte ich, ohne jemanden als den Kaplan Sättele gesprochen zu haben, den Staub von meinen Füßen und ging wieder Riegel und Freiburg zu.

Am Abend, da ich mit Bischof Kübel zu Tische saß und wir über eine andere Pfarrverwesung sprachen, konnten wir nichts finden. In der Nacht studirte ich, längere Zeit schlaflos, über meine Zukunft nach und, da ich vorab auf eine „schöne Gegend“ abhob, so ging ich im Geiste die schönen Gegenden unseres Ländchens durch und kam auch an den Bodensee.

Da fiel mir ein, daß im Sommer 1868 auf einer Studienreise nach München bei der Fahrt über den See ein stilles, liebliches Dörfchen mir so imponirt hatte. Das Schiff hatte unweit von seinem Ufer gehalten, und auf einem Kahn eine „Fergin“, ein großes, starkes Mädchen, Passagiere herangerudert.

Ich fragte einen Matrosen, wie diese Station heiße, und erhielt die Antwort: Hagnau. Der Name war mir so fremd, daß ich wissen wollte, ob der Ort badisch sei oder württembergisch, da die beiderseitigen Grenzen sich dort berühren. Der Schiffsmann deklarirte das Dörfchen

als „baddisch", und ich dachte mir damals schon einen Augenblick: da möchte ich Pfarrer sein.

Auf der Reise und nach der Rückkehr hatte ich das Bild des Dörfchens ganz vergessen. Erst in obiger Nacht tauchte es wieder in meiner Seele auf mit seinen Rebhügeln und dem silberglänzenden Seeufer.

Des Morgens sprach ich dem Bischof von diesem Dorfe und daß ich „unbeschaut" dorthin ginge, falls es vakant wäre. Als der damalige Regent der Diöcese am Mittag von der Kanzlei kam, sagte er mir, die Pfarrei sei unbesetzt, der Pfarrverweser ein Württemberger, und er, der Bischof, wolle suchen, meinen Wunsch zu erfüllen.

Ich galt zu allen Zeiten bei Bischof Kübel weit mehr, als ich es verdiente, und wußte sicher, daß ich an den See käme, weßhalb ich beruhigt von dannen ging, Waldshut zu, um den Ausgang meines Prozesses abzuwarten.

Ehe dieser zu Ende war, Mitte November, hatte ich meine Anstellung als Pfarrverweser nach Hagnau am Bodensee. Der genannte Württemberger ging nicht gerne und hatte allerlei Gegenvorstellungen gemacht und meine Anweisung sich so bis in den November hinausgezogen. Ich war aber damals eine Art „Martyrer" des Kulturkampfes, und deßhalb mußte der Schwabe schließlich dem langen Kinzigthäler weichen.

Am 25. November sollte mir endlich von der Strafkammer in Konstanz das Urtheil gesprochen werden, und gleich nachher wollte ich meine neue Stelle antreten. — Der Rechtsanwalt von Wänker in Freiburg war aller drei Angeklagten Vertheidiger, der israelitische Staatsvertreter der Ankläger. Trotz der vortrefflichen Vertheidigung wurde ich zu vier Wochen, die zwei Redakteure der Blätter, welche die Rede gedruckt hatten, zu je drei Wochen Festung verurtheilt.

Mein Büchlein „Auf der Festung, Erinnerungen eines badischen Staatsgefangenen", eben jetzt wieder neu erschienen, gibt näheren Aufschluß über die Folgen dieses Urtheils, dessen Vollzug auf meine Bitte verschoben ward bis zum 1. Mai 1870.

Ich ging am Tage nach der Verurtheilung wohlgemuth über den See, um meine zukünftige Pfarrverwesers-Stelle zu inspiciren. Es war ein trüber, kalter, nebelfeuchter Wintertag, als ich von Meersburg her auf einsamer Landstraße dem Dörflein zuwanderte, das mich fortan fünfzehn Jahre beherbergen sollte. Die Weinberge waren entlaubt, und die Winzer saßen hinterm warmen Ofen.

Kurz vor dem Dorfe begegnete mir ein altes Mütterlein, die Stiefmutter meines späteren, großen Sacristans. Es gilt bekanntlich für kein gutes Zeichen, wenn einem, als die ersten, „alte Weiber" in den Weg laufen. Und die mir Begegnende machte zudem ein äußerst verdrießliches Gesicht.

„Wenn die Hagnauer alle solche Gesichter machen, so wird die Sache nicht gut werden, und du hättest am End' lieber an die Endinger Batzen geglaubt," sagte ich mir und schritt weiter ins Dorf hinein.

Daß die Begegnung mit der alten Frau „nicht ohne" war, zeigte sich alsbald. Im Pfarrhause, wo mein wider Willen scheidender Confrater nicht zu Hause war, machte seine Schwester ein noch weit verdrießlicheres Gesicht, als die Alte auf der Landstraße.

Weiberzorn hat mir im Leben noch nie imponirt. Und kalt und ruhig ersuchte ich die grimmige Schwäbin, mir das Innere des Hauses zu zeigen. Als ich in die oberen Zimmerchen trat und sah, daß jedes von ihnen einen herrlichen Blick auf den nur wenige Schritte vom Pfarrhäuschen entfernten See gewährte, da war ich mit allem

versöhnt. Die keifende Pfarrersköchin, die nebenher immer schimpfte, daß ihr Bruder bei der Jahreszeit fortmüsse, trübte meine Freude über das so schön gelegene Häuschen keine Sekunde.[1])

Wie die Leute jetzt auch sein mochten, mir gefiel das neue Heim über alle Maßen wegen seiner prächtigen Aussicht auf das schwäbische Meer. Das Andere überließ ich ruhig der Zukunft.

Ich machte dann noch einen Besuch beim Bürgermeister Model. Und auch hier spukte das Unheil, welches die Begegnung mit dem alten Weibe verkündigt hatte. Model, ein ehemaliger Feldwebel, aber ein gescheidter Mensch, war Accisor und langjähriger Bürgermeister. Seine Eigenschaft als Accisor offenbarte ihn schon als einen getreuen Staatsdiener. Und das war er in hohem Maße. Seine mehr als nöthige Regierungsfreundlichkeit wurde ein Grund, warum ich, einmal Hahn im Korb, mithalf, ihn 1870 von seiner Höhe als allgebietender Ortsvogt zu stürzen. Wir wurden aber später wieder gut Freund, und jahrelang, so oft er den Uebergangszoll für mein Fäßchen Münchnerbier bei mir einzog, saßen wir beisammen, tranken eins und sprachen von alten Zeiten und von längst vergangenen Menschen.

An jenem Abend aber, da ich zu ihm eintrat, um mich als den neuen Pfarrverweser vorzustellen, hatte er eben die Konstanzer Zeitung aus der Hand gelegt und gelesen, daß wieder ein „junger Hetzkaplan, Namens Hansjakob, zu vier Wochen Gefängniß verurtheilt worden sei wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung".

Der Alte fragte mich allen Ernstes und mit bitterem Gesicht, ob ich „derjenige sei", von dem er eben gelesen habe. Ich gab ihm zur Antwort, daß ich allerdings

[1]) Heute, 1902, sind Bruder und Schwester längst unter den Todten.

„derjenige", aber zu ihm gekommen sei, nicht um mich als „denjenigen", sondern als den neuen Pfarrverweser von Hagnau am Bodensee zu präsentiren.

Er mochte aus meiner Antwort ersehen, daß der junge Kaplan nicht sehr höflich und auch nicht erschrocken sei, und meinte, es gehe ihn das allerdings nichts an.

Dann ging er auf den im Jahr zuvor verstorbenen Pfarrer über, mit dem er viele Jahre lang sehr gut zusammengewirkt habe. Der sei ein liberaler Mann gewesen, der jetzige Pfarrverweser aber, der Württemberger, finster und bigott. Er bedauere nicht, daß dieser fortkomme.

Ich muß offen sagen, diese Unverfrorenheit eines Landbürgermeisters, der frisch von der Leber weg redete, imponirte mir, und ich gab ihm das Versprechen, weder in die Fußstapfen des verstorbenen Pfarrers, noch in die meines Vorgängers treten zu wollen, da ich weder „liberal" noch „finster und bigott" sei. Er möge es jetzt einmal mit einer andern Nummer versuchen, um so mehr, als ihm keine andere Wahl bleibe.

Deß war er zufrieden und begleitete mich, da in jener Zeit das Abendschiff noch nicht in Hagnau landete, eine Strecke weit gen Meersburg. Unterwegs verrieth er mir, die „ganz Schwarzen" im Dorf verlören den „bigotten" Pfarrverweser nicht gern und würden mir zweifellos kein freundliches Gesicht machen.

Ich tröstete ihn mit der Bemerkung, daß ich auch die Gesichter der „ganz Schwarzen" nicht fürchten und in der kommenden Woche mit Sack und Pack eintreffen würde. Am „Harlacher Weiher", halbwegs Meersburg, trennten wir uns; er, ungewiß, wen er vor sich gehabt, und ich, sicher, einen liberalen und aufgeklärten Bürgermeister im zukünftigen Pfarrdorf zu besitzen.

Spät am Abend kam ich in Konstanz an, wo mein Absteigequartier bei einem Mit-Haslacher sich befand, beim Spitalpfarrer Pfaff, den ich in früheren Schriften schon gezeichnet habe.

Hier erwartete mich die in Konstanz wohnende Köchin des verstorbenen „liberalen" Pfarrers von Hagnau, eine schneidige, auch liberale Person, um mir die Verhältnisse der Gemeinde zu schildern, mich vor den dortigen „Extremen" zu warnen und mir den Bürgermeister zu empfehlen.

Mit dem ganzen Rederwerk einer echten „Hauserin" stürmte sie auf mich ein, doch die Wege des seligen Pfarrers zu wandeln und „die schwarzen Heuchler und Betbrüder" zu verachten.

Sie war die Nichte des bekannten freisinnigen Pfarrers Kuenzer an der Spitalpfarrei in Konstanz, der im ersten deutschen Parlament zu Frankfurt saß, und sie mag ihre Redseligkeit und den Liberalismus von diesem Onkel, bei dem sie lange war, gelernt haben.

Es ist bekanntlich schwer, einem redegewandten weiblichen Wesen älteren Datums zu widersprechen, einer alten Pfarrersköchin aber etwas zu widerlegen, ist unmöglich. Ich hütete mich, so schneidig ich dem Bürgermeister entgegen getreten, „der Fräulein Emma", so hieß sie einst in Hagnau, Opposition zu machen. Ich machte ihr ein Kompliment über die gewandte Detaillirung der Verhältnisse, dankte für den „guten Rath" und versprach, an ihre Warnungen und Empfehlungen zu denken.

Ich hatte damit ihr Herz gewonnen, und sie bemühte sich jetzt sehr um einen tüchtigen „Schiffmann" von Hagnau, der meine Habseligkeiten anfangs nächster Woche am Bahnhof in Konstanz in Empfang nehmen und über den See führen sollte.

Schon am anderen Mittag brachte sie den ihr sympathischen Schiffmann Keller von Hagnau, den späteren Bürgermeister, einen braven, katholischen Mann, ins Spitalpfarrhaus, und ich übergab ihm die Ueberfahrt.

Wenige Tage später, und ich stund am Hafen von Konstanz, wo der Fährmann meinen von Waldshut gekommenen Hausrath bereits in sein Schiff verladen hatte. Der damalige badische Oberzollinspektor, ein Kulturpauker ersten Ranges, glaubte aber, den Hetzkaplan, dessen Prozeß er wohl auch gelesen, noch „fuchsen" zu müssen und machte allerlei Schwierigkeiten, weil der See als Ausland gelte; er müsse auf meine Kosten Grenzwächter mitgeben, und Aehnliches.

Meinem Schiffer, der jede Woche einmal vom jenseitigen Ufer nach Konstanz segelte, fiel diese neue Einrichtung auf. Ich gab ihm aber Aufklärung mit den Worten, er werde eben noch nie die Waare eines Mannes über den See gebracht haben, der wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung im Lande Baden verurtheilt worden sei.

Dem schnauzenden Inspektor aber, der sich mit einer lächerlichen Großthuerei in die Brust warf und wie alle geistlosen Bureaukraten durch Grobheit den Mangel an Verstand ersetzte, erklärte ich: „er möge meinetwegen so viele Grenzwächter auf das Schiff setzen als Platz hätten und mir dann die Rechnung schicken; aber ich verlange, daß er mein Schiff nicht länger hinhalte".

Es ging dann ohne Grenzaufseher. Später erfuhr ich, der Mann sei ein alter Revolutionsmacher von 1848 her gewesen, hatte also die Ruhe und Ordnung weit kräftiger gestört als ich. Er behandelte mich aber nichts weniger denn als Kollegen. Dankbar für den schönen Dienst, den der alte Achtundvierziger ohne Staatsexamen

errungen, glaubte er um so schneidiger sich als Kulturkämpfer und Pfaffenfresser zeigen zu müssen.

Als meine sieben Sachen einmal im See schwammen, machte auch ich mich mit meiner Schwester, meinen Vögeln und Tauben aufs Dampfschiff gen Meersburg. Hier miethete ich das elende Gefährte eines alten Lohnkutschers und fuhr auf der Landstraße gen Hagnau.

Von Lord Byron wissen wir, daß er in Italien Hühner, Pfauen und Katzen mit sich führte auf der Reise. Man kann es deßhalb auch mir, dem armseligen Pfarrverweser, nicht verübeln, wenn ich mit einer Anzahl von Käfigen und einer großen Taubenkiste in meinem Pfarrdörfchen am Bodensee einzog.

Es war grimmig kalt. Meine gute Schwester, der, wie allen weiblichen Wesen, „ein Schüssele voll Kaffee" lieber ist, als die schönste, mit den Zähnen ungenießbare Natur, war traurig, daß sie zum erstenmale im Leben aufs Dorf sollte, auf ein Dorf so abgelegen und so einsam, und auf ein Dorf „an so einem wüsten, großen Wasser".

Mein Herz aber jubelte, wenn ich über den See hinschaute, und jeder Wellenschlag, der an mein Pfarrhäuschen hinauftönte, gab meinem Leben einen neuen Impuls.

Der See war mir zunächst alles, entschädigte mich für alles und ließ mich, unbekümmert um das erste Urtheil meiner Hagnauer, heiter in die Zukunft schauen.

Am 1. Dezember 1869 trat ich mein Amt als Seelsorger des kleinen Dörfchens an und verblieb hier bis zum 1. August 1884, nachdem ich anno 1872 durch Jollys Gnade, der mir als geprüftem Philologen das damals verlangte Staatsexamen schenkte, Pfarrer geworden war.

So kam ich an den Bodensee und lernte hier die Schneeballen kennen, welche ich im Folgenden schildern werde.

Dabei werde ich auch Gelegenheit finden, mein eigenes Dorfleben miteinzuflechten.

Eines will ich aber gleich bemerken: die Schneeballen am Bodensee sind keine Bauern aus dem Kinzigthal. Diese gleichen sentimentalen, poetischen Tannenbäumen, jene den kultivirten Rebstöcken, die nur noch Natur zeigen in ihren Ranken und in den wilden Schossen, welche die Rebleute am See „Aberzuiner“ nennen.

Die zwei Prinzen.

Wenn ein neuer Pfarrer oder Pfarrverweser in ein katholisches Dorf kommt, so sind die Mannsleute stets sehr bereitwillig, beim Einzug behilflich zu sein. Bei mir war dieses Einziehen noch mit erschwerten Umständen begleitet, weil die Möbel erst vom Schiff verladen und durchs Dorf herauf vor das Pfarrhäuschen geführt werden mußten.

Dieses liegt mit der Kirche etwas abseits und höher als der unmittelbar am See gelegene Theil des Dorfes, Unterdorf genannt. Die Unterdörfer machten sich nun in erster Linie daran, dem Schiffmann und seinen zwei Gefährten zu helfen, allerdings in sicherer Erwartung eines Trunkes.

Einen tüchtigen Trunk nach einem vollbrachten Liebesdienst erwartet jeder Rebmann am Bodensee so sicher, wie den Abend auf den Morgen.

Unter den jungen Männern, die thätig waren an jenem kalten Dezembertage, meine Habe ins Haus zu transportiren, fiel mir ein überaus kräftiger, schöner junger Mann auf mit stattlichem Vollbart, edel gebogener Nase und großen, dunkeln Augen.

Ich fragte, wer der Mann wäre, und hörte, es sei „des Fürsten Konrad“. Es fiel mir an dem Namen

nichts auf, und ich dachte nicht anders, als der Konrad heiße eben Fürst „zum Geschlecht“, und, weil noch ledig, werde er als seines Vaters, des Fürsten, Sohn bezeichnet, so wie ich als Knabe und als Student „des Becke-Philippe Heiner“ genannt wurde.

Nachdem alles eingeräumt war, spät am Abend, ging ich mit den Mannen ins benachbarte Wirthshaus „zum Fritz“ und ließ ihnen zu trinken geben. 1869 wuchs ein guter Neuer, und den ließen die Leute sich schmecken.

Ich blieb einen Augenblick bei den lustigen See- und Rebleuten, und als ich mich verabschiedete, ging mir der stattliche junge Mann nach und sprach: „Herr Pfarrer, wenn Sie morgen noch jemand brauchen, um das oder jenes zu besorgen, so schicken Sie nur nach mir. Ich hab' immer Zeit.“

Er hatte einen so guten, ehrlichen Eindruck auf mich gemacht, daß ich ihn gleich für morgen bestellte, wohl wissend, daß es noch manches zu ordnen geben werde.

Kaum war ich in der kommenden Frühe aus der Kirche, so stund des „Fürsten Konrad“ schon da, aber diesmal in Gala, die er sonst nur an Sonntagen trug und in dieser Art allein trug am ganzen Bodensee: kurze Kniehosen, Sammetjacke, silberne Schnallenschuhe, schwere silberne Uhrkette und einen großen schwarzen Filzhut, fast größer als mein eigener.

Der Mensch hatte mir durch sein Aussehen gestern schon imponirt, heute aber kam er mir vor wie ein schottischer Landedelmann, und ich dachte mir, bei dem trifft das Sprichwort zu: „nomen et omen habet“ — er heißt nicht bloß Fürst, sondern hat auch was Fürstliches an sich.

Ich bewunderte seinen Anzug, meinte aber, in solchem Aufputz könne er mir nicht helfen meine Vogelkäfige aufzuhängen und meine Bücher auszupacken.

Aber jetzt kam seine noble Natur abermals zur Geltung. Er habe sich, antwortete er, mir zunächst einmal in einem anständigen Kleide vorstellen wollen, gestern hab' er das nicht gekonnt, und ein Herr, wie ich, sollte doch auch sehen, daß des Fürsten Konrad wisse, was sich schicke. Er werde aber zum Bücherauspacken und zum Käfigaufhängen die Kleider nicht wechseln; denn diese leichte Arbeit vertrage auch sein Sonntagsanzug.

Mein Protest half nichts. In Gala war er mir behilflich, meine damals noch kleine Bibliothek zu ordnen. Zu meinem Staunen fand ich aber eine Pfarrbibliothek meiner Vorgänger aus dem 18. Jahrhundert vor und schloß daraus, daß wissenschaftlich gebildete Leute vor mir schon ihren Gefallen gefunden hätten an dem einsamen Pfarrdörfchen am Bodensee.

Kaum war ich etwas eingerichtet, so wollte ich auch meinen liebsten Freund, den See, näher kennen lernen und ihm deßhalb auf einer Gondel einen Besuch machen trotz Kälte und Schnee, welch letzteren die erste Nacht reichlich gebracht hatte.

Da kam ich aber bei des Fürsten Konrad an den rechten Mann. Er besaß eine eigene, schöne Gondel, galt als der kühnste Segler und als der kräftigste Ruderer im Dorf und war deßhalb seit Jahren schon Leibgondolier des Prinzen und der Prinzessin Wilhelm auf dem benachbarten Schlosse Kirchberg.

Prinzen und Prinzessinnen in Hülle und Fülle, ja selbst den Kaiser Alexander von Rußland hatte des Fürsten Konrad schon in seiner Gondel gehabt.

Der Enkel des großen Proletariers und Herren-Feindes, des Eselsbecks von Hasle, bekam also einen Fergen und

eine Gondel, die für ihn fast zu vornehm waren. Jedenfalls aber durfte er solchem Führer sich anvertrauen.

Ich meine, es war am dritten Tag nach meiner Ankunft, an einem Montag, als ich die erste Seefahrt unternahm. Konrads Schwager, der „rothe Haas", ein Riese in der Arbeit und im Trunk, ein sehr intelligenter Bürger und Gemeinderath, wollte in dem zwei Stunden oberhalb Hagnau am schwäbischen Seeufer gelegenen württembergischen Dorfe Fischbach eine Kuh kaufen.

Es ward beschlossen, ihn zu begleiten und nach Fischbach zu gondeln. Der „rothe Haas", der sonst bei der Kälte lieber gelaufen wäre, sollte den zweiten Ruderer machen, damit meine Erstlingsfahrt rascher von statten ginge.

Als ich zur bestimmten Nachmittagsstunde ans Ufer des Sees hinabkam, trat aus einem der Häuschen am See ein dritter, älterer Mann, ärmlich gekleidet und mit einer Pelzmütze auf dem Haupt, aber mit einem noch viel adeligern Kopf, als der Konrad ihn besaß. Eine wahrhaft fürstliche Römernase gab dem Alten jenen Typus männlicher Ahnenbilder, wie er in adeligen Privatgalerien uns oft begegnet.

Er meldete sich auch als Begleiter auf der Fahrt, und der „rothe Haas" stellte ihn vor als „Prinz Hanne (Johann), Stiefbruder des Konrad", und meinte dazu: „Herr Pfarrer, heut' haben Sie noble Gesellschaft, Sie fahren mit zwei Prinzen." „Wie heißen denn die Leute zum Geschlecht?" — fragte ich jetzt neugierig, weil ich früher schon das Wort Fürst gehört hatte. „Sie heißen Wegis, werden aber stets die Prinzen genannt," antwortete der Haas. Jetzt gingen mir die Augen auf, und ich erkannte, daß ich es bei dem Namen „Prinz" nicht mit dem Geschlecht, sondern mit der Art zu thun hatte. Ich glaubte aber an eine Art von Spottnamen und unterließ es, den rothen Haas weiter zu fragen.

Im Flug glitt der Kahn, von drei Ruderern bewältigt, über die kalte Fluth. Ein leichter Nebel lag über dem See und ließ nur wenig vor sich hinsehen. Aber das Wellenspiel neben und unter dem Schiffchen war mir gänzlich neu und machte mir die ziemlich weite Fahrt interessant. Die Ruderer sprachen wenig, ihre Arbeit beschäftigte sie, um so mehr, als sie mir zeigen wollten, wie rasch sie mich fortbrächten.

Im Dorfe Fischbach, dem ödesten am Bodensee, gelandet, ward die Kuh gekauft. Sie stund beim Schultheiß, und ich ging als ehemaliger „Kuhhirt“ meines Vaters natürlich mit dahin.

Spät am Abend kehrten wir über den dunkeln See heim, die „zwei Prinzen“ und ich allein, der „rothe Haas“ aber zog mit seiner Kuh den Landweg.

Ich lud die beiden Fergen bei der Heimkunft zu einem Glas Bier ein und fing dabei an, sie zu studiren. Sie gaben sich mir durchaus ungenirt, aber keineswegs roh und ungebildet. Prinz Hanne war der gesprächigere und der gescheidtere; Prinz Konrad hatte etwas ungemein Biederbes und Gutmüthiges, beide aber unverkennbar vornehme Gesichtszüge.

Was ich an ihnen bewunderte, und was alsbald alle Hagnauer oder, wie sie sich selbst nennen und von ihren Nachbarn genannt werden, „Hangouer“ auch bekundeten, war die ungemeine Fertigkeit im Gespräch, eine Redegewandtheit und eine Handhabung besserer Redensarten, wie ich sie bei Landleuten nur in den Reborten am Bodensee getroffen habe.

Der Bauer im Kinzigthal ist, was diese gewählte Sprachweise betrifft, ein ungeleckter Bär den Seehasen gegenüber.

Der Bauer im Schwarzwald ist elegisch angelegt. Seine düsteren, schwarzen Tannen athmen diese Elegie aus. Sein Leben und Arbeiten in den Bergen ist mühsam, und so auch seine Rede und sein Gang. In den Verkehr mit fremden Menschen kommt er in seinen abgeschlossenen Bergen selten oder gar nie.

Der Landmann am See ist voll heitern Humors und voll Lebendigkeit. Seine Weingärten sorgen für den Humor, und das ewig lebendige Wasser, das in den Wellen des Sees ständig an des Dorfes Ufer schlägt, bringt auch Leben in die Menschen.

Aber Wasser trinkt der Hagnauer trotzdem keines, er ist ein geschworener Feind desselben. Er ist schon satt vom Anschauen der Wassermenge, die er täglich vor sich hat.

Seine eigentliche Lebendigkeit und seinen Humor verdankt er dem Wein. Gibt's vielen und guten Wein, so ist sein Humor unverwüstlich und sein Durst unlöschbar. Gibt's wenig Wein, so wird sein Humor zum bittersüßen Galgenhumor, sein Durst aber bleibt gleich. Nur stillt er ihn dann mit Birnenmost und mit Lire[1]).

Man sagt so gerne, „der Mensch ist das, was er ißt" — am Bodensee hab' ich mich überzeugt, daß er „das ist, was er trinkt". In den Jahren, in welchen der Hagnauer Wein trinkt und nur Wein, ist er ein ganz anderer Mensch, als wenn er mit Most und Lire seinen Durst löschen muß.

Wenn er Wein hat, könnte er, wie man sagt, den Teufel aus der Hölle holen; wenn er Lire trinkt, wird seine Stimmung tragisch, matt und müde. Aber verzweifeln wird der richtige Hagnauer erst, wenn einmal gar kein

---

[1]) Ein Getränk aus Traubentrestern, Wasser und Zucker.

anderer Tropfen mehr gedeiht als das Regenwasser, so vom Himmel fällt und den See und die Brunnen ernährt.

Das Essen ist ihm Nebensache. Er ißt ungemein rauh und einfach, aber im Trinken gilt sein Wahlspruch: „Viel und gut", oder, wenn's nicht anders sein kann, „viel und schlecht".

Darum erzählen die Leute im Dorfe heute noch von jener schrecklichen Zeit, wo in Folge einer Rebkrankheit sechs Jahre lang keine Torkel [1]) „gelaufen" sei. Von der großen Pest aber anno 1635, während welcher das Dorf fast ganz ausstarb, wissen sie nichts mehr.

Ihr Wohl und Weh' hängt eben vom Wein ab, und die weinlose ist ihnen die schrecklichste Zeit.

Doch wenn schon der alte Homer von einem Weingelage sagt: „So was dünkt mich im Geiste die seligste Wonne des Lebens", kann man den Hangouern ihre Freude am Wein auch nicht verübeln.

Die gewandte Rede hat auch noch eine andere Ursache: An den Seeufern war wegen des Weinbaues seit Jahrhunderten viel Verkehr mit Fremden, namentlich in der Herbstzeit. Und die Helvetier vulgo „Schwyzer" am gegenüberliegenden Seeufer verkehren jahraus jahrein mit den „Schwaben am See". Sie bringen allerdings mehr „Fränkli" als Bildung mit, aber sie üben den Umgang mit anderen Leuten. —

So sah ich denn an jenem Abend, zum erstenmal im Leben länger unter anderen Landleuten als im Kinzigthal, daß ein ganz anderer Menschenschlag da oben wohne.

Die zwei Prinzen Hanne und Konrad aber hatten, wie schon gesagt, so vornehme Gesichtszüge, daß man unwillkürlich an ihre Fürstlichkeit zu glauben versucht war.

[1]) Weinpresse mit Holzspindel, vom lateinischen torquere.

Dazu hörte ich noch gleich anfangs, daß beide bis vor kurzem altadeligem, ritterlichem Sport gehuldigt hätten. Sie zogen an Sonn- und Feiertagen ins Binnenland, in den benachbarten Linzgau, und befehdeten die Bauernburschen in den Wirthshäusern.

Prinz Hanne reizte sie mit spöttischen Worten, und Prinz Konrad zeigte ihnen dann seine Fehdekraft und schlug sie nieder.

Beide Prinzen waren draußen in den Dörfern bei den Nachkommen der alten „Liutizen" so gefürchtet, daß bei ihrem Erscheinen die Wirthsstuben sich leerten.

So wurde ich immer begieriger, von ihnen mehr und Näheres zu hören, und was ich im Verlauf der Jahre hörte und erlebte, soll nun erzählt werden.

Prinz Johann hatte schon in seiner ersten Jugend großen ritterlichen Muth gezeigt. Er war der erste gewesen, der, als anno 1830 der See überfror, den weiten Weg von Hagnau in die Schweiz über das Eis gemacht hatte. Er war weit älter als sein Stiefbruder Konrad, und darum hatte er bereits die weite Welt gesehen, ehe dieser aus der Schule gekommen.

Die „Fürstin Anna" war 1826 gestorben und hatte dem Johann ein namhaftes Stück Geld hinterlassen, das er anno 1837, volljährig geworden, alsbald verwandte zu ritterlichen Fahrten.

Er wußte, daß er von altem Adel stamme und eine „Fürstin" ihm das Geld hinterlassen. Drum wollte er, obwohl seither als Rebmann aufgewachsen, auch einmal den adeligen Herrn spielen. Gleich im Frühjahr 1838, als die Sonne die Nebel vom See verscheucht hatte und die Alpenwelt lockend herüberschaute ans deutsche Meeresufer, zog er aus, seines Erbes größten Theil in der Tasche.

Obwohl der Sohn seines Vaters, des Fürsten Josef Anton, und der Großneffe der Fürstin Anna, und obwohl er im Dorf als der Prinz Johann umging, fühlte er doch, daß seine Finanzen es nicht erlaubten, als Prinz zu reisen, und begnügte sich deßhalb mit dem Titel „Graf von Wegis“.

Aber auch als Graf fühlte der Prinz Hanne eine Schwäche: Noch nie war er aus dem Bereich der Seesprache und der Rebmanns-Convenienz am schwäbischen Meere hinausgekommen, und er ahnte, daß Grafen doch anders reden mochten als die redegewandten Hangouer und auch etwas feinere Manieren hätten.

Doch der Prinz wußte sich zu helfen. Eben war ein guter Freund von ihm, der Kornel Rebstein, heimgekommen. Der war jung von daheim fort und als Tambour beim badischen Militär zugegangen. Nachdem er einige Jahre als solcher gedient, kam er zurück, um auf neue Abenteuer auszugehen, denn um in den Reben zu arbeiten, dazu hielt sich der Extambour für zu gut.

In dieser Uebergangsperiode Rebsteins, eines äußerst gewandten Menschen, kam der Prinz Hanne zu ihm, offenbarte ihm sein Vorhaben, eine Reise als Graf zu thun, und seine Bedenken, nicht alle Manieren eines solchen zu haben, und lud ihn als Mann von Bildung ein, die Reise, auf des Prinzen Kosten natürlich, mitzumachen.

Der Hanne war zum Rechten gekommen. Seine Offerte war dem Rebstein so angenehm, als einem Fuchs Trauben, und alsbald entwickelte er dem Grafen von Wegis den ganzen Plan, nach welchem zu verfahren wäre, um den Grafen comme il faut spielen zu können.

Zunächst sagte ihm der Kornel, daß ein richtiger Graf nie ohne einen Bedienten reise, und den wolle er, der Tambour Rebstein, selber spielen. Ferner käme es, um für einen

Grafen angesehen zu werden, auch auf die richtige Kleidung an, und die wolle er dem Hanne in Konstanz verschaffen. Was die Manieren betreffe, so seien nicht alle Grafen feine Leute. Es existirten auch dumme, läppische und grobe Grafen, er selbst habe einmal in einem Buche gelesen, daß es auch Raugrafen gebe.

Und die Sprache, meinte der Rebstein, solle den Prinzen Hanne auch nicht geniren. Auch da wisse er einen Ausweg. Sie würden ihre Reise nur auf die Schweiz ausdehnen, und dort drüben redeten der Junker und der größte Herr auch nicht viel schöner als ein Hangouer.

„Und dann brauchst Du," so schloß der Cicerone, „auch nicht viel zu reden. Schweigen ist viel vornehmer, namentlich wenn man nichts Ordentliches zu reden weiß. Ich will das Gespräch schon führen."

„Die Hauptsache, um den Grafen spielen zu können, ist das Geld, und das hast Du ja, Hanne! Nimm eine ordentliche Portion von dem mit, was die „Fürstin" Dir hinterlassen hat und jetzt jahrelang am Zins gelegen ist!"

Jetzt fielen dem Prinzen Hanne alle Steine vom Herzen. Freudig ging er auf alle Vorschläge seines Lakaien ein, und nach wenigen Tagen fuhren die zwei zunächst über den See nach Konstanz.

Hier wurde der Prinz-Rebmann von seinem Diener in einen Herrn umgekleidet und nach damaliger Art mit Frack und Cylinder ausstaffirt, während der Tambour Kornel sich in einen Herrendiener jener Zeit umwandelte.

Und nun, nachdem die sonstigen Reiseeffekten bis auf einen Schlafrock und eine lange Pfeife besorgt und eingepackt waren, ging's auf die Reise in die Schweiz.

Eisenbahnen gab's damals noch keine in der Ostschweiz. Man fuhr mit dem Eilwagen. Aber der Kornel

hatte dem Prinzen Hanne schon auseinandergesetzt, daß ein Graf Extrapost nehme und nicht mit Kreti und Plethi im Eilwagen fahre.

So wurde denn schon von Konstanz aus mit Extrapost gefahren, wobei der Lakai, wie üblich, auf dem Bock neben dem Postillon saß, der Hanne aber stolz sich im Wagen ausdehnte.

Die Post ging damals über Weinfelden, Frauenfeld und Winterthur nach Zürich, dem Hauptreiseziel des Grafen von Wegis und seines Bedienten.

Ein echter Hangouer Rebmann, und das war der Hanne von Geburt und Erziehung aus, geht oder fährt, wenn er Geld hat, nicht leicht an einem Wirthshaus vorbei, ohne einen Schoppen zu nehmen.

Unser Hanne wollte nun in jedem Schweizerdorf ankehren und eins trinken, während sein Lakai, so gerne er selber trank, den Comment seines Grafen wahren wollte, dem es als solchem nicht gezieme, vor jedem Bauernwirthshaus abzusteigen.

Im Anfang ließ sich der „Herr Graf“ es gefallen, wenn der Kornel in sanften Worten abwinkte. Aber in der Gegend von Weinfelden und Frauenfeld und weiter gegen Winterthur hin sah der Hanne überall Reben, und da wollte er auch überall verkosten, was für einer da wachse.

Zudem wurde es dem Grafen langweilig, so ganz allein im Wagen zu sitzen und den Herrn zu spielen, während der Kornel mit dem Wagenlenker discurrirte.

Als nun hinter Frauenfeld, wo umgespannt worden war, der Diener immer wieder zurückhielt mit dem Einkehren, ging dem Grafen von Wegis die Geduld aus, und er rief in gutem Hangouer Deutsch seinem Vormunde zu: „I pfif Dir in den Grof, wenn i nix sufe soll! Un

allui (allein) in der Schese sitze, isch mer ou z' dumm. Do sitz inner (herein) zua mir, Du dummer Kog, un in jedem Dorf sufe mir uis (eins). Wenn mir derno in e Stadt inner komme, so kann i wider den Grof spile. Aber vor dene Schwyzer Kutscher und dene Schwyzer Bure bruch' i des nit."

Der Rosselenker mochte nicht schlecht die Ohren spitzen, als er den „Herrn Grafen", so hatte der Diener ihn stets titulirt, nach Form und Inhalt so burenmäßig reden hörte.

Doch der Kornel beschwichtigte ihn, der Graf sei nie aus seinem Schloß, das in einem Dorf am See liege, hinausgekommen und habe immer nur mit „gemeinen Leuten" verkehrt, drum rede er so.

Da zudem der Inhalt der gräflichen Rede sich auf eine Sache bezog, die jedem Kutscher angenehm ist, auf das Anhalten vor Wirthshäusern, so kümmerte sich der Fuhrmann wenig um die Echtheit des Grafen. Er wußte in jedem Dorf, wo der beste Wein zu haben wäre, und blieb nicht durstig, da der Graf meist im Wagen trank seinen Lakaien neben sich.

Das Schweizer Volk aber umstand jeweils bald nach Ankunft der Extrapost den Wagen des Prinzen und staunte über den Volksgrafen, der eine so populäre Sprache redete und jedem das Glas zum Trinken anbot.

Bis die Herrschaften nach Winterthur kamen, hatte der Herr von Wegis schon ziemlich „hoch", und jetzt verfiel er in Größenwahn und wollte partout von da ab bis Zürich vierspännig fahren, um den vornehmen Herrn auch recht zu spielen.

Der Kornel, der dem Hanne früher schon vom vierspännigen Fahren gesprochen hatte, rieth aber jetzt noch ab, weil sein Herr zu illuminirt war und bereits im Wagen

zu singen angefangen hatte. Er machte ihm klar, daß ein Herr, der vierspännig fahre, sich im höchsten Grade manierlich benehmen und nicht krakehlen dürfe. Und er erinnerte den Prinzen Hanne an den Großherzog Ludwig, der in ihrer Knabenzeit auf der Fahrt nach seinem Lustschloß Kirchberg am See vierspännig durch Hagnau gefahren sei in einem dicht verschleierten Wagen, so daß niemand den vornehmen Herrn sah, noch viel weniger ihn reden hörte.

Der Hanne ließ sich beschwichtigen und fuhr zweispännig weiter gen Zürich. Aber hier angekommen, war er nicht mehr länger zu halten und befahl, daß fortan während des Aufenthaltes in dieser Stadt vierspännig gefahren werden solle, damit die Züricher auch wüßten, daß er in der Stadt sei.

Der Kornel ging darauf ein und gab nun seinem Herrn eine halbe Nacht hindurch auf dessen Zimmer Vorlesungen, wie er sich zu benehmen habe in einem Viergespann; namentlich müsse das ewige Ankehren und Saufen aufhören. Große Herren tränken zwar meist auch gern, allein das geschehe in ihren Schlössern und nicht in öffentlichen Wirthsstuben und auf der Straße. Freund Hanne könne es, meinte der Reisecavalier, ja auch so machen und bei der Heimkehr auf seinem Zimmer essen und trinken, so viel sein Hangouer Rebmannsherz begehre. Aber vor dem Publikum müsse er manierlich sein, wenig reden und möglichst hochdeutsch, wenn er als ein Graf gelten wolle, eine Ehre, für die er ja so viel Geld ausgebe.

Der Prinz Hanne versprach alles Gute, wenn er nur vierspännig fahren könne in der Hauptstadt an der Limmat und als vornehmer Herr angestaunt werde. Der Kornel holte ihm nun noch einen polnischen Schnürrock; denn damals lebten bekanntlich viele junge und alte Polen von

Adel in der Schweiz, und der Kornel meinte, als polnischer Graf würde der Hanne leicht angesehen werden, so lange er schweige.

Es ging alles brillant. Die Schwyzer staunten, wie alle Republikaner, über den vornehmen jungen Herrn, der vierspännig durch ihre Straßen fuhr, und der Wirth zum Schwert und seine Kellner hatten allen Respekt vor dem Grafen, der sich auf dem Zimmer serviren ließ und, was einem Hotelier am meisten imponirt, viel trank.

Am achten Tage des Aufenthaltes, der Prinz Hanne hatte etwas über den Durst getrunken, fuhren sie ins Theater. Der Graf in seinem Polenrock ward vom Lakaien in eine Parterreloge geleitet, während dieser sich unter ihm ins Parterre setzte.

Das Stück ging lang, und der Hanne bekam einen grausamen Durst, wie die Hangouer sagen. Er winkte in den Pausen wiederholt seinem Diener zu, um ihn zu sich zu bestellen und ihm den Auftrag zu geben, etwas zum Trinken zu bringen; denn der Graf hatte gesehen, wie die Schwyzer Damen mit Eis und Süßigkeiten sich erfrischten.

Der Kornel war aber so in Betrachtung des Publikums versunken, daß er ganz vergaß, nach seinem Herrn zu sehen. Dem Hanne aber ging schließlich die Geduld und der Verstand vor Durst so aus, daß er seines hohen Standes ganz vergaß und in einer Pause seinem Diener hinab ins Parterre die Worte zurief: „Kornel, Du dummer Kog, bring' mir nemes (etwas) z' sufe, sonst gang i usser (hinaus!")

Mit diesem Zuruf hatte der Prinz das ganze Theaterpublikum auf seiner Seite, und ein Sturm von Gelächter zog durch das Theater. Aber die Schwyzer merkten auch, daß der junge, polnische Herr seiner Sprache nach kein Pole, aber auch kein echter Schwyzer sein mochte.

Nur eine Stimme rief: „Der Pol isch bigott us'm Thurgi" — und sie kam der Wahrheit ziemlich nahe, weil das Thurgi [1]) unmittelbar am See liegt, Hagnau gegenüber.

Der Extambour und Grafendiener Kornel war auf den Tod erschrocken, als er den Hanne so gräßlich aus der Rolle fallen sah. Er eilte hinauf, zog den Unglücklichen aus der Loge und hinaus in die dunkle Frühlingsnacht und erklärte ihm, jetzt sei alles verloren und das Beste, sich möglichst bald aus dem Staub zu machen. Die Polizei würde morgen früh schon auf den falschen Grafen im Polenrock fahnden, und dann könnte es kommen, daß beide nach einigen Gefängnißtagen auf dem Schub nach der Heimath zurückbefördert würden. Es gelte nun, möglichst bald zur Stadt hinauszukommen.

Der verblüffte Hanne war mit allem einverstanden, aber ehe er seinen Durst gelöscht, zöge er nicht von dannen, und wenn er diese Löschung auch mit einer Verhaftung erkaufen müßte.

Im Schwert ward der Hanne getränkt und die Rechnung noch am Abend bezahlt, wobei es sich herausstellte, daß die beiden Hangouer über tusig Fränkli verdinirt und verfahren hatten. Aber das Geld des Prinzen war noch nicht alle.

Auf den folgenden Morgen, gleich nach drei Uhr, ward eine Extrapost bestellt und zu Zürich hinausgefahren unter Zurücklassung des Polenrockes.

Sie schlugen sich der Ostschweiz zu, und der Hanne gefiel sich bald wieder, die Rolle eines „Raugrafen" in den Dörfern zu spielen, wo ein Fehltritt oder Fehlspruch nicht so auffiel, wie in Zürich.

---

[1]) Der Kanton Thurgau.

Als beide etwa acht Tage später von St. Gallen her bei Rorschach wieder an den Bodensee kamen, war ein großer Theil des Erbes von der Fürstin dahin.

Es langte knapp noch zur Ueberfahrt an das schwäbische Ufer, und arm wie Kirchen-Mäuse wanderten der Graf von Wegis und sein Reisemarschall und Kammerdiener zu Fuß von Friedrichshafen Hagnau zu.

Hier in der Heimath hatte der Prinz aber noch einen Theil seines fürstlichen Vermögens an Bürger ausgeborgt. Dies wollte er erheben und mit seinem Mephisto abermals eine Reise thun. Allein die Schuldner vertrösteten ihn mit der Zahlung auf die nahe Kirschenernte, die jeweils Geld ins Dorf bringt.

Der Kornel machte dem Hanne nun den Vorschlag, er solle als Kirschenspekulant im Großen auftreten, das imponire den Leuten auch und sei eines Hangouer Prinzen nicht unwürdig. Gesagt, gethan, der Graf von Wegis kaufte seinen Schuldnern die Kirschen auf den Bäumen ab, stellte Pflücker und Pflückerinnen an und begann zu ernten und en gros mit Kirschen zu handeln.

In den Rebhalden am See hin stehen zwischen Hagnau und Meersburg bis hinauf auf die Höhe der Rebhügel zahlreiche Kirschbäume, die zur Blüthe- und Erntezeit einen herrlichen Anblick gewähren und ihre Pracht tief hinabspiegeln in den See.

Am frühen Morgen, wenn die Leute des Prinzen am „Chries-Beeret", d. i. am Kirschenpflücken waren, erschien der Prinz Hanne, die große Pfeife im Mund und den Schlafrock lose über den Leib getragen und mit rother Quaste befestigt, an der Spitze seines Adjutanten und hielt Revue ab.

Dann befahl er, die gefüllten Körbe gen Abend nach

Meersburg zu bringen, wohin nach der Morgen-Inspektion „der Chriesen-Prinz“ abging und wohin er noch Kirschen aus den umliegenden Dörfern bestellt hatte.

Gleich innen am alten Ostthore von Meersburg steht das Wirthshaus zum Bären, ein Bau aus dem 16. Jahrhundert, den ein schöner Erker ziert.

In diesen Erker setzte sich der Graf von Wegis, aß, trank und rauchte im Schlafrock mit seinem Freunde und wartete, bis der Kirschentransport zum Thor hereinkam und dem See zuwandelte zum Verladen auf das Schiff nach Konstanz.

Jetzt verlegte der Prinz sein Quartier ins Hotel zum Schiff am Meeresstrande und am Hafen, wo die Verladung der Kirschen in ein Segelschiff stattfand.

„Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun“ — und wenn einmal ein Prinz am See mit Kirschen handelt, so haben die Pflücker, die Lastträger, die Schiffsleute und die Kinder gute Tage.

Das war echte Fürstenart, die auch der Prinz Konrad hatte, daß der Hanne freigebig war über alle Maßen, so oft und so lange er etwas hatte.

Die mit den Kirschen zu thun hatten, bekamen im „Schiff“ — nach Herzenslust zu trinken, und die Buben und Mädle in Meersburg und Konstanz von dem lustigen Chriesen-Prinzen ganze Körbe voll der süßen Frucht geschenkt.

Wenn dann in der sommerlauen Nacht die Sterne über dem See aufgegangen waren und der Morgenstern, den der Prinz auf dem Balkon am See trinkend erwartet hatte, über die Allgäuer Berge in das schwäbische Meer blinzelte und der Ostwind die Segel der Schiffe schwellte, erhob er sich und ging zu Schiff, um seine Kirschen in Konstanz auf den Markt zu bringen.

Hange — so heißt Hagnau in der Sprache am See — ist ein kleines Dörflein, aber doch berühmt ringsum und weithinein — im helvetischen „Thurgi", in St. Gallen, Zürich, Graubünden und im Schwabenland, berühmt zweier seiner Produkte wegen. Es liefert das zarteste Kalbfleisch am See, weil es die „größten Kälber" züchtet und kein Rebmann das Junge von der Kuh verkauft, ehe dieses fünf Wochen lang den See hat rauschen hören. Und in Hagnau's Gefilden wachsen die feinsten und süßesten Kirschen am ganzen schwäbischen Meer hin.

Zur Zeit der Kirschenernte lösen sich heute noch in den ersten Morgenstunden täglich einzelne Schiffchen vom Hagnauer Seeufer los und segeln Kostnitz zu. Dort warten am Strande sehnsuchtsvoll die Händler aus der Stadt und aus der Schweiz auf die „Hangouer Chriesen", die Edeldamen unter den Kirschen am See. Bis Zürich und hinauf bis nach Chur in Graubünden und hinab bis nach Ulm wandern die schwarzen und rothen Hangouer Chriesen und tragen weithin den Namen des kleinen Dörfchens.

In der Erntezeit des Jahres 1838 kam der Prinz Hanne alltäglich auf einem großen Segelschiff im Hafen von Konstanz an mit seinen prinzlichen Chriesen, seinem rothen Schlafrock, seiner langen Pfeife und seiner fürstlichen Freigebigkeit.

Seine Ladung war bald „gelöscht", wie die echten Seeleute sagen, und dann ging der Prinz mit seinem Kornel und mit der Schiffsmannschaft in den Adler oder in den Hecht, damals die ersten Hotels, löschte auch seinen Durst und tafelte, wie es einem Fürsten und seinem Gefolge geziemt.

Wenn die Sonne über den Hohentwiel hinabgesunken war, bestiegen die lustigen Seeleute mit dem Prinzen das

Schiff und fuhren ans andere Ufer nach Hange. Am kommenden Morgen ging der Chriesen-Handel wieder von vorne los, wie am Tage zuvor, und der „Chries-Beeret" von anno 1838 wurde durch den Großhandel des Prinzen Hanne der lustigste des 19. Jahrhunderts.

Als die drei Wochen der Kirschenzeit um waren, da war auch, trotz des guten Absatzes der Hangouer Chriesen, der Rest des fürstlichen Erbes dahin — bis auf einen Kronenthaler. Der, meinte der Prinz, da er mit dem Kornel das Resultat ihres Handels übersah, müsse auch noch weg. Denn seine Mutter, die Bernharda, des Rebmanns Tochter auf Schloß Kirchberg, habe ihm oft prophezeit, er werde trotz des zu hoffenden Erbes der Fürstin als armer Teufel sterben.

Und der Hanne selbst glaubte nach den homerischen Worten:

Als mich die Mutter gebar, spann mir's die Spindel der Parze,

daß es ihm nicht bestimmt sei, auf Erden Schätze zu sammeln, und darum gab er mit Humor den letzten Kronenthaler hin.

Er ging in den Löwen, setzte sich mit seinem Kumpan ans Ofentischle, ließ am hellen Tag ein Licht anzünden, legte sein letztes Vermögen daneben und trank und sang, bis es alle war.

Am Abend noch ward von beiden der Entschluß gefaßt, von morgen an als ehrliche Leute ihr Brod zu verdienen und der Erinnerung an die gehabten guten Tage zu leben. Und so geschah es. Der Prinz Hanne, dem die väterliche Burg verschlossen war vom Tage seiner Grafenreise an, verdingte sich als Knecht zum alten ehemaligen Kloster-Amtsdiener Dominik Uiser (Ainser), welcher von Klosterzeiten

her unter dem Weingarten'schen Klosterhof ein schönes Anwesen hatte[1]). Der Extambour wurde Taglöhner. Hören wir, ehe wir dem Prinzen Hanne folgen, wie es ihm ging.

Zwischen dem Bodensee bei Hange und dem waldigen Gehrenberg im Linzgau liegt eine große Wiesenfläche, ein ehemaliger Binnensee, das Fürstenried genannt, einst im Besitz der Fürsten, nach deren einem auch unsere zwei Fürsten genannt wurden.

In jenen Tagen, da der Prinz Hanne abgebrannt war, wurden große Wässerungs-Arbeiten im Fürstenried vorgenommen. Eine Compagnie Hangouer Bursche hatte sie auszuführen übernommen. Bei diesen trat der Kornel als Compagnon ein. Aber zu schwerer Arbeit war der Tambour und Herrendiener weder tauglich noch aufgelegt.

Er, ein netter Mensch und äußerst gewandter Redner, unterhandelte nun mit seinen Genossen, sie sollten arbeiten, und er wollte — sie campirten auf dem Fürstenried — für ganz billige oder unentgeltliche Menage sorgen und so reichlich seinen Antheil an der Arbeit verdienen.

Nun patrouillirte der schöne, junge Tambour auf den einzelnen Höfen und in den Dörfern und focht für die armen Arbeiter im Fürstenried, die den ganzen Tag im Wasser stünden und nichts verdienten.

Bei den Damen hatte er Glück; er verstund außer dem Eindruck seiner Figur auch zu reden, was die Weiber gerne hören, und bekam Speck, Fleisch, Gemüse und Kartoffeln im Ueberfluß. Was er so zusammengebracht, schleppte er ins Fürstenried, kochte es in einem Feldkessel, und die Compagnie hielt Mittags und Abends ein lustig Zigeunermahl.

---

[1]) Das Dorf Hagnau gehörte Jahrhunderte lang dem Kloster Weingarten in Oberschwaben.

Doch auch das Feldlager im Fürstenried ging zu Ende, wie alles auf Erden, und der Kornel sollte wieder als echter und rechter Taglöhner arbeiten; das aber behagte ihm nicht.

Eines Tages war er verschwunden. Nach Monaten kam ein Brief aus dem fernen Süden mit der Meldung, er sei päpstlicher Soldat geworden.

Zehn Jahre lang diente er unter des Papstes Fahnen, bis der Krieg in Italien und die Revolution in Baden ausbrachen. Jetzt überkam den Kornel das Heimweh nach deutschen Waffenthaten; er desertirte dem Papst und stellte seinen Heldenmuth dem badischen Vaterlande zur Verfügung.

Er meldete sich aber nicht in eitlem Landsknechtsdünkel bei einem der Revolutionsgeneräle, sondern erschien bescheiden in Hauge und trat in das Hagnauer Aufgebot, dem mein späterer Sacristan vorstand, als Unteroffizier ein, obwohl er bereits päpstlicher Sergeant gewesen.

Ins Feuer kamen, wie wir in einem andern Kapitel hören werden, die Hagnauer Freischärler nicht. Als aber nach kurzem Wahn die Revolution ein Ende hatte, verhafteten zwei Gendarmen den päpstlichen Sergeanten Kornel. Er hatte scharf mit Redensarten gekämpft und ward deßhalb eingezogen, vertheidigte sich aber so gewandt, daß er nach nur achttägiger Haft auf freien Fuß gesetzt wurde.

Jahr und Tag suchte nun der einstige Mephisto des Prinzen Hanne seinen Lebensunterhalt wieder mit der Händearbeit, um in der Heimath leben und bleiben zu können. Aber ungewohnt mühsamen Taglöhnererwerbs, treibt's ihn im Jahre 1850 wieder in die weite Welt, und zwar vom schwäbischen Meer an den Golf von Neapel.

Der Kornel wurde neapolitanischer Soldat und zeichnete sich so aus, daß er vierzehn Jahre später beim Sturz der bourbonischen Herrschaft Capitän war. In Gaëta hatte er

noch mitgekämpft und nach dem Falle dieses Platzes beschlossen, mit seiner Frau, einer ziemlich reichen Französin, einen Besuch am heimathlichen See zu machen, um sich seinen Hangouern zu zeigen als alten Krieger und Offizier.

Eine Anzahl großer Kisten kam vor seiner Ankunft, von ihm abgesandt, in das stille Dörfchen, in welchem die Kolli bedeutenden Eindruck machten.

Er selbst aber, schon unterwegs, sollte die Heimath nicht mehr sehen. Er starb in Genua am Typhus und liegt auf dem wunderbar schön gelegenen Friedhof jener Stadt begraben. Seine Frau kam später mit ihrem Bruder und holte die Kisten, nicht ohne die eine und andere geöffnet und daraus seinen Freunden und Verwandten Andenken an den Kornel gemacht zu haben.

Seine besten Bücher bekam der Bürgermeister Model, von dem sie in meinen Besitz übergingen. Sie zeugen vom hohen Sinne des einstigen Tambours, der sich nach großen Mustern bilden wollte und darum den „neuen Plutarch oder Bildnisse und Biographien der berühmtesten Männer und Frauen aller Nationen und Stände“, in vier Bänden, zu seiner Lieblingslektüre erhoben hatte.

Sicher würde die Frau, wenn sie gewußt hätte, was wir wissen, die vier Bände dem Prinzen Hanne dedizirt haben, aber sie verstund kein deutsches Wort. Ein Dolmetsch, der von Meersburg citirt worden war, mußte alles vermitteln. —

Wie es so oft im Leben vorkommt, daß es dem Diener schließlich besser geht, als seinem einstigen Herrn, so geschah es auch beim Prinzen Hanne und seinem ehemaligen Lakaien.

Nach der Grafenreise und dem Chriesenexport blieb der Hanne Jahre lang beim Amtsdiener ein fleißiger Knecht, der im Frühjahr und Sommer in den Weinbergen

und auf den Feldern tüchtig arbeitete und im Winter Trester-Schnaps brannte.

Nur von Zeit zu Zeit kamen ihm prinzliche Gelüste. Im Sommer, wenn der See „blühte", das heißt seine vom geschmolzenen Gletschereis schäumenden Wellen ans Hangouer Ufer warf und der Säntis unbedeckten Hauptes jugendlich ins schwäbische Meer hinabschaute und der Prinz Hanne am Ufer stund, so überkam ihn die Sehnsucht nach einer „Lustfahrt".

Dieser Sehnsucht widerstand er nicht, wenngleich Werktag war und Arbeit genug auf dem Feld und im Rebland. Er nahm eine Gondel und fuhr über See ins „Thurgi", trank mit den Schwyzern Most, aß von ihrem weißen Brod, so lange er Geld hatte, und dann fuhr er wieder heim und arbeitete mit neuen Kräften, stillvergnügt, wieder eine Lustfahrt gemacht zu haben.

Nachdem sein Stiefbruder Konrad herangewachsen und ein Recke geworden war, nahm der Prinz Hanne ihn mit auf seine Landfahrten, die wir oben bereits erwähnt.

Weil der Hanne Erholung auf dem See liebte und gerne auf dem Wasser war, verdingte er sich Mitte der vierziger Jahre einem Fischer, dem „Däschler-Sepper", der ein nettes Häuschen am See hatte, beständig dem Fischen nachging und für seine Reben und Felder einen Knecht hielt, der ihm ab und zu auch half, seine Netze zu werfen.

Der Sepper (Josef) war Hagestolz und haushaltete mit zwei Schwestern, mit der Zenz (Crescentia) und mit der Nänni (Anna). Der Prinz mit seiner Römernase und dem kurzen, vornehmen Schnurrbärtchen darunter war ein schöner Mann und ein fleißiger Knecht; in dieser letzteren Eigenschaft gewann er die Gunst seines Herrn

und in der erstern die der zwei Fischer-Damen, von denen eine häßlicher war als die andere. Die Häßlichen aber suchen bekanntlich, wenn's geht, schöne Männer, um ihren Defekt etwas auszugleichen.

Das Leben eines Kleinfischers am Bodensee, das der Sepper lebte, ist ein ungemein monotones, und es gehört große Selbstverleugnung dazu.

Morgens in aller Frühe fängt er am Strande seine Köderfischchen, dann geht er in See, ein Stück Brod und einen Krug Most oder sauern Weins in seiner Gondel, auf deren Hintertheil der „Haspel" mit der Angelschnur angebracht ist, die er nun seeab und seeauf, kreuz und quer durch die Fluthen fährt. Oft „schwebt" er so halbe und ganze Tage lang im heißen Sonnenschein, im strömenden Regen auf dem Wasser hin, ohne daß ein Großfisch anbeißt.

Gegen Abend kommt der einsame Mann wieder ans Land, wenn's gut gegangen ist, mit ein' oder der andern Seeforelle und mit einigen Hechtlein als Beute.

Trotz dieser Monotonie hat es zu allen Zeiten in dem kleinen Dörfchen Hange einzelne Leute gegeben, die weit lieber allein auf dem See auf und ab ruderten, als in Gesellschaft in den Reben arbeiteten. Wie Hirten einsam ihre Thiere weiden, stillvergnügt in ihrer Einsamkeit, so sind diese Einzelfischer am See; sie sind die Seehirten, welche die Fische, so weiden wollen, in ihren Kahn ziehen.

Zu ihnen gehörte auch der Herr des Prinzen, den sein fürstlicher Knecht nur am Abend oder am frühen Morgen bisweilen begleiten durfte, wenn es galt, große Legschnüre in den See zu bringen oder zu holen.

So war der Sepper unter Tags draußen auf dem Wasser, während der Hanne mit den zwei Schwestern auf dem Lande arbeitete und das beste Leben hatte, weil die

Zenz und die Nänni dem jugendlichen Prinzen gar wohl wollten und eine die andere überbot, ihm gut zu kochen.

In der Frühjahrs- und Sommerszeit, wenn die Weinberge bearbeitet werden, sind an Werktagen in Hange alle Häuser menschenleer, das Schulhaus und das Pfarrhaus ausgenommen. Wer arbeiten kann, ist in den Reben. Wenn der „Meßmer" über See und Land hin „olfe lütet" [1]), kommen die Wibervölker, wie der Bur im Kinzigthal sagt, aus jeder Familie zwei, aus den Reben heim; die eine zieht in die Küche, die andere in den Stall.

Eine halbe Stunde später rücken die anderen nach, und wenn's um zwölfe vom Kirchthurm den englischen Gruß verkündet, hat alles gespeist, an Werktagen Bohnen und Knöpfle abwechselnd mit Knöpfle und Bohnen, je nachdem das eine oder andere dieser zwei Gerichte unten oder oben in der Schüssel liegt.

Besser ging's beim Essen dem Prinzen Hanne. Wenn er heimkam, hatte diejenige von des Fischers Schwestern, welche die Tour in der Küche traf, dem schönen Knecht „eine Krazete" oder „Küchlen" geschmorrt und füllte den Weinkrug, den der Hanne leer aus den Reben heimgebracht, eilig bis oben, um ja seine Gunst zu gewinnen.

Doch der Hanne, wissend, daß große Herren gerne in Politik machen, war in seiner Eigenschaft als Prinz ebenfalls sehr politisch und schmeichelte, so lange der Sepper lebte und Herr von Haus und Feld war, beiden Nymphen und ließ sich von beiden mit „Krazeten" und vielem Wein hofiren, beide auf die Zukunft vertröstend.

In diese Zeit fiel die badische Revolution, die am Bodensee ihren Anfang nahm und, wie wir in einem

[1]) elf Uhr läutet.

anderen Kapitel ersehen werden, starke Wellen auch am Hangouer Ufer schlug. Auch in dieser verführerischen Zeit erinnerte sich der Graf von Wegis, daß Männer höheren Standes konservativ sind, und hielt sich streng loyal an die alte Regierung.

„Prinzen," so pflegte er zu sagen, „sind keine Freischärler und machen auch nicht mit ihnen. Drum bleibt der Prinz Hanne großherzoglich und wird nicht heckerisch [1])." Da er zudem damals über dreißig Jahre alt war, konnte er auch nicht gezwungen werden, „die Waffen für des Vaterlands Befreiung" zu tragen.

Seine republikanischen Mitbürger billigten seine prinzliche Stellung zur Schilderhebung gegen den Landesfürsten, und unbehelligt ging er, einer der wenigen Prinzen in Deutschland, denen in jener Zeit nichts widerfuhr, durch die Revolutionsjahre hindurch. Und aufs Neue erhob er stolz sein Haupt, nachdem der Aufstand so kläglich geendet hatte, und freute sich, daß die Fürsten wieder zu Ehren gekommen und die Freischärler unterlegen waren.

Es sollten auch sonst bald bessere Tage für den Fürsten-Sohn kommen. Sepper, der unverdrossene Fischer, segnete das Zeitliche.

Wenn der Prinz Johann nach Feierabend am Fenster seines Herrn saß, den Weinkrug, den die zwei Grazien ihm gefüllt, neben sich, so schaute er jeweils über den See hin, um des Seppers Heimfahrt schon von ferne zu sehen.

Oft wurde es spät, bis dieser vom Fischen heimkehrte, die Betglocke hatte ihn umsonst gemahnt. Am Abend

[1]) Der Hauptrevolutionsmann anno 1848 war in Baden bekanntlich der Advokat Hecker.

beißen die Fische am liebsten an, und der Fischer bleibt deßhalb oft lange auf dem Wasser.

Wenn der Hanne den Sepper wegen der Dunkelheit über dem Gewässer nicht sehen konnte, so machte er das Schiebfensterchen auf und „loste“ (horchte) hinaus, bis er die Ruderschläge des Heimkehrenden vernahm.

Dann eilte er hinunter ans Ufer, empfing den Herrn, zog sein Schifflein ans Land und trug ihm die Beute heim oder das Fischergeräthe, damit auch der Sepper sein Wohlgefallen an ihm habe.

So wartete der Prinz Johann eines Abends auf den Fischermeister. Er blieb lange aus. Die Nacht brach über den See herein, und der Knecht lauschte den Ruderschlägen des Herrn. Endlich hörte er sie, aber müde und matt, dem Ufer zu schlagen.

Der Hanne eilte hinab. Der Sepper landet mit Mühe, und ehe er aussteigt, ruft er· „Gottlob, daß ich da bin. Ich hab' geglaubt, ich käm' nimmer heim; 's ist mir sterbensübel.“

Er stieg mit Hilfe des erschrockenen Hanne aus, wankte seiner Hütte zu, legte sich nieder und starb.

Jetzt sind die Zenz und die Nänni Herrinnen in Haus und Feld, und der Prinz Johann ist Knecht zweier Damen, von denen jede gerne die Herrschaft mit ihm getheilt hätte.

Hätten die zwei Schwestern Länder und Völker zu regieren gehabt, so wäre sicher blutiger Krieg entstanden, wenn eine den Prinzen zum Mitregenten erhoben und die andere entthront hätte; denn leider müssen die Völker der Erde nicht nur oft wegen der Eroberungssucht ihrer Fürsten, sondern auch wegen deren Liebschaften und Heirathen bluten.

Wären die Zenz und die Nänni aber Töchter besserer

Stände, kultivirte Modedamen gewesen, so hätte es bitteren Haß und Feindschaft, Familienscenen unschönster Art gegeben, wenn eine hätte ledig bleiben und ihrem Herzen Gewalt anthun müssen um des Hannes willen.

So aber gehörten die zwei Damen in dem Fischerhäusle am See zum ungebildeten Volk, drum machten sie ihre Familien- und Herzensangelegenheit im Frieden aus. Die Zenz war in den langen Jahren, da der Prinz im Hause diente, noch älter geworden, nachdem sie bei seinem Dienstantritt schon alt war. Und da, zu ihrer Ehre sei's gesagt, die Frauen im Alter weise werden, während die Männer in gewissen Dingen Thoren bleiben, so resignirte sie in stillem Frieden. Sie überließ der jüngeren Schwester den Prinzen sammt dem Palais am See und den Ländereien und Weingärten am Ufer hin, bat sich nur Herberg und Pfleg für Lebenszeit aus und versprach dafür, so lange sie könne, in Reben und Feld mitzuarbeiten.

So wurde, im Jahre 1855, der Prinz Johann vom Knecht zum Herrn in dem reizend gelegenen Häuschen am See und in Seppers Weinbergen, Aeckern und Wiesen.

Wer nicht wüßte, wie feinfühlig das Volk ist und wie kultivirt die Hangouer Rebleute sind, der könnte es daran sehen, daß die Nänni mit dem Tage, da sie des Prinzen Frau wurde, nicht etwa „Prinzessin Nänni“ genannt wurde, sondern alle Tage bis an ihr Ende nach wie vor hieß: „Des Däschlers Nänni“.

Sie war dem Prinzen nicht ebenbürtig, und das fühlten die Hangouer heraus und gaben darum der Nänni unverändert den angeborenen bürgerlichen Titel.

Dagegen ward der Prinz Johann nach dem Tode seines Vaters, des alten Fürsten, nicht selten auch Fürst Johann genannt oder Hanne, der Fürst.

Und doch hat noch kein Hagnauer, den Hauptmann Rebstein ausgenommen, je einen genealogischen Hofkalender in der Hand gehabt oder von morganatischen Ehen gehört.

Aber die Volksseele ist eben von Gottes Gnaden und geht deßhalb spielend mit den Künsten, Wissenschaften und Gepflogenheiten der kleinen und großen Welt um.

Kaum war aber der Prinz Johann vom Knecht zum Herrn geworden, als er, einem natürlichen Zuge folgend, seine Lust zur Arbeit verlor und an ihre Stelle prinzliche Gelüste traten.

Er machte Lustfahrten in des Fischers Kahn, Raufpartieen mit seinem Bruder Konrad oder er hielt Trinkgelage ab auf seine Kosten mit jedem, der Durst hatte.

„Ein Prinz," sprach er, „ist, wenn er's irgendwie anders machen kann, nicht zur schweren Arbeit bestimmt," und überließ den zwei Damen die ganze Sorge im Feld. Sie mußten selbst das Gras für die Kühe holen. Nur im Haus, wo niemand es sah, wenn Hanne, der Fürst, knechtliche Arbeiten verrichtete, war er thätig; er fütterte das Vieh und molk die Kühe.

Und noch eine Thätigkeit liebte der Prinz in seinen Tagen als Herr in der Fischerhütte. Er ging gerne nächtlicher Weile auf eine Art Raubritterei aus.

Den Kamm des Moränehügels, welcher am Seeufer hinzieht und dessen Gehänge die Weinberge der Hagnauer bilden, ziert ein stattlicher Wald, einst, wie das Dorf, im Besitz des Klosters Weingarten, dessen Namen er heute noch trägt.

Diesen Wald, meinten die Hangouer von jeher, habe der Staat bei der Säkularisation der Klostergüter sehr billig ge—holt, und sie dürften deßhalb auf ähnliche Art einzelne Bäume holen.

Zur Winterszeit, wenn die riesigen Kachelöfen im Dorf nach Holz schreien, wenn das Seeufer mit Eis kantirt ist und über den Reben das Schneetuch liegt, schleicht in später Abendstunde manch einer dem „Wigarte“ zu und schaut, wo Holz ist.

Ich bin mehr denn einem begegnet in den vielen Jahren, da ich am See lebte, der keuchend eine Fahrt Holz aus dem Wald schleppte, hab' ihn aber nie beschrieen.

Einer der eifrigsten Frevler war Hanne, der Fürst, obwohl er selbst ein Wäldchen sein eigen nannte. Es machte ihm Spaß, schöne „Dürrständer“ oder auch „Rebstecken“ zu annectiren aus dem alten Klostergut.

Er hielt den Holzfrevel für eine ritterliche That, die er so lange trieb, bis der Holzfrevel durch ein neues Forstgesetz als Diebstahl gebrandmarkt wurde. Von dieser Stund' an hielt der Prinz Johann das für eine Schande, was er zuvor für kavaliermäßig erklärt und betrieben hatte, und unterließ seine nächtlichen Wanderungen in den Weingarten. —

Fürstlich war, wie wir schon oben gesehen, des Prinzen große Liberalität, wenn er Geld hatte und so lange er welches hatte, ritterlich seine Vorliebe fürs Zechen und einen guten Trunk. Im Herbst behielt er den besten Wein für sich, den geringeren aber verkaufte er. Ein Prinz, meinte der Hanne, trinkt kein Lumpenzeug.

Nobel war seine Art der Herablassung, mit welcher er jeden, der am Wirthshaus, in dem Hanne, der Fürst, saß, vorbeiging, hereinrief und zum Trinken einlud. Und wenn einer der Gerufenen auch Hunger äußerte, ward auch der gestillt. Mehr denn einmal ging der Prinz heim und holte ganze und halbe Seiten Speck aus dem Kamin und opferte sie dem Appetit der Hagnauer Winzer und Fischer.

Andere lustig zu machen, ihren Hunger und Durst zu stillen, war des Prinzen größte Freude, selbst wenn der letzte Thaler draufging.

Die Zenz und die Nänni waren mit dieser noblen Passion des einstigen Knechtes nicht einverstanden und jammerten, daß er so den Prinzen spielte, mit ihrem Vermögen so üppig umging und ihnen blos die Arbeit überließ.

Der Hanne aber meinte, er habe „des Däschlers Nänni“ nicht geheirathet, um weiter Knechtsdienste zu thun, sondern um „standesgemäß“ leben zu können, wie es Prinzen und Grafen oft machten in der Welt draußen und ins Bürgerthum heiratheten, um ihre Finanzen wieder in Ordnung zu bringen und herrenmäßig leben zu können.

Es sei Herablassung genug, wenn er die Kühe melke, was noch nie ein Prinz gethan.

So kam das Jahr 1865 und mit ihm ein Weinjahr erster Güte. Ein solches bewirkt am See doppelte und dreifache Freude, weil an den kühlen Ufern des schwäbischen Meeres selten „ein guter“ wächst und der Seewein ja nur berühmt ist durch seine Säure. Mit Recht berühmt ist nur der Meersburger, des Hagnauers Nachbar. Eine alte Legende gibt aber den Grund an, warum der Meersburger viel besser ist, als seine Nachbaren.

Zur Zeit, als noch die Römer in ihrem Kastell Marispurgum saßen und die Kelten ringsum ihre Unterthanen waren, sei einmal unser Herr mit Sankt Peter am See herunter gekommen auf einsamer Wanderung.

Da, wo heute die Dörfer Immenstaad und Hagnau liegen, habe er an verschiedenen Fischerhütten und Pfahlbauten um Nachtquartier gebeten für sich und seinen Begleiter, sei aber, seiner fremden Erscheinung wegen, von den mißtrauischen Keltenmännlein grob abgewiesen worden.

In Meersburg, wo römische Kultur sich niedergelassen, waren die Leute gastfreundlicher und höflicher. Sie gaben den zwei Fremdlingen Herberge für eine Nacht.

Am andern Morgen vor der Abreise sprach der Herr: „Weil Ihr mich und meinen Freund so gastlich empfangen, will ich Euch eine bleibende Freude machen. Weinstöcke sollen alsbald Eure Hügel bedecken und Wein bringen zu Eures Herzens Fröhlichkeit.“ So geschah es alsbald und schon am Abend jenes Tages tranken die Meersburger süßen Wein.

Als nun die groben Keltenbäuerlein oberhalb Meersburg von der wunderbaren Gabe hörten, eilten sie dem Fremdling nach, der indeß am See unterhalb des Römerkastells ebenso gröblich behandelt wurde wie oberhalb und in keiner Hütte auch nur einen Bissen Brod bekommen konnte. Der weinsüchtige Landsturm von oben verkündete den untern Seehasen, was in Meersburg vorgefallen sei. Gemeinsam eilen alle dem Wundermann nach, erreichen ihn noch, ehe er bei den Pfahlbauten von Sernatingen das schwäbische Meer verläßt, fallen ihm zu Füßen und bitten um Verzeihung für ihre Grobheit und auch um Weinberge.

Der Herr, gütig wie immer, verzeiht und sagt ihnen die Erfüllung ihres Wunsches zu. Bis sie heimkämen, sollten Rebstöcke die Uferhalden zieren.

Mit freudigem Dank und jubelnd zogen die Kelten- und Pfahlmännlein von dannen. St. Peter aber, der es in menschlichem Unmuth nicht so leicht verschmerzen konnte, daß sein Meister so gröblich war behandelt worden, sprach: „Aber, Herr, wie konntest Du diesen Grobianen zur Verzeihung noch ein so schönes Geschenk machen? Sie werden jetzt sicher zu viel trinken und Deiner erst recht vergessen.“

Der Herr aber, so schließt die Legende, antwortete:

„Petrus, beruhige Dich. Weinberge sollen sie haben, der Wein aber wird so sauer sein, daß sie gestraft genug sind durchs Trinken."

Seitdem wächst der Seewein sauer, und nur in seltenen Jahren erbarmt sich der Himmel und läßt einen guten wachsen. Das ist aber dann ein Jubeljahr, von dem Kinder und Enkel noch reden, bis wieder eines kommt.

Ich war fünfzehn Jahre am Bodensee, und alle die fünfzehn Jahre hörte ich das Lob des Fünfundsechzigers singen, weil seitdem nie mehr ein solcher gewachsen war.

Daß dieser Jahrgang das Wohlgefallen des Prinzen Johann in erster Linie errang, verstund sich von selbst; denn das war nicht blos ein gewöhnlicher „Herrenwein", sondern ein echter Fürstentrank, weßhalb unser Fürst in alter Ritterart den ganzen Tag in seiner Hütte beim Humpen saß.

Und als sein eigen Quantum getrunken war, ging er hinauf in den Adler, setzte sich in das „Seezimmer" und trank, den verklärten Blick auf See und Alpen gerichtet, Fünfundsechziger.

Mit fürstlicher Freigebigkeit ließ er auch andern Menschen von dem „Herrenwi" zukommen. Wer vom Feld heim am Adler vorüberging, ward hineingerufen und vom Hanne mit Fünfundsechziger regalirt. Wenn aber einer der Geladenen nach dem ersten Schoppen sich bedanken und wieder seines Weges gehen wollte, drohte ihm der Prinz mit Schlägen. Jeder mußte wenigstens drei Schoppen trinken nach dem Sprichwort: „Alle guten Dinge sind drei."

In den letzten Tagen des Fünfundsechzigers blieb der Prinz so einmal eine ganze Woche im Adler, und wenn sein Weib, „des Däschlers Nänni", ihn holen wollte, sprach er: „Der Fünfundsechziger ist mir lieber als des Däschlers Nänni, die geht mir nicht davon, wohl aber

gibt's bald keinen Fünfundsechziger mehr, und darum muß ich bei ihm bleiben."

Als aber er am Ende seiner Jubelwoche spät Abends heim wollte, hatten ihm die beiden Schwestern das Haus verschlossen, und all sein Rufen um Einlaß war vergeblich. Da begann er eine regelrechte Belagerung des Häuschens. Erst wollte er Bresche in die Thüre schießen mit großen Kieselsteinen vom nahen See, und als diese nicht genügend wirkten, holte er einen Wiesbaum aus einem benachbarten Schopf und stieß ihn wie einen Mauerbrecher an das Thor. Aber bei jedem Stoß fiel er mit seinem Fünfundsechziger zu Boden, und die Thüre widerstand.

„Wer acht Tage Fünfundsechziger getrunken," sprach er endlich, von ferneren Versuchen abstehend, „kann auch unter freiem Himmel übernachten," und legte sich vors Haus zum Schlafe nieder.

Am andern Morgen, da die heldenhafte Hausthüre sich öffnete, ging des Däschlers Nänni heraus und der Prinz Gemahl hinein. Sie ging eilenden Schrittes am See hinunter nach Meersburg und aufs Amtsgericht und beantragte Vermögensabsonderung, weil ihr Mann das ganze Vermögen in Fünfundsechziger zu vertrinken drohe.

Die Zenz hatte dem fürstlichen Schwager bei seinem Eintritt in die Stube alsbald mitgetheilt, warum die Nänni fort und nach Meersburg sei, denn sie beide seien nicht länger gewillt, seinem Nichtsthun und Trinken müßig und geduldig zuzusehen.

Doch Prinz Hanne forcht sich nit und klärte die Zenz dahin auf, daß so was keine Schande für ihn sei, denn bei Fürsten und Prinzen wäre es Mode, daß jedes sein Vermögen besonders verwalte. Und wenn nur die Nänni das ihrige behalte, so sei er schon zufrieden. Geld werde

er von ihr schon herausbringen. Auch seien die vornehmsten Grafen und Fürsten schon so behandelt worden

Die Absonderung ward ausgesprochen und des Prinzen Kredit dadurch doch geschädigt, weil er ohne Geld nichts mehr bekommen konnte, um standesgemäß leben und andern eine Freude machen zu können.

Doch er fand Mittel und Wege, um zu Baarem zu gelangen, wenn er Sonntags eine Lustfahrt auf dem See machen oder einen Schoppen trinken wollte. Er hatte einen großen, alten Säbel in seiner Schlafkammer, den gürtete er um, wenn ihn der Durst plagte oder das Wetter auf den See lockte und er kein Geld hatte, stellte sich vors Däschlers Nänni hin, zog vom Leder und drohte ihr mit dem Tod.

„Seine Ehre vertrage es nimmer länger, ohne einen Kreuzer Geld im Dorf herumzulaufen. Er müsse zum Verbrecher werden, wenn ihm die Nänni kein Geld gäbe." Bei diesen und ähnlichen Redensarten fuchtelte er, grimmige Blicke über seine Habichtsnase hervorwerfend, mit seinem Säbel, bis die Nänni in sich ging und etwas hergab.

Die Staatsverbrechen, die der Krone gelten,
Verzeiht der Himmel, wenn sie uns gelingen —

mochte der Prinz mit Corneille's „Cinna" denken. Und es gelang ihm regelmäßig. Aber dann war er wieder der beste Mensch von der Welt, molk die Gaisen, die nach und nach an Stelle der Kühe getreten waren, und gab seiner Nänni die schönsten Worte. —

Der Prinz Johann hatte alle Eigenschaften eines Mannes von höherem Range; er war freigebig, großmüthig und selbst tapfer, wie sein Gang über den See beweist.

Nur eines fürchtete er: die Todten.

Als seine Schwägerin Zenz aufs Todtenbett kam,

nahm sie vom Prinzen Abschied mit den Worten: „Johann, jetzt muß ich sterben, sei auch brav mit der Nänni und trink' nicht mehr so viel, denn Du weißt, wir treffen uns wieder." Die letzten Worte hatte sie undeutlich mit sterbender Stimme gesprochen und der Prinz verstanden: „Ich komme ja wieder." Deßhalb erfaßte ihn eine furchtbare Angst, und er schrie: „Um Gottes willen, Zenz, Du wirst doch nicht mehr kommen!" Ohne ihn zu beruhigen, verschied sie und hinterließ den Hanne in einer verzweiflungsvollen Angst.

Er fürchtete, die Zenz könnte ihre Drohung noch ausführen, während sie als Leiche im Hause lag, und trug deßhalb Tag und Nacht seinen großen Säbel, um sich Muth einzuflößen, und lud zur Todtenwache die herzhaftesten Männer aus der Nachbarschaft und Verwandtschaft ein, um ja Hilfe bei der Hand zu haben, falls die Zenz vom Tode auferstünde. Unter ihnen war der Nachbar Künzle, ein ehemaliger „Schiffmann", furchtlos zu Wasser und zu Land, und aus der Verwandtschaft der Prinz Konrad, ein Recke erster Stärke.

Bei einer Leichenwache in Hange wird viel gebetet, aber noch mehr getrunken; denn vom vielen Beten kann man ebenso durstig werden, wie vom vielen Reden.

Drum ist es altherkömmlich in den Weinorten am See, den Wächtern „ordeli z'trinke" hinzustellen, damit sie nicht „verschlafen" und so das „ewige Licht" beim Todten ausgehen lassen, was als die gröblichste Verletzung der Wächterpflicht angesehen wird.

Daß Leichenwächter beim Prinzen Johann keinen Durst leiden durften, war bei seiner bekannten Freigebigkeit klar. Als er aber die Bitte stellte, ihn in den Keller zu begleiten zum Weinholen, weil er sich fürchte, so lang

die Zenz nicht unter dem Boden sei, erhob sich lauter Widerspruch und Hohn von Seite der wachenden Mannen. Der Prinz solle sich schämen, nicht allein in den Keller zu wollen. Er möge nur ruhig gehen, sie würden die Zenz schon hüten, damit sie ihm nicht nachkomme.

Endlich ließ Hanne, der Fürst, sich bestimmen, allein in der Fässer Gruft hinabzusteigen. Den Säbel hatte er schon um; drum zog er das Schwert mit der Rechten, nahm in die Linke den Weinkrug und ging die Stiege hinunter in den Keller, um von seinem besten Rothen zu holen.

Während er, ohne das Schwert aus der Hand zu legen, außer um den Hahnen des Fasses zu öffnen, den Krug füllt, springt ein schwarzes Thier zum Kellerloch herein und aufs Faß. Der Prinz, nicht anders glaubend, denn die Zenz sei im Anzug, wirft den Säbel weg und jagt davon. Nur so viel Geistesgegenwart hat er noch, daß er den Krug nicht wegwirft.

Leichenblaß und zitternd kommt er zu den Wächtern und erzählt, was ihm begegnet. Sie lachen ihn aus, leeren lustig den ersten Krug und verlangen nach dem zweiten.

Doch jetzt geht Hanne, der Fürst, um keinen Preis mehr allein in den Keller. Zwei Männer begleiten ihn. Aber wie erschrecken diese Weinseelen, als der Wein im Keller herumläuft, weil der Prinz in seiner Angst den Hahnen offen gelassen hatte und das Faß fast leer gelaufen war. Unter ihrem Jammer über den guten Rothen sprang „der Geist“, welcher den Hanne vertrieben, in Gestalt einer Katze wieder zum Keller hinaus.

Die ganze Wachmannschaft aber ließ die todte Zenz samt dem „ewigen Licht“ im Stich, bis sie von dem Wein so viel aufgeschöpft hatte, als noch zu retten war.

Der Tapferkeit des Prinzen gab die Furcht vor der

todten Schwägerin einen starken Stoß im Dorfe, und er suchte sie durch häufigere Ausfälle ins Land der Liutizen an der Seite seines Bruders Konrad wieder zu heben.

Seiner Frau aber säbelte er, so oft sie Geld hatte, dasselbe ohne Erbarmen aus der Tasche, wenn sie nicht freiwillig ihm einen Ehrensold zu Füßen legte.

Und als ich den Prinzen kennen lernte, war das baare Geld der Nänni längst fort und Haus und Reben verschuldet, andere Güter verkauft und der Hanne ein ziemlich armer Mann. Aber bei alledem trug er, einem echten Fürsten gleich, den Kopf hoch und benahm sich wie ein durchaus unabhängiger Charakter.

Er räsonnirte und kritisirte alles, was ihm mißfiel, als wäre er der erste im Dorf. Und das gefiel mir. Männer mit gutem Mundstück haben immer mein Wohlgefallen, und während zungenfertige Weiber mich langweilen, höre ich einem Mann aus dem Volke, der viel zu reden und viel zu behaupten weiß, ungemein gerne zu.

Und so einer war der Prinz Johann.

So oft er mir nach unserer ersten Seefahrt begegnete, kamen wir ins Gespräch, und der Prinz erhielt wachsend mein Wohlgefallen ob seiner schneidigen Zunge und seiner Ungenirtheit; Eigenschaften, die einen gebornen Haslacher immer sympathisch berühren.

Ich war kaum zwei Monate im Dorf, als die Fastnacht kam. Hätte ich nicht schon vorher gemerkt, daß ein riesiger Unterschied sei zwischen einem Kinzigthäler Bur und einem Rebmann am Bodensee, die Fastnacht hätte mich davon überzeugt.

Während das Landvolk im Kinzigthal nichts weiß vom „Maskengehen“ und noch weniger von Maskenbällen, und jene Bauern, wenn sie „Narren“ sehen wollen, „ins Städtle“

wandern müssen über die Fastnachtstage, geben die Landleute am See ihre „Maskenbälle“, spielen Ritterstücke und ziehen in Narren-Zügen von Haus zu Haus.

Wer glauben wollte, die Narretheien an Fastnacht enthielten auch nur einen Funken von echter Volkspoesie, wäre auf dem Holzweg. Die „Narrheit“ ist in alleweg ein Produkt der Kultur und niemals der Poesie, und deßhalb verschmäht ein echter und rechter Naturmensch dieselbe.

Am ersten Fastnachtdienstag, den ich am See erlebte, kamen die zwei Prinzen, Johann und Konrad, nach dem Gottesdienst zu mir ins Pfarrhaus, und der Prinz Johann sprach: „Herr Pfarrer, die Hangouer Faßnat wird Ihne z' dumm si. Drum hann i denkt, i und der Kured went[1]) Sie in d' Schwyz durri[2]) führe[3]).“

Das war ein Vorschlag. Quer über den Bodensee in einer Gondel zu fahren, das war mir etwas ganz Neues, und bei meiner großen Vorliebe, die ich für den See bereits gefaßt hatte, brauchte mich der Prinz nicht zweimal einzuladen.

Eine halbe Stunde später schwammen wir schon über den Wassern, und die zwei Prinzen ruderten mit einer Kraft, daß die Gondel nur so über die Berge und Thäler der Wellen dahinflog und bald das badisch-schwäbische Ufer mit dem ganzen Hinterland vor unsern Blicken lag.

Der Prinz Hanne war unermüdlich bestrebt, mir vom See aus die Berge, Dörfer und Schlösser zu benennen und zu expliciren.

Aber er sprach auch von seiner Liebe zum See und seinen Wellen; wie das Wasser es ihm früher angethan

[1]) wollen. [2]) hinüber. [3]) Die protestantischen Schweizer feiern ihre Fastnacht später.

habe, daß er am hellen Werktag Lustfahrten gemacht; wie es ihn so oft von der Arbeit weggelockt, aber auch froh und frei gemacht habe.

Auch der trockene Prinz Konrad, ein noch tüchtigerer Seemann als der Hanne, stimmte da ein und pries den See, das Wirthshaus und eine ordentliche Rauferei als seine Hauptvergnügungen.

Mir fiel es auf, daß diese beiden Naturmenschen das Wasser so liebten, und doch hätte ich längst wissen können, daß der geheime Zug des Wassers und zum Wasser in der menschlichen Seele von jeher lebte und die Sagen aller Völker davon zu erzählen wissen.

Wie eilt schon das kleine Kind dem lebendigen Wasser zu, und wie gerne spielt es am gefährlichen Wasser! Und wie oft suchen alte, unglückliche, von Schwermuth und Geistesnacht umdüsterte Menschen das Wasser auf! —

Am andern Ufer im Thurgi gelandet, führten mich die zwei Prinzen zu ihrem Freunde Bär von Keßwyl, einem dicken, urwüchsigen Schwyzer, der allwöchentlich über den See kam, um den badischen „Schwoben" am andern Ufer Frucht und Vieh abzukaufen, wobei Hange sein Stapelplatz und Prinz Konrad sein Schiffskapitän war.

„He bigott," rief der biedere Helvetier aus, als wir drei in seine niedere Stube traten, „do chümmet jo zwee Prinze un a Pfarr'."

Die Prinzen stellten mich dem derben Helvetier vor, und nun schüttelte er mir kräftig die Rechte mit den Worten: „Gruezzi, Herr Pfarr'! Jez will ich chli in Chär[1]) un a Saft hole."

Er eilt davon und holt einen Saft, wie die beste Quali-

[1]) Keller.

tät des Birnenmostes heißt. Most aber ist das Hauptprodukt im Thurgi, weßhalb dieser Gau von den Schweizern auch „Mostindien“ getauft wurde. Bärs Wib brachte einen Riesenlaib weißes „Schwyzerbrod“, und bald war die Unterhaltung im vollen Gange. Drüben im Badischen hat der Bär dem Müller in Bermatingen Roggen abgekauft, den soll der Prinz Konrad diese Woche noch über den See bringen und gleich die „zwo fette Su“ ins Schiff laden, welche der Schwyzer beim „Hebammer z' Hange“ stehen hat.

Der Fährlohn wird sofort ausgemacht: Fünf Fränkli, zwei Liter Most und ein Laib Schwyzerbrod.

Die zwei Prinzen referiren dem Keßwyler „Vähhändler“, daß der „Bucher z' Frenkebach“ „a schöne Su“ feil habe und der „Klöck in Rütti“ Hanfsamen und Bohnen.

Es war mir, dem Laien, nicht schwer zu bemerken, wie bei diesem Handels-Gespräch der drei Bodensee-Mannen der biedere Schwyzer die zwei fürstlichen „Seeschwoben“ an Schlauheit und Berechnung weit übertraf. Aber jene erschienen mir, trotz ihrer Rauheit, wie zwei poetisch verklärte Gestalten, dem urprosaischen, nur mit Geld und Verdienst rechnenden Bär gegenüber.

Als Prinz Konrad im Gespräch bemerkte, er wisse nicht, ob er seine zugesagten Transporte über den See alle zur bestimmten Zeit ausführen könne, weil im Frühjahr das Wetter oft ungestüm sei und Stürme über den See gingen, da fing der Bär über das schwäbische Meer zu schimpfen an: „Der koge [1]) See. J wollt', er wär' a Wise.“

Wie ideal hatten sich kurz zuvor die beiden Seeschwaben übers Wasser ausgesprochen diesem Realisten gegenüber!

---

[1]) verfluchte.

Aber solchen Leuten gehört in allweg die Welt. Die beiden Prinzen starben als arme Teufel, der Bär von Keßwyl aber ist heute ein reicher Mann, der unentwegt, wie vor dreißig Jahren, über den See kommt, „Su und Frucht“ kauft, aber seit des Prinzen Konrad Tod mit eigener Flottille am schwäbischen Ufer anlegt und seine Waare einladet.

Wir luden den Keßwyler ein, uns ein Stück gen „Rumeshorn“, dem alten Römerhafen und dem heutigen Hauptstapelplatz am Schweizer Ufer, zu begleiten, eine Strecke, die wir zu Fuß machen wollten. Aber auch bei dieser Einladung glänzte der Realismus des Helvetiers. „I ho ku[1]) Zit zuom ummer[2]) loufe,“ meinte er und verabschiedete uns.

Fortan aber blieben der Realist von Keßwyl und ich gute Bekannte. Unzählige Male habe ich ihn im Gebiet meines Pfarrdorfes getroffen, mit ihm gesprochen und mich trotz seiner Prosa gefreut an seinem ausgesprochenen Geschäftsgeist; denn was ein Mensch sein will, muß er recht sein. —

Wir kamen auf dem Rückweg gegen Abend nochmal zum Bär, diesmal in einer Angelegenheit, welche mir ganz neu war, mir aber meine zwei Begleiter in einem imponirenden Lichte zeigte.

Ein dicker Nebel, wie ihn nur große Binnenseen kennen, hatte sich über den See gelegt. Wir sahen kaum das Wasser in der nächsten Nähe unseres Schiffchens, und über das ganze, weite schwäbische Meer hatte eine graue, dichte Wolke sich gelagert gleich einer Mauer.

„Wir müssen eine Laterne haben,“ sprach Prinz Konrad, als wir am Ufer und bei unserer Gondel ange-

[1]) keine. [2]) umher.

kommen waren, „denn mir (wir) mont (müssen) noch der Nodel (Nadel) fahre.“

Und nun erklärte er mir auf dem Weg zum Schwyzer, daß nach der Nadel fahren heiße, den Kompaß in Anwendung bringen. Ich Schwarzwälder staunte, daß die einfachsten Schiffsleute auf dem schwäbischen Meer den Kompaß zu benutzen verstünden.

Daß die Steuermänner auf Dampfschiffen sich seiner bedienten, war mir wohl bekannt, aber daß die kleinen Kahnschiffer an den Ufern hin so große nautische Kenntnisse hätten, war mir neu.

Mit einer Riesenlaterne kehrten wir vom Bär zurück. Der Prinz Konrad holte den Kompaß aus dem „Trögle“ im Schiffchen, beleuchtete ihn vor sich, griff, wie der Prinz Hanne am andern Schiffsende, in die Ruder, und hinein ging's ins Nebelmeer.

Ich saß auf der Schiffsbank in der Mitte. Je weiter wir in den Nebel eindrangen, um so unheimlicher wurde es mir. So mochte sich die Fahrt über den Styx ausgenommen haben, wenn Charon, der Todtenschiffer, die Seele eines Verstorbenen zum Hades geleitete.

Und wie der struppige, zerlumpte Charon mit den Seelen noch allerlei Spott trieb während der Fahrt, so erzählten meine beiden Fergen von Irrfahrten im Nebel ohne Kompaß, wie sie dann die ganze Nacht auf dem See zugebracht hätten und am Morgen statt in der Heimath am Südost-Ende des Sees, in der Nähe von Bregenz, gewesen seien.

Meine rege Phantasie malte sich schon eine solche Irrfahrt aus, ängstlich schaute ich bisweilen auf die Nadel, deren natürliche Richtung auch die unserige sein mußte, weil Hange gerade nördlich von Keßwyl liegt.

Um meine zwei Seelöwen von ihren gefährlichen Reden abzubringen und meine Phantasie von einer Irrfahrt in dem Nebel abzulenken, fragte ich die beiden Prinzen, woher es denn komme, daß sie solch fürstliche Namen trügen im Dorf. Ich hätte zwar schon allerlei darüber gehört, aber sie selbst müßten es doch am besten wissen.

Und nun nahm Prinz Hanne das Wort und erzählte mir vom alten Fürsten und von der Fürstin. Und während dieser Erzählung und meinen Zwischenfragen durchschifften wir das Nebelmeer.

Der Leser wird natürlich, ehe wir landen, auch wissen wollen, was der Hanne mir erzählte über die fürstliche Benamsung zweier armen Seehasen.

Man wirft mir gerne vor, meine Erzählungen hätten zu wenig künstlerisch abgerundete Form; allein wo soll ich diese hernehmen? Deutsch hab' ich weder in der Volksschule noch auf dem Gymnasium gelernt und entstamme von Haus aus einer Familie, deren männliche Sippen durch drei Generationen hindurch „Groschenlaible" formten und Brezeln drehten.

Wo soll da einem Nachkommen solch' formloser Ahnen die ästhetische Form herkommen? Er muß deßhalb, was ihm an angeborner und erlernter Kunst abgeht, durch allerlei Finessen zu ersetzen suchen. Drum mach' ich meine Erzählung jetzt dadurch spannend, daß ich schweige bis zum Ende über der beiden Prinzen Namen und Herkunft. —

Wir gleiteten an jenem Nebelabend kurzweilig über den See, und alle ängstlichen Gefühle waren geschwunden ob des Prinzen Hanne naivem Bericht über den Fürsten und die Fürstin, auf die meine beiden Fahrmänner ihren erlauchten Stand zurückführten. —

Was ich von beiden gelernt, die Schiffahrt auf dem See, übte ich bald allein aus. Der Hanne aber machte mir zahllose Mal meinen eigenen Kahn flott, trug mir die Ruder ins Schiff, band bei meiner Rückkehr die Gondel wieder an und „versorgte“ die Ruder. Stets war er gefällig, aber ernst und vornehm in all' seinem Thun.

Seine Armuth stieg von Jahr zu Jahr. Er kam höchst selten mehr in ein Wirthshaus. Ja, er und seine Frau litten, wie ich später erfuhr, manchmal bittere Noth. Aber gebettelt hätte der Prinz Hanne nie, und auf keine Art, die nur im entferntesten einen bettelhaften Anstrich gehabt hätte, würde er gesucht haben, sich einen Trunk zu verschaffen, und ihm, der so vielen einst Freitrunk gegeben, bezahlte jetzt keiner auch nur einen Schoppen.

Und noch Eines! In der tiefsten Noth behielt er seinen Hund, seinen treuen Wächter und Begleiter. Er litt eher Hunger, nur um die Hundstaxe ersparen zu können, als daß er seinen „Finet“ verkauft oder erschlagen hätte.

Fürstenart ist es nicht, im Felde zu arbeiten, und drum ließ Prinz Hanne seinen Weinberg im „Krüzacker“ verwahrlosen und hungerte lieber, als daß er arbeitete.

In der Politik verleugnete er ebenfalls alten Fürstenbrauch nicht. Während des ganzen Kulturkampfes, der in jedes Seedörfchen seine Wellen schlug, hielt er strenge zu den „Schwarzen“ und konnte es nicht begreifen, daß es in jenen Tagen viele Fürsten gab, die zu den Rothen hielten, wie die Nationalliberalen im Volke hießen, und zu jenen, die anno 48 und 49 in Revolution gemacht hatten.

So zeigte der Hanne all' sein Lebtag, selbst in der größten Noth, seines Namens sich würdig und im Sterben erst recht.

Er endigte tragisch, der Prinz Hanne, bald nachdem

ich Hange verlassen. Beim Abschied hatte er mir noch gesagt: „Herr Pfarrer, wenn's wieder einmal einen guten Herbst gibt im Krüzacker, so besuche ich Sie."

Die guten Herbste blieben aus, und der Prinz ward ärmer und ärmer. Er hatte eine kleine Rebschule angelegt, um durch junge Reben bessere Hoffnung auf einen guten Herbst setzen zu können. Eines Tages waren ihm eine Anzahl seiner „Würzlinge" gestohlen worden. Er beschuldigte, kurz und scharf im Urtheil, wie es bei Prinzen Mode ist, einen durchaus unbescholtenen Mann, der im Dienste eines wirklichen und echten Prinzen ein Rebgut am See verwaltete, des Rebendiebstahls.

Der ehrliche Mann mußte den Prinzen Hanne verklagen, schon um seines Dienstes willen bei einem anderen Prinzen. Das Schöffengericht verurtheilte den armen Teufel zu acht Tagen Gefängniß wegen falscher Anschuldigung. Das Arrestlokal in Ueberlingen war überfüllt, und als der Prinz von Hange sich zur Erstehung seiner Strafe meldete, ward er auf ein Schiff gesetzt und nach Konstanz geschickt, um dort der Gerechtigkeit Genüge zu thun.

Auch mir war es einst ähnlich ergangen. Als ich anno 1873 meine sechswöchentliche Gefängnißstrafe wegen Beleidigung badischer Beamten in Ueberlingen absitzen sollte und wollte, war die dortige alte Gefängnißbaracke besetzt, und man instradirte mich nach Radolfzell.

Ohne einen Pfennig Geld, weil keines mehr in seinem Besitz war, hatte der Prinz die Heimath verlassen, und als die Tage der Haft um waren, stund er auf der Straße in Konstanz, konnte aber nicht über den See kommen, weil er eben immer noch kein Geld hatte.

Die öfters von Seebewohnern oder auch von Handwerksburschen in solchen Fällen geübte Praktik, eine fremde

Gondel am Seeufer nächtlicher Weise loszumachen und hinüberzufahren und die Gondel dann ihrem Schicksal zu überlassen, verschmähte der Hanne aus alter Ehrlichkeit. Zu betteln schämte er sich, und zum Geldleihen konnte er sich als zu einem hoffnungslosen Schritt auch nicht entschließen.

Da blieb nur ein Ausweg, aber ein mühsamer, nämlich um den See herumzulaufen; ein zehnstündiger Marsch war dazu nöthig. Hungerig unternahm ihn der Prinz.

Es war ein kalter, rauher Novembertag, da er über die Rheinbrücke zu Konstanz ging, Radolfzell und dem westlichen Ende des schwäbischen Meeres zu. Hunger und Kälte wurden immer empfindlicher, je weiter der einsame Wanderer kam, aber der tapfere Prinz blieb hart gegen diese Empfindungen. Lieber sterben als betteln.

Es dunkelte, als er durch das Städtchen Radolfzell schritt. Das Ende des Sees ward hier erreicht, und es galt nun, dem Ueberlinger See zuzusteuern und an ihm hinauf heimzukommen. Der weitere Weg stund noch bevor. Bis Tagesanbruch hoffte der Prinz unbemerkt von seinen Mitbürgern Hange zu erreichen.

Hunger und Kälte nahmen abermal zu. Sie wurden, als die Nacht hereingebrochen war, stärker denn Hanne's fürstlicher Stolz. Sie legten ihn eine Stunde unterhalb Radolfzell im freien Felde nieder zum — ewigen Schlafe.

Am Morgen des 17. November 1885 fanden Bauern des Dorfes Böhringen einen todten, fremden Mann unverletzt im Felde. Die Kälte, meinten die Leute, hat den Fremden getödtet, der wohl in einem Schnapsdusel sich da hingelegt.

So ward der Prinz, unerkannt als solcher, im Verdacht des Schnapstrinkens begraben, er, den Hunger

und Elend auf die Erde niedergelegt und der Kälte ihr Todeswerk leicht gemacht hatten.

In seiner Rocktasche hatten sie ein Gebetbuch gefunden, denn das hatte der christliche Prinz mit ins Gefängniß genommen. In dem Buche stunden Name und Herkunft des Todten.

So kam die Nachricht nach Hange, und die Nänni, sein Weib, konnte ihm zum Grab folgen. Jetzt war sie erlöst von ihrem Prinzen, aber wehe that es ihr doch, daß er solch ein Ende genommen.

Nie hätte Prinz Hanne im Leben sein Palais am See verkauft, er wäre eher Hungers gestorben. Sein Weib war nicht so stolz, wie der Hanne. Drum, sobald der Mann todt war, verkaufte die Nänni Hab' und Gut.

Ein junger Fischer, der sich ein Heim gründen wollte, kaufte alles und bezahlte es so gut, daß des Prinzen Gattin, die seit Jahren mit diesem Hunger gelitten hatte, noch zu einem kleinen Vermögen von einigen Tausend Mark kam.

Aber — und das ehrt die Nänni — das erste Geld verwandte sie, um ihrem Hanne, der so oft im Leben schlimm mit ihr umgegangen war, ein Denkmal zu setzen.

Auf dem Kirchhof in Böhringen, unweit vom Grabe des Prinzen, ließ sie eine weiße Marmor-Tafel anbringen, auf der in goldenen Lettern folgende Worte und Zeilen stehen:

„Hier ruht Johann Baptist Wegis von Hagnau, geboren den 16. Januar 1816, gestorben den 16. November 1885.

Vom Jüngling bis zum Greise,
Ach, ist nur eine Spanne Zeit;
Oft schnell und unverseh'ner Weise
Ruft Gott zur langen Ewigkeit."

Welcher Volksdichter am See der Nänni diese schönen Verse gemacht, konnte ich nicht erfahren. Aber der Stein selber ist ein neues Wahrzeichen von Weibertreue, wie denn die Frauen, trotz aller sonstigen Fehler, in diesen Dingen weit größer dastehen, als die Männer.

Niemand aber, der den Stein liest auf dem einsamen Dorfkirchhofe am Untersee, weiß, daß der fern der Heimath Verstorbene im Leben ein Prinz war.

Auch für seine Seelenruhe sorgte das treue Weib; sie stiftete in der Kirche zu Böhringen eine Todtenmesse für den Hanne, und ebenso für sich und ihn ein Seelenamt in Hange. Und wenn in späteren Zeiten der Pfarrer von der Kanzel den Jahrtag für Johann Baptist Wegis und seine Ehefrau verkünden wird, dürfte niemand mehr wissen, daß der, dessen Gedächtniß am Altare gefeiert werden soll, einst als „Prinz Hanne“ im Dorfe umging.

Wenige Jahre nach dem Prinzen haben sie auch die Nänni begraben.

Lange vor seinem weit älteren Bruder Hanne war der Prinz Konrad aus dem Leben gegangen. Er ging wilder und kühner durch dasselbe, drum hielt es auch kürzer; schon in der Schule hatte er seine erste öffentliche Kraft an dem alten Lehrer probirt und ihn eines Tages hinter den Ofen geworfen. So zeigte schon Klein-Konrad, was für ein Recke aus ihm werden sollte. Groß geworden, bekam er in noch höherem Grade wie sein Stiefbruder Hanne prinzliche Eigenschaften, gute und schlimme. Er war tapfer, furchtlos, stark, ein Spieler und Haudegen, ein Wettenmacher, kurz alles, nur kein Rebmann und kein Feldarbeiter.

Noch weit mehr als Prinz Hanne liebte Prinz Konrad den See und das Leben auf demselben. Und wie echte Prinzen eigene Equipagen halten und selbst kutschiren, so hielt sich der „Kured“ stets ein eigenes Schiffchen, ein Luxus, den andere Rebleute, soweit sie nicht nebenbei Fischfang oder Segelschifferei betrieben, sich nicht leisten konnten.

Bald war er mit seiner Gondel auf den Wellen so vertraut, daß er einer der gewandtesten Segler wurde und später, als sein Vermögen fort war, mit seinem Schiffe sein Brod verdiente, Waaren und Vieh transportirte, aber auch, wie wir oben schon erwähnt, echte Prinzen und Fürsten auf dem See spazieren führte.

Eines Tages hatten Sturmwellen seinen Kahn von dem Pfahl, an den eine eiserne Kette ihn band, losgerissen und in den See hinausgenommen. Kurz entschlossen stürzte der Prinz seinem gefährdeten Fahrzeug nach, schwamm kühn durch die Hochfluth darauf zu, nahm die Kette zwischen die Zähne und zog so die Gondel schwimmend ans Land, trotzdem die Wellen mit Macht gegen ihn ankämpften.

Ein andermal fuhr er in einem Sturme in seiner Gondel von Meersburg herauf. Im Angesicht des Dorfes schlug sein Fahrzeug um. Am Land schrie alles um Hilfe; Männer machten einen Kahn los, um sie ihm zu bringen. Aber der Kured hatte sich auf den Rücken seines Schiffchens geschwungen und rief: „Blibet dussa, i komm' scho.“[1]) Und er kam samt seiner Gondel richtig ans Land.

Aber auch auf dem Festland war er bekannt ob seiner Körperstärke. Von seinen Fehdezügen ins Linzgau mit

[1]) Bleibt draußen, ich komme schon.

dem Bruder Hanne hab' ich oben schon erzählt. Im Ringkampf unterlag jeder seinen Armen. Aber auch in seinen Zähnen stak seine Riesenkraft. Er hob jeden ausgewachsenen Mann, der sich auf den Boden gelegt hatte, mit den Zähnen an den Kleidern ihn fassend auf und trug ihn in der Stube herum. Oft gab er diese Probe zum Spaß in den Wirthshäusern am See hin zum besten.

Ein richtiger Prinz muß Sportsmann sein. Auch das war unser Kured. Sein Sport war das Wetten. Er wettete beim Kegeln und Kartenspiel hohe Summen und verlor fürstlich. Ebenso ging er Wetten auf seine Kraft ein, z. B. so und so viel Säcke Frucht oder Salz auf einem Schubkarren einen Berg hinauf zu befördern. Hier gewann er meistens, auf Kosten seiner Gesundheit.

Wie der Prinz Hanne war auch der Konrad sehr freigebig. Wenn er Geld hatte, bezahlte er allen durstigen Seeleuten, und ein Freitrunk ist für einen richtigen Rebmann am Bodensee, was für den lechzenden Hirsch die Quelle und für den Nachtwächter der Morgen.

Solche Freitrünke feiern drum die Hangouer bei jeder einigermaßen passenden Gelegenheit; da wird kein Bürgermeister und kein Rathsherr gewählt ohne einen Trunk. Das Trinken geht im Wirthshaus vor sich, aber den Wein bringt der Spender meist selbst mit in einer großen „Butte", die er auf dem Rücken ins Wirthshaus trägt. Das ist noch ein Stück Poesie.

Alle Streitäxte werden bei diesen Gelagen begraben, und selbst diejenigen, welche dem Gewählten ihre Stimme nicht gegeben, kommen zum Trunk und trinken ihren Unmuth über die Niederlage bei der Wahl friedlich hinunter.

Man muß sie gesehen haben, die trinkbaren Winzer, bei solchen Anlässen, um zu begreifen, wie fröhlich auch

der saure Seewein macht. Ich selbst bin der Stifter eines solchen Freitrunks.

Alljährlich im Mai wallfahrtete ich mit meinen Hagnauern in Folge eines öffentlichen Gelübdes nach der zwei Stunden entfernten Muttergottes-Kapelle zu Baitenhausen. Hoch auf dem Berge liegt sie über dem Salemer Thal und ladet, wie keine, zum Beten ein.

Auf dem Hin- und Rückweg wurde standhaft gebetet, und es gab trockene Kehlen. Drum ließ ich nach der Rückkehr am Nachmittag den Mannen aus den Kellern des von mir gegründeten Winzervereins einen Freitrunk geben, dem ich für kurze Zeit anwohnte. Da war aller Hader einzelner vergessen, und wacker, wie im Gebet, zeigten sich die Männer im Trunk.

Auch für die Frauen gründete ich einen solchen Freitrunk, und es hat mich nie gereut. Der Pfarrer muß nicht bloß für die religiösen, sondern auch für die sozialen und gemüthlichen Bedürfnisse seiner Gemeinde sorgen. Und je mehr er die letzteren im Auge hat, um so leichter wird ihm die Sorge für die religiösen.

Es gibt nicht leicht auf Erden arbeitsamere Wibervölker als die Rebfrauen von Hange. Und wenn der Herbst kommt, bekommen sie vom Wein, an dessen Pflanzung sie am meisten gearbeitet haben, in der Regel keinen oder nur vom geringsten ins Haus. Der Mann verkauft und muß in der Regel fast allen Wein verkaufen, trinkt aber seine guten Schoppen im Wirthshaus. Ich habe nun in jenem Freitrunk des Winzervereins dafür gesorgt, daß die Frauen wenigstens ein Mal im Jahr den Wein tüchtig versuchen können, an dessen Gewinnung sie so mühevollen Antheil haben.

Mein Nachfolger als Pfarrer hat den schönen Bittgang nach der Kapelle „abgeschafft", wohl weil es ihm zu

weit war. Die Rebmänner aber, in ihrer Art gescheidter als ihr Pastor, haben jenen Trunk beibehalten. —

Daß bei solchen fürstlichen Passionen das vom Vater ererbte schöne Stammgut des Prinzen Konrad bald der Neige zuging, ist leicht erklärlich.

Wie andere große Herren es in ähnlicher Lage machen, so verkaufte der Kured die Stammburg sammt den Gütern, baute sich ein kleines Häuschen unmittelbar am See und errichtete eine größere Schnapsbrennerei für Export von Kirschen- und Tresterwasser. Nebenbei begann er einen schwunghaften Handel nach Konstanz, im Sommer mit Kirschen und im Winter mit Schweinen und Kälbern.

„Noblesse oblige“, dachte der Prinz und wurde Schnapsbrenner und Kälber- und Chriesenhändler. Aber nach dem gleichen Grundsatz der Noblesse war der Kured auch freigebig mit seinem Schnaps und seinem Kälber- und Kirschengeld.

Am Abend, wenn die Fischer heimkehrten vom mühsamen Fang, die Segelschiffer landeten von stürmischer Fahrt und die Rebmänner aus den Weinbergen kamen von der kalten Nachherbst-Arbeit „des Schlagens“ [1]) — da kehrten sie beim Prinzen Konrad ein, tranken von seinem Schnaps und aßen von seinem Schwartenmagen, den er von Konstanz gebracht, alles natürlich gratis.

Den Profit seiner Brennerei und seines Exporthandels brachte der noble Prinz gerne zum Opfer; aber wenn's auch darüber ging, hatte er seine Freude, andere glücklich zu machen.

Und an kalten Herbst- und Winter-Abenden Fischer, Schiffer und Rebleute mit Schnaps und Schwartenmagen

[1]) Abstechen des Rasens rings um das Rebfeld.

regaliren, heißt glückliche Menschen machen, weit glücklicher, als diejenigen sind, welche in derselben Zeit an wirklich fürstlichen Tafeln und Hofbällen sich ergötzen.

Und in des Prinzen Konrad „Schnapshüsle" wurde in jenen Tagen weit mehr Witz und Humor losgelassen, als auf einem Dutzend „Soireen" besserer Menschen, die sich gegenseitig falsche Komplimente sagen, anlügen und mit ihren Gedanken „Versteckens" spielen.

Es existirte noch, als ich nach Hange kam, des Prinzen Schnapshäusle, das Rendezvous frierender Fischer, Schiffer und Rebleute, wo sie sich wärmten innen und außen und die kleine und große Welt besprachen.

Die kleine Welt ist dem echten und rechten Hagnauer sein Keller. So durstig er ist nach harter Arbeit, ebenso bescheiden ist er in der Qualität des Trunkes. Wenn er ein Faß „Bire-Most" im Keller hat, ist er baß zufrieden, ist dieser Most gar aus „Böckle-Bire", der besten Sorte am schwäbischen Meer, so ist sein Besitzer und Trinker ein glücklicher, stolzer Mann.

Daß einer dem andern von seinem Keller spricht, von der Most-Sorte, die er trinkt, und den paar „Uimern" [1]) Wi, die er eingethan für seine „Alte", darin besteht das Gespräch über die kleine Welt.

Die große Welt ist, was über dem Keller liegt, Haus und Dorf und See. Da wird erzählt, wer schon am meisten „Band" [2]) gemacht hat hinterm Ofen, wer am letzten Sonntag einen „Rusch" gehabt, wer in der Woche sein Wib geschlagen, wieviel jeder auf Martini dem Domänenverwalter oder dem „Juden" zu zahlen gehabt.

---

[1]) Eimer = 40 Liter. [2]) geschlitzte Weiden zum Anbinden der Reben; eine Stubenarbeit des Rebmanns im Winter.

Das alles ward besprochen in des Prinzen Konrad Schnapsküche; die Männer tranken dazu den Branntwein des Prinzen, und die Wellen des Sees, die am Häuschen strandeten, schlugen den Takt dazu.

Aber nicht bloß an Winterabenden war des Konrads Brennerei den Fremden offen, sondern auch an Herbst- und Wintertagen. Wenn er ins Hinterland ging auf den „Bäyhandel" oder um „eingemachte" Kirschen und Zwetschgen zu kaufen für seine Brennerei, überließ er den Kameraden seine Bude à discretion. Sie brannten ihm den Schnaps und tranken davon, so viel sie wollten und konnten. Den Rest verkaufte der Prinz, und mit dem Geld bezahlte er seinen Mitbürgern im Wirthshaus guten Wein.

Daß bei dieser fürstlichen Liberalität, die schon viele Schlösser und große Landgüter verzehrt hat, auch des Prinzen Konrad Schnapshäuschen am See nicht bei seinem Herrn bleiben konnte, ist klar.

Er mußte schließlich auch dieses Häuschen verkaufen und zwar an den bedeutendsten Mann, welchen Hange im neunzehnten Jahrhundert neben „dem großen Kübele" hervorgebracht hat, an den Hofmaler R. S. Zimmermann in München [1]), der eine Villa an seine Stelle setzte, um die Sommer seines Alters am See seiner Kindheit zu verbringen.

Ein Heim fand der Prinz Konrad in edler Art bei seinem Bruder, dem Prinzen Hanne, dessen Holzpalais gerade gegenüber stund, und der ihn gerne aufnahm, weil er wußte, daß sein Agnate alles, was er noch besaß und aufbrachte, mit ihm theilen würde.

---

[1]) Ueber sein Leben erschien 1884 ein Buch: „Erinnerungen eines alten Malers. Seinen Söhnen erzählt von R. S. Zimmermann."

Konrad warf sich mit dem Rest seines Erlöses um so energischer auf den Handel mit Schweinen, Kälbern und Kirschen; ein Geschäft, das er noch ziemlich flott betrieb, als ich nach Hange kam.

Es ist dies psychologisch merkwürdig, daß beide Prinzen mit Liebe den Kirschenhandel betrieben. Bekannt ist, daß dem Kaiser Augustus ein römischer Wahrsager sagte, er stamme von einem Bäcker ab, weil der Weltbeherrscher eine große Vorliebe für Brod zeigte. Aehnlich ging's unseren zwei Prinzen; denn wie wir sehen werden, hing mit Kirschen ihr fürstliches Herkommen zusammen.

Aber auch der Prinz Konrad vergaß, wie einst der Hanne, bei diesem seinem Kirschenhandel die Kinder nicht. Und da er ein noch viel größerer Kinderfreund war, als dieser, verschenkte er die meisten „Chriesen“ an die Kleinen, und so geschah es, daß auch dieser Handel keine Zinsen trug. Dazu kam noch, daß er selbst viel brauchte. Wenn er mit einer Ladung Kirschen und einigen Kälbern allein über den See gegondelt war, die dreistündige Wasserstraße gen Konstanz, so hatte der Kured selbstverständlich riesigen Appetit nach Speise und Trank.

Seine Einkehr hatte er, wie alle überseeischen Schiffer, im Lamm zu Konstanz. Mehr als einmal hat der erschöpfte „Schiffma“ bei der Lammwirthin ein Essen für drei Mann bestellt und der Wirthin, die mit dem Serviren warten wollte, bis „die andern zwei“ kämen, erklärt, er esse heute für drei.

Während er aber so mit dem völligen Niedergang seines Vermögens kämpfte, ging ihm ein neuer Stern auf. Er wurde, wie schon erwähnt, Hofgondolier beim Prinzen Wilhelm von Baden und dessen Gemahlin, die in dem benachbarten Schloß Kirchberg, dem einstigen Sommersitz der

Aebte von Salem, zur Sommers- und Herbstzeit ihren Aufenthalt genommen hatten.

Die stattliche Figur des Prinzen Konrad, sein eleganter Anzug, sein Ruf als unerschrockener Seemann hatten ihn empfohlen, und seine Gutmüthigkeit, Gradheit und Treue ihn bei den „Hoheiten“ mit der Zeit beliebt gemacht.

Als ihn nach der ersten Probefahrt der leutselige Prinz fragte, ob er jetzt eine Flasche Bier oder eine Flasche Wein wolle, antwortete der Kured: „Beide Theile, Hoheit!“

Er hatte zur Sommerszeit als Gondolier hohe und höchste Herrschaften zwischen der Insel Mainau und dem Schlosse Kirchberg hin und her zu führen. Und mit Stolz erzählte er immer wieder, einmal auch den russischen Kaiser auf seinem Schiff gehabt zu haben.

All' diese Herrschaften, selbst die badischen, hatten keine Ahnung davon, daß der wackere, starke Barkenführer als Prinz in seinem Seedörfchen umhergehe und sein Bruder Hanne Fürst genannt werde, und daß ein Prinz Prinzen und Prinzessinnen als Ruderknecht diene.

Hatte er seinen Kahn an einem der Schlösser Mainau oder Kirchberg gelandet und die vornehme Fracht gelöscht, so band der Hangouer Prinz seine Barke an und trug bescheiden hinter den Herrschaften allerlei Gepäck dem Schloß zu. Und während diese im fürstlichen Saale dinirten, speiste der Bruder des Fürsten Hanne in der Hofküche.

So eine Hofküche ist aber bekanntermaßen für Leute, die gerne essen und trinken, kein leerer Wahn. Da ist ja nicht Schmalhans Küchenmeister, sondern Vielbrauch, und die Hofküche auf Kirchberg war des Prinzen Konrad

Schlaraffenland, der hier die Fleischtöpfe der Lammwirthin vergaß.

Weil er in dienstfreien Stunden bisweilen auch den Küchenchef, den Haushofmeister und deren Trabanten auf dem See gondelte, war der Kured bei diesen Küchen- und Keller-Potentaten beliebt und konnte weder alles essen noch trinken, was ihm vorgestellt wurde.

Ehrlich und redlich trug er dann den unvertilgbaren Rest allabendlich dem Fürsten Hanne zu, seinem Hausherrn. So aßen beide Prinzen wenigstens die fetten Brosamen von fürstlichen Tafeln.

Tadellos war in der Zeit seines Hofdienstes die Gala-Tracht des Prinzen Konrad. Seine Juppe, seine Stumphosen vom schwärzesten Sammet und die ausgeschnittenen Schuhe mit den silbernen Schnallen glänzten an Sonntagen weithin, wenn er das Dorf heraufkam der Kirche zu.

War die Haute-Saison für unsern Hofgondolier vorüber, so stieg er bescheiden wieder zu seinem Kälberhandel nieder und beförderte großäugige Kuh-Kinder und borstige Dickhäuter in dem gleichen Schiffe, das den Sommer über die vornehmsten der Species Mensch getragen hatte.

Reiche Trinkgelder seiner fürstlichen Passagiere hatten seinen Beutel gefüllt, und es ging im Palais des Fürsten Hanne und in den Wirthshäusern einige Zeit hoch her. Denn wenn der Konrad Geld hatte, ließ er alle seine Mitmenschen theilnehmen an seinen Freuden, gerade so, wie es sein Bruder, der Fürst, gemacht hatte in besseren Tagen.

Es ist bekannt, daß die meisten Sterblichen sich etwas darauf einbilden, mit vornehmen Leuten und gar mit

fürstlichen Menschen umgehen zu können, und sich schämen armer und proletarischer Verwandten und Bekannten.

Drum war es dem Prinzen Konrad auch nicht zu verübeln, wenn er stolz war auf die Gunst der Kirchberger Herrschaft und auf die Vornehmheit seiner Schiffs-Passagiere. Und wenn ihm seine Mitbürger andächtig lauschten, wenn er von den verschiedenen Hoheiten erzählte, die er auf dem See spazieren gefahren, und seinen hohen Umgang rühmten und beneideten, ward er stolz, und in der Freude seines Herzens ließ er den letzten Thaler springen. —

Er kam auch die erste Zeit nach jeder Hofsaison nicht aus der Eleganz heraus. In seinem neuesten Anzug, einen schweren, gestickten Tabaksbeutel über die rechte Brustseite herunterhängend, eine lange Pfeife im Mund, ging er auf den Kälber- und Suhandel.

Manchmal saß er im Spätherbst am Abend in meiner Stube und erzählte drollig von seinen Gondelfahrten oder von seinen Märschen ins Hinterland, wo er eingekauft hatte.

Ein solcher Viehkauf geht am Bodensee nie ohne einen tüchtigen Trunk ab, den der Verkäufer meist aus dem eigenen Keller spendet, während der Käufer dem „Wib“ oder der Magd ein Trinkgeld zu geben hat.

Als Hofgondolier hatte der Prinz Konrad Geld verdient und war deßhalb in seiner Eigenschaft als „Suhändler“ stets splendid beim Kauf, und der Verkäufer beantwortete diese Noblesse mit einem um so tüchtigeren Trunk.

Aber des Prinzen Geld und seine Gesundheit gingen so zu Grunde. Seine Riesenstärke zerfiel rasch, weil er ihr um so mehr zumuthete, je mehr sie zu wanken begann. Er konnte es nicht glauben, daß ein so starker Mensch, wie er, umzubringen wäre.

Von seiner letzten Kraftprobe war ich selber unfrei-

williger Zeuge. Es war im Vorsommer des Jahres 1872. Ein prächtiger Juni-Tag ging über den See. Ich stund am Nachmittag vor meinem Pfarrhäuschen und schaute über das glänzende Wasser hin.

Da kam der Prinz Konrad das Unterdorf herauf und rief mir von weitem zu: „Was monet Se[1]), Herr Pfarrer, hüt könnt ma a Lustparthie uf'm See mache?“ Ich schlug eine Fahrt nach Friedrichshafen vor, und eine halbe Stunde später glitt unser Schiff über die ebene Fluth hin, von drei Ruderern mit Macht vorwärts getrieben. Am Seeufer hatte der Kured noch zwei Kollegen für die Ruderbank gefunden — den Nachbar des Fürsten Hanne, den Künzel, einen altbewährten Seemann, und den „Tuni Uiser“[2]), einen Fischer erster Güte, den späteren „Burge-Moaster“.

Aufwärts zum „Haffe“, wie die württembergische Seestadt Friedrichshafen von den badischen Seebewohnern genannt wird, ging's flott. Trotzdem die Entfernung zu Land drei Wegstunden beträgt, legten wir schon nach zweistündiger Fahrt oberhalb des Schlosses, der Sommerresidenz des Königs, an.

Eben war „das Kurhaus“ in Friedrichshafen eröffnet worden, und dorthin nahm ich meine Gondoliere mit. Denn wenn ich mit einem meiner Hangouer eine Tour machte, lebten wir im Wirthshaus al pari, und wo ich hinging, nahm ich auch meine Seeleute mit.

Im Kurhaus-Saal war „die große Welt“ vom Haffe versammelt zu einem Konzert. Und die große Welt vom Haffe war damals groß. Die „Saison“ hatte begonnen, und es waren manche Stuttgarter da, bessere Bürger, Beamte und solche Leute, denen der Athem ausgeht, wenn

[1]) meinen Sie. [2]) Anton Ainser.

der Hof die Residenz verläßt, und die deßhalb dem Hof nachreisen, in Friedrichshafen die Kur gebrauchen und gesund bleiben, wenn sie nur jeden Tag einen Hofkavalier oder einen Kammerdiener oder faute de mieux — ein Pferd vom königlichen Gestüt sehen.

Zu diesen Kurgästen gesellten sich noch die besten der besseren „Häffler", voran mein Freund „Rudolf", damals der schönste, gesuchteste, aber auch nervöseste junge Mann vom Haffe.

Ein Gardelieutenant hätte sein halbes Vermögen gegeben um Rudolfs schönen, schwarzen Bart, und ein Helden-Bariton die Ergebnisse einer Sängerreise durch Amerika um Rudolfs Stimme, und die schönste Schwäbin die Krone ihres Königs um Rudolfs Herz. Aber nichts war dem Rudolf feil als sein Zucker, sein Kaffee, seine Cigarren und sein Prima Emmenthaler Schweizerkäs, und diese Kolonial- und Alpenwaaren verkaufte er nicht einmal selbst, sondern durch seine Nichte, die unermüdliche Angelika.

Er selbst widmete seine freie Zeit dem Aufschwung des heimathlichen Kurorts durch Hebung des gesellschaftlichen Lebens. Auch des heutigen Konzertes Seele war der Rudolf, und als sie ihn singen hörten, meine Hangouer, wollten sie gar nicht mehr fort. Selbst meine drei wetterharten Seeleute wurden weich und elegisch, als der Rudolf das Lied Heine's sang:

Ich habe geliebt manch' schönes Kind
Und manchen guten Gesellen.
Wo sind sie hin?

So hatte es der Rudolf uns angethan mit seinem Singen, daß es nachts zehn Uhr war, als wir vier Dorfbewohner die glänzenden Säle im Kurhaus verließen und auf Konrads Gondel in den See stachen.

„Da hinten, von Bregenz her, kommt ein Wetter," sprach der seekundige Künzel. Und als ich umschaute, zuckten schon die Blitze fern vom Pfändlerberge her. Die See wurde unruhig, die Wellen gingen höher und höher.

„Des Wetter kummt mir grad räth[1])," meinte der Prinz Konrad, „jetzt könnet mer go mit dem Ostwind sägle." Sprach's, hob Segeltuch und Stange aus der Tiefe des Schiffs und stellte mit starker Hand, dem Wind zum Trotz, den Mastbaum im Herzen der Barke auf.

Der Ostwind hatte sich des Prinzen Einladung nicht zweimal sagen lassen. Er fuhr mit seinem ganzen, orientalischen Feuer in das Segeltuch, und das Schiff schoß über die Wellen hin, als ob wir auf einem im Galopp dahinsausenden Pferde säßen.

Aber schon donnerte es auch gewaltig hinter uns drein.

Meine Bootsmänner wollten, wie üblich, tiefer in die See fahren, weil es viel sicherer ist, bei einem Sturme weit vom Land weg zu sein. Ich verhinderte diese weise Maßregel durch meine Furcht vor Nacht, Wellen und Ungewitter und bat den Prinzen, der am Segel saß, dem Lande zuzutreiben, da ich lieber zu Fuß heimkehren, als einem nächtlichen Sturm auf hoher See mich anvertrauen wollte.

Kaum hatte aber bei der Seitwärtsdrehung des Schiffes der Wind das Segel erfaßt, als er mit solcher Gewalt unter Donner und Blitz losbrach, daß der Kapitän Kured Mastbaum und Segel niederlegen mußte, sonst hätte der Sturm unser Schifflein umgelegt.

Die Ruderer legten ein und suchten dem Lande zuzutreiben. Aber je näher wir demselben kamen, um so kräftiger

---

[1]) recht.

kehrten die Wellen, eben vom Sturm ans Ufer gepeitscht, zurück und warfen uns wieder der See zu.

Immer wieder mühten die drei starken Männer sich ab, den Anprall der durch die Berührung mit dem Uferboden gestärkten Wogen zu überwinden. Es war, so nahe wir auch dem Land waren, unmöglich, an dasselbe hinzukommen.

Da sprang der Prinz, des vergeblichen Kampfes müde, kühn über Bord und hinein in die dunkle Fluth. „Künzel, kumm," rief er aus dem Wasser, „i ha Boda[1])." Der Künzel sprang nach, und mit Riesenkräften zogen die zwei unseren Kahn durch die schäumenden, tobenden Wellen dem Lande zu.

Die Blitze leuchteten, der Donner rollte dumpf über unseren Häuptern, und der Regen ergoß sich in Strömen über die vier Mannen, die bei „Manzell" (Cella Magni) übers Feld hinstolperten der Landstraße zu, um zu Fuß heimzukehren.

In aller Frühe war der Prinz wieder den Weg zurückgelaufen, um sein Schiff zu holen, ehe Strandläufer es als herrenloses Gut betrachtet hätten.

Als ich um acht Uhr zur Kirche ging und über den See hinschaute, sah ich den wackern Kured schon vom „Kippenhorn" hersegeln in der Morgensonne.

Es war seine letzte stürmische Fahrt gewesen. Ein altes, schweres Magenübel machte ihn im kommenden Sommer schon so kraftlos, daß er seinen Hofdienst nicht mehr aufnehmen konnte. An seiner Stelle ruderte ein anderer mit den Hoheiten den See auf und ab, was ihm wehe that. Er schleppte sich oft noch hinauf zum Schloß, sonnte sich im Hof und präsentirte sich den Herrschaften,

---

[1]) Ich habe Boden, Land unter den Füßen.

wenn sie vom See heraufkamen. Sie ließen ihm dann aus der Hofküche Stärkung reichen. Doch umsonst. Die Kräfte des Prinzen sanken mehr und mehr. Unter Schmerzen verlebte er noch, elend durchs Dorf wankend, den Herbst und den Winter. Als es Frühling wurde über den See hin, da ging's mit ihm ans Sterben.

Es war ein frischer Märzentag des Jahres 1873. Am Morgen hatten mich die stolzen Rappen des Wirthes von Limbach, des entlegensten Bergdörfchens im Linzgau, abgeholt, damit ich dem kranken Wirth leibliche Heilung brächte. Denn ich trieb damals in meinem Dorfe und in der Umgegend das Gewerbe eines Naturarztes und heilte mit Wasser nach Prießnitz-Hahn'scher Art. Wickelungen, Sitzbäder, Halbbäder kennen die Hangouer heut' noch und seit dreißig Jahren von mir. Und manch einer kam auch aus den umliegenden Dörfern, der von meiner „Wasserkur" gehört hatte.

Spät am Abend war ich heimgekommen. Denn der Pfarrer von Limbach, der vereinsamsten einer, war ein Studiengenosse, den ich seit Jahren nicht gesehen, und die Aussicht von diesem Bergdörfchen und seinem Pfarrhäuschen über See und Alpen und Schwabenland und Allgäu ist so einzig schön, daß ich gerne länger blieb, als meine ärztliche Konsultation es erforderte.

Als ich heimkam, hieß es, der Prinz Konrad sei am Sterben. Ich eilte zu ihm. Wie ein steinernes Ritterbild auf einem alten Sarkophag in einer Domkirche mit aufgehobenen Händen lag der Sterbende da — auch im Sterben noch ein schöner, gewaltiger Mensch.

Kindlich fromm verrichtete er seine Beichte und empfing die heilige Wegzehrung, still, gefaßt, muthig, groß im Angesichte des Todes.

„Mir isch do numm[1]) z'helfe, Herr Pfarrer, un 's goht mir am beste, wenn i sterb" — meinte er zum Abschied.

Und er starb in der gleichen Nacht. Am 29. März 1873 haben wir den schönsten und stärksten Mann im Dorf, erst 38 Jahre alt, hinaufgetragen auf den Kirchhof, von dem aus die Lebenden einen so wunderbaren Blick genießen auf den See, über dessen Wassern der todte Prinz so manchen Tag verlebt hatte.

Und als wir vom Kirchhof heimgingen, sprach mein alter Sacristan: „Der Prinz Kured isch der stärkst' Ma gsi, aber der Tod het en do zwunge."

Wo Prinzen sind, muß ein Fürst-Vater zuvor gewesen sein. So hatten auch die Prinzen Hanne und Kured einen Vater, der Fürst genannt ward und so die Titel Fürst und Prinz vererbte auf seine Söhne. Er hieß „Sepper-Tuni"[2]), trug also, wie's fürstlicher Brauch ist, mehr als einen Namen und dazu den Ehren-Namen Fürst.

Er war ein lustiger, starker und großer Mann, bewohnte aber in seinen jüngeren Jahren und so lange die alte Fürstin ihm nicht das Palais und die Güter übergeben hatte, eine alte Lehmhütte unter dem „Burgstall".

Da er wenig sein eigen nannte, nahm er von den Reben, welche dem Heiligen, d. i. der Pfarrkirche, gehörten, „in Bau". Die Bauleute der Kirche hatten aber außer der Pflege der kirchlichen Rebgärten noch einige Kirchendienste zu versehen. Sie fungirten als Fahnen- und Kreuzträger bei Prozessionen und Beerdigungen oder als Todtengräber und Balgtreter.

Die Seebewohner hatten von jeher eine Vorliebe

[1]) doch nimmer. [2]) Josef Anton.

für Prozessionen und Bittgänge, und die heutigen Hangouer haben diese Vorliebe, die immerhin auch noch ein Stück Volkspoesie in sich schließt, energisch beibehalten.

Ich halte auf kirchliche Prozessionen in Städten, wo mehr Zuschauer als Theilnehmer sich einfinden, gar wenig vom streng religiösen Standpunkt aus. Sie sind höchstens das, was der Franzose „une manifestation catholique“ nennt. Aber wenn eine ganze Gemeinde betend in Prozession geht und dies gar noch am Ufer eines großen Sees hin, in welchen die schönsten Berge Gottes hinein schauen, das ist Andacht und Poesie. Und die vielen Bittgänge, die ich in den fünfzehn Jahren meiner Seelsorge am See mitmachte und einführte, haben ein unvergängliches Bild in mir zurückgelassen.

Aber die alten Hagnauer hatten nicht bloß See und Alpen bei ihren Prozessionen als äußere Staffage, sondern auch einen Fürsten als Fahnenträger.

Sepper-Tuni, der fürstliche Rebmann der Kirche Sankt Johannes des Täufers zu Hange am See, trug die rothe Fahne mit dem Bilde des heiligen Sebastian, des nächst dem Patron der Kirche gefeiertsten Heiligen des Dorfes.

Die rothe Fahne eröffnet in Hange jeweils die Prozession. Ihr folgt die männliche Jugend vom Schulbuben an.

Kaum war der Fürst mit seiner Fahne vor dem Thor der Kirche draußen, hinter ihm die Schaar der Knaben, als er mit lauter Stimme rief: „Buabe, 's Mul uff! betet au: Vater unser, der du bist“ u. s. w.

Wollten die kleinen Racker im Verlauf des Bittganges im Beten nachlassen, so rief der Fürst mit einem Riesen-Tenor immer wieder: „Buabe, 's Mul uff! betet au: Heilige Maria, Mutter Gottes“ u. s. w.

Weil er von der Kirche soviel Reben in Bau übernommen hatte, als sonst zwei Rebmänner bauten, hatte aber der Sepper-Tuni noch einen zweiten Kirchendienst — er war Balgtreter auf der Orgel und Adjutant des „Schulmeisters“.

So ein Balgtreter in einer christlichen Kirche ist eigentlich das einzige menschliche Wesen beim Gottesdienst, das nicht im Stande ist, das zu thun, was man dabei thun soll.

Während die einen beten, die andern singen, der Organist in seinen Tönen Gott lobt — muß der Balgtreter aufpassen, wie ein Häftlemacher, und im Schweiß seines Angesichts seine Tretbölzer der Erde zustampfen, während andere ihre Seele zum Himmel erheben.

Er ist aber auch der einzige in der Kirche, dem man es nicht verübeln kann, daß er nicht betet. Während der Predigt schläft er in der Regel, so daß, wenn's Kirchenjahr vorüber ist, der Mann, welcher am regelmäßigsten in der Kirche war, nie gebetet hat.

Es gehört schon ein Genie von einem Kalkanten dazu, wenn er etwas erfindet, um seine prosaische Funktion zu einer gottwohlgefälligen zu machen. Und diese Erfindung hat Sepper-Tuni, der erste Fürst von Hange, gemacht. Er half nämlich dem Schulmeister singen.

Bei Trauergottesdiensten sangen der Sepper-Tuni und der Lehrer, also Balgtreter und Organist, zusammen. Die Stimme des Fürsten gab aber so aus, daß es für zehn Mann gelangt hätte; drum, nachdem der Sepper-Tuni einmal kapitelfest war im Singen, ließ der Lehrer ihn allein singen.

So sang in den zwanziger und dreißiger Jahren der Fürst-Balgtreter alle Seelenämter allein, und er sang sie fürstlich. Auch nachdem er regierender „Fürst“ geworden war, im Jahre 1826, behielt er den Balgtreter-

dienst bei — um des Singens willen; gewiß ein demüthiger und bescheidener Fürst.

Aber sonst wurde der Sepper-Tuni groß, als er ins Palais der Fürstin eingezogen war. Die Reben, die er ehedem als Taglöhner bearbeitet hatte, und welche die Kirche später verkaufte, erwarb er selbst, stolz, eigener Herr zu sein, da wo er Knecht gewesen.

Er machte alsbald nach dem Antritt des Fürstenthums ein großes Haus, was in Hange und der Umgegend soviel bedeutet, als er hatte viel Wein im Keller und lud seine guten Freunde dazu ein.

Es gab Jahre, da der Sepper-Tuni aus seinen Reben 2—300 Hektoliter Wein „machte“, und davon nahm er keinen kleinen Theil heim und hielt Hof.

Seine Frau, obwohl aus einem Schloß stammend — ihr Vater war Kloster-Rebmann auf Schloß Kirchberg gewesen — bekam so wenig als später ihre Sohns-Frau, des Däschlers Nänni, den Namen Fürstin. Sie hieß, wie von Kindheit an, des „Hallers Bernharde“ und war die stillste und brävste Frau im Dorf.

Sie schwieg, wenn der Fürst oft bis nach Mitternacht oder in den kommenden Morgen hinein Hof hielt, d. h. mit seinen Freunden trank und schlief und dann wieder trank und wieder schlief.

Während dieses Trinkens am Abend saß hinten auf der Ofenbank ein alter, zitternder Mann, hungrig und durstig. Es war Konrad, des Fürsten Vater, gegen welchen der Sohn so hart war, als ob er nicht sein Vater wäre. Die Zech-Kameraden des Fürsten brachten dem Greisen regelmäßig einige Gläser Wein hinter den Ofen mit dem Bemerken: „Der Großvater muß auch ein Schöpple haben, wenn wir im Uebermuthe trinken.“

Das war ein unschöner Zug Sepper-Tuni's, der sonst dem Wahlspruch huldigte: „Beten und arbeiten und trinken, und trinken und arbeiten und beten", daß er seinem frommen Vater, der täglich zur Kirche ging, nichts zu trinken gab.

Als seine Frau krank wurde und in ihrer Krankheit öfters die Besuche des Pfarrers erhielt, kam der Fürst, nachdem der Seelsorger einige Zeit am Bette der Leidenden verweilt hatte, in die Kammer und sprach: „Herr Pfarrer, jetz isch wieder genug getröstet, jetz wolle wir eins trinke." Dann führte er den Pfarrherrn in seine Stube, und beide tranken. Und der alte Pfarrherr von damals, Fink, war ein starker, „trinkbarer" Mann, der nach alter Ritterart dem Humpen zusprach, eine Eigenschaft, die ihm seine Popularität nicht verringerte, sondern vergrößerte; denn trinken können gilt in Hange nie als eine Schande, sondern als eine Ehre. Nur darf der Pfarrherr auch nicht geizen mit seinem Wi aus dem „Pfarrgärtle und aus dem Ströle".

Bernharde, die schweigende, starb, und der Fürst heirathete eine Evas-Tochter aus Hange, die nicht schweigen konnte.

So oft der Fürst Hof hielt oder, nachts mit seinen Kameraden aus dem Wirthshaus kommend, noch eins trinken wollte, machte sie Spektakel. Das empörte den Sepper-Tuni, und er schlug dann zuerst sein Weib aus dem Schloß, das sie in jener Nacht nicht mehr betreten durfte, und dann ging er in seines Kellers Gründe und trank mit seinen Mitbürgern bis zum hellen Morgen.

Aber wenn er auch noch so lange Hof gehalten hatte, in aller Frühe war er wieder bei der Arbeit und hielt Haus und Gut in bester Ordnung.

Bisweilen reute es ihn, wenn die Hofhaltung zu viel

Wein konsumirt hatte, und dann ließ er Weib und Kinder fasten und gab ihnen wochenlang keinen Tropfen aus seinem Keller, um das Defizit wieder auszugleichen. Er selber aber trank in altgewohnter Weise.

Es soll auch bei anderen Fürsten schon vorgekommen sein, daß sie es sich an nichts fehlen ließen, während die Unterthanen darbten und fasteten.

Sein Weib, das so oft ihm den Burgfrieden gestört, segnete bald das Zeitliche, und der alternde Fürst nahm eine Dritte, auch eine Dorfschöne, die aber mehrere Jahre in Straßburg gedient und etwas Lebensart hatte. Sie fand sich deßhalb mit der Etiquette am Hofe bald zurecht.

Das erste Weib hatte geschwiegen und geduldet, wenn der Ehegemahl seine Gelage hielt, das zweite geschimpft und dafür Prügel geerntet, die Dritte löste den Knoten am einfachsten, sie — trank tapfer mit. Ja sie trank auch, wenn der Fürst nicht trank. Wenn er in den Reben arbeitete und sie in der Waschküche hantirte, trank sie eine Kanne um die andere. Weinfröhlich ging sie dann dem Fürsten entgegen, wenn er heimkehrte, kochte ihm ein gutes Mittagessen, und der Alte war seines Weibes baß zufrieden.

Meinen Leserinnen aber gebe ich jetzt auf, das Räthsel zu lösen, welche von den drei „Fürstinnen“ die klügste war. Es dürfte nicht leicht sein, diese Frage zu entscheiden; denn wenn Frauen kurz besonnen für die erste sich entscheiden wollten, vergessen sie, daß Schweigen die schwerste Tugend ihres Geschlechtes ist und ein wahres Martyrium für ein „Wibervolk“. —

Erst zu Anfang der sechziger Jahre haben sie in Hange dem alten Balgtreter, dem langjährigen Solosänger, dem lustigen Fürsten Sepper-Tuni die Todtenmesse gesungen.

Prinz Hanne wurde vom Tage an Fürst. Des Alten kluges drittes Weib aber, die Mutter des Prinzen Konrad, der im Palais und in den Gütern succedirte, trank mit ihrem Lieblingssohne noch weiter bis zum Ende des genannten Jahrzehnts.

Und nun zur Lösung der ganzen Fürstenherrlichkeit, von der wir seither erzählt haben. Wir haben bis jetzt Prinzen und einen Fürsten, aber keine Fürstin. Bei ihr erst finden wir den Schlüssel zum Fürsten und zu den Prinzen. Und nun paß' auf, lieber Leser, du mußt zwischen meinen Zeilen lesen können bei dem, was jetzt kommt, denn schon der Weise im Alten Testamente spricht: „Es ist besser die Geheimnisse Gottes zu offenbaren, als die der Fürsten", und deßhalb muß ich subtil und zweideutig reden, was ich sonst nicht kann und noch weniger mag.

Vor mehr denn hundert Jahren lebte in einem schönen Schlosse unfern vom schwäbischen Meere ein lebensfroher Fürst, frau- und kinderlos. Er hielt alle Tage echten Fürstenhof. Baronen, Grafen und Ritter gingen in seinem Schloß aus und ein, und zahlreiche Cavaliere bildeten in den verschiedensten Hofchargen seine Umgebung.

Bei gutem Wetter fuhr der Fürst, ein schöner Mann, dessen Porträt ich besitze, in einer schweren, goldverzierten Karosse spazieren und trug dabei in der Regel einen rothen seidenen Frack, weiße, seidene Kniehosen und silberglänzende Schnallenschuhe und, wie es damals Mode war, eine große Perücke auf dem Kopf.

Auch die umwohnenden Landleute, zum Theil seine Unterthanen, zum Theil seine Rebbauern und Pächter, verkehrten im Schlosse. Sie brachten Eier, Butter, Kälber, Schweine, Wein und Obst für Küche und Keller oder sie

wollten dem Fürsten Bitten vortragen oder zum Namenstag und Neujahr gratuliren, wie es an fürstlichen Residenzen üblich ist.

Unter den Landleuten nun, welche der Hofküche wegen im Schloß aus- und eingingen, befand sich zur Sommerszeit auch ein Mädchen von Hange. Es brachte in der Regel die ersten Kirschen in die Hofküche.

Wir wissen bereits, daß Hange die besten Kirschen rings um den Bodensee produzirt und dafür von alters her so bekannt war, wie heute noch.

Das Mädchen hieß Ammrei[1]), war bildschön, hatte Wangen, so roth wie die Frühkirschen, und Augen, so glänzend wie die Spätkirschen, die sie in ihrem Korbe auf dem Kopfe trug.

Die Hofdiener, Köche und Küchenmeister, die der schönen Kirschenträgerin um die Wette den Hof machten, fertigte sie in gutem, schneidigem Hangouer Deutsch ab.

Aber wenn sie mit ihrem Körbchen über den Schloßhof schritt, sah sie eben auch ein oder der andere Cavalier und Kammerherr. Auch der Fürst sah sie, wenn er bei ihrer Ankunft eben aus- oder heimfuhr. Und als nun die höheren und höchsten Herrschaften sich um das schöne Ammreile interessirten, konnte sie diese Herren nicht so abfertigen, wie die Köche, Kutscher und Lakaien.

Es heißt sonst im Sprichwort, mit großen Herren sei nicht gut Kirschen essen, aber die schöne Ammrei muß das doch fertig gebracht haben; denn bald war sie am Hofe sehr beliebt.

Wie das kam, weiß ich nicht. Es ist schon gar lange her; sie selber hat es niemanden in Hange erzählt

[1]) Anna Maria.

und hinterlassen, und unsereiner dürfte es auch nicht erzählen, selbst wenn er es wüßte.

Item, das Ammreile wurde so beliebt bei Hof und seine Gesellschaft so gerne gesehen, daß es oft wochenlang drin blieb, wie man sagte, als — Weißzeugbeschließerin. Die Menschen sind in solchen Dingen immer ein wenig boshaft gewesen, und dazu hatte das Ammreile sicher auch vom Neid zu leiden. So kam es, daß, wenn es nach Wochen wieder im Heimathsdorfe auftauchte, die Weibsleute hinter den Spinnrädern, an den Waschzübern und an den Brunnentrögen, und die Mannsleute in den Reben, am Brennkessel und in den Torkeln sich zuflüsterten: „Die Fürstin ist auch wieder da.“

So trug das Kirschenmädchen diesen stolzen Namen jahrelang im stillen. Als aber der Fürst gestorben und sein ganzes Fürstenthum im Sturme der napoleonischen Kriege untergegangen war, da gab man dem Ammreile offen und laut den Titel der Fürstin.

Es kaufte sich ein schönes, geräumiges Haus, richtete es bescheiden, aber wohnlich ein, legte vorn und hinten an ihrem Holzpalais kleine Obstgärten an und hütete im Sommer und im Herbst ängstlich seine Kirschen und Aepfel vor den kleinen Buben.

Das Ammreile hatte eine Schwester, die an einen armen Rebmann, Konrad Wegis, verheirathet war, an denselben, den wir als Greisen hinter dem Ofen des Fürsten Sepper-Tuni fanden. Der Sepper-Tuni aber hielt sich, groß geworden, vorab an die „Bas“ Ammrei vulgo die Fürstin, bei der er alles galt. Diese gab ihm noch bei Lebzeiten ihr Palais und ihre Rebgüter um billigen Preis und setzte seine Söhne Hanne und Konrad

zu Erben ihres baaren Geldes ein. Für sich behielt sie nur eine Wohnung und die Obstgärten.

Als sie starb, hieß es im Dorfe: „Die Fürstin ist gestorben" — und von Stund' an ward der Sepper-Tuni der Fürst genannt.

So kam eine Rebmannsfamilie zum Fürsten- und Prinzentitel, und das kleine Dörfchen Hagnau hatte ein halbes Jahrhundert lang Prinzen und Fürsten. Jetzt sind die Nachkommen des Fürsten Sepper-Tuni im Titel ausgestorben. Noch lebt zwar abseits von Hange, im einsamen Dörfchen Kippenhusen, der dritte Sohn des Fürsten, Theodor, der aber um Titel und Stand kam, weil er als Knabe schon den väterlichen Boden verließ. Aber eines königlichen Durstes und eines fürstlichen Appetites hatte sich der Theodor als Familienerbtheil doch allezeit zu erfreuen.

Der Stamm des echten Fürsten aber, der so gerne Hangouer Kirschen aß, ist längst ausgestorben, weil der Tod alle Fürsten zwingt, die Kronen-, die Kirchen- und die Kirschen-Fürsten.

Mein Sacristan.

Als ich am ersten Morgen meines Hagnauer Daseins in die Kirche kam, präsentirte sich mir in der kleinen, dunkeln Sacristei ein hustendes, pustendes Männchen mit einem Höcker als den „Meßmer" und zukünftigen Amtsgehilfen.

Er war noch jung, kaum etliche zwanzig, der „Leopold", wie er allgemein nach seinem Vornamen hieß, litt aber offenbar hochgradig an Schwindsucht und war von Natur aus verkrüppelt.

Seines Vaters Bruder, der „alte Siebenhaller", ehemaliger Klosterbruder im Kloster Kreuzlingen am gegenüberliegenden Seeufer, war viele Jahre lang ein vortrefflicher Sacristan gewesen, und nach seinem Tod hatte man den Leopold, der sonst nichts hätte verdienen können, aus Gnad' und Barmherzigkeit zum „Meßmer" ernannt; ein Dienst, den auch das kranke Männlein versehen konnte, wenn es ordentliche Ministranten-Knaben hatte, die dem Leopold läuten halfen.

Sein Vater war todt und seine Mutter im „Hof", d. i. im Armenhaus.

Das Kloster Weingarten, die alte Herrin des weinreichen Dorfes, hatte sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts

einen neuen stattlichen Klosterhof an den See gebaut, der jetzt der Gemeinde als Armen- und Rathhaus dient und dem Dorfe, vom See aus gesehen, weithin ein gewaltiges Ansehen gibt.

In den Armenhäusern vereinsamter Dörfer lebt und stirbt manches Original. Im Hagnauer Hof lebte in den ersten Jahren meiner Pastoration noch der „Jüngling“, ein alter Landsknecht, der alle napoleonischen Kriege mitgemacht und fast unter allen europäischen Potentaten gedient hatte und auch regelmäßig jedem desertirt war. Er wußte viel zu erzählen, nicht von seiner Thätigkeit bei Schlachten, wohl aber von seinen Irrfahrten und Verfolgungen als Deserteur.

In der alten Papstburg zu Avignon war er einmal Jahr und Tag eingesperrt gewesen, entkam und schlug sich unter den größten Entbehrungen, immer zu Fuß, bis an den Bodensee durch.

Er wurde aber ganz bös, wenn man ihm sagte, er habe „keine Courage“ gehabt, weil er so oft desertirt sei. Zum Desertiren in Kriegszeiten, worauf die Kugel als Strafe gesetzt sei, meinte er, gehöre mehr Muth, als in Reih und Glied zu bleiben und eine Schlacht mitzumachen, wo die Kugel nicht so sicher wäre.

Friedlich wanderte er jeden Mittag und jeden Abend an meinem Hause vorbei zum Gemeinderechner Seyfried, der ihm die Kost gab, und ebenso friedlich wieder heim in die hohe Stube im Hof, wo er auf einem Stuhle saß und hustete, bis es wieder Zeit war zum Essen.

Als ich ihm die Sterbsacramente reichte, sagte er: „Jetzt kommt der einzige Potentat, dem keiner desertirt, der Tod, und dem werd' ich auch nicht mehr durchbrennen können, obwohl ich das Desertiren einst gut verstanden habe.“ —

Es wohnte damals im Hof auch noch der Küfer Paul, der auf hundert Jahre zurück alle guten und schlechten Weinjahre kannte und wie viel Wein es im Dorf gegeben und wer am meisten in jeder Generation habe trinken können.

Der letzte echte Kloster-Hofküfer, Ehrlinspiel, so erzählte er mir öfters, sei der beste Trinker in diesem Jahrhundert gewesen. Der habe einmal an einem Sommertag gewettet, einen Eimer, d. i. 40 Liter, Wein an einem Tag zu trinken und so frühzeitig fertig zu sein, daß der hölzerne Eimer noch in der Sonne trocknen könne. Und er habe die Wette gewonnen.

Der Paul selber hatte sich in den Hof getrunken und meinte, wenn einer es ins Armenhaus bringe und damit zugleich zum „Hofküfer“, so sei das doch ein Kunststück.

Im Hof wohnte auch, wie gesagt, die Mutter des Leopold, die „blinde Frenz“, die wegen ihrer bösen Zunge allgemein gefürchtet war und bei welcher der sanfte Leopold es nicht wohl hätte prästiren können. Er hatte deßhalb seine Herberge bei einer Base, der Wittwe des alten Meßners, seines Onkels, aufgeschlagen, während sein älterer Bruder, der „Sepper“, bei einer Tante lebte, der Frau des Marti Model.

Dieser Marti war der dickste Rebmann in Hange. Alt geworden, saß er zur Sommers- und Winterszeit im Oberdorf in seinem sonnigen Stüblein mit Aussicht auf den See am Fenster und trank, trank, trank, während seine Frau und der Sepper die Weingärten bearbeiteten, damit der Marti zu trinken hatte.

Der Marti ging jahrelang nicht mehr aus der Stube. Ich besuchte ihn bisweilen, da er auch nicht zur Kirche kommen konnte ob seiner Schwerleibigkeit.

Er erzählte mir oft von seinem Bruder Franzsepp, der im Unterdorf wohnte und ein harter, alter Mann war, mit dem niemand gerne verkehrte. Dieser hieß im Dorf allgemein „der Bähmodel“[1]) wegen seines störrigen, unvernünftigen Wesens und Gebahrens. Er arbeitete wie ein Vieh, that aber auch so, wenn er aus dem Geleise kam. Er trug in seinen jüngern Jahren an Sonntagen stets einen langen, hellblauen Rock mit vergüldeten Knöpfen und einen hellgrünen Seidenhut in Cylinderform. Trotz dieser äußern Eleganz war er aber der händelsüchtigste Mensch des Dorfes und bekam deßhalb unzählige Mal Prügel und blutige Schläge. Dabei hatte er die Gewohnheit, so oft er geschlagen worden war, wenn er heimkam, seine gänzlich unschuldige Frau auch zu schlagen, weil sie, die gar nicht dabei war, ihm nicht geholfen habe.

Alsdann legte er sich zu Bette und weinte bitterlich über seine Schläge und verbot seiner Frau, etwas zu kochen, so lange er in diesem Seelenschmerz zu Bette lag, was oft tagelang währte. Die Frau glaubte schließlich, wie sie selbst sagte, Brod und Wein gäbe auch eine Suppe, und trank Wein in Fülle und aß Brod dazu.

Sein Bruder, der dicke Marti, war das Gegentheil vom Franzsepp: still, gemüthlich und friedlich. Er trank im Frieden bis zu dem Tage, da ich zu ihm kam mit den Sterbsacramenten. Dann verschied er alsbald.

Der Bähmodel hatte übrigens auch edle Züge. Waren seine Wunden ausgeheilt oder manchmal am Morgen nach einer Schlacht schon ging er mit verbundenem Kopf und einem Krug von seinem besten Wein zu seinem Gegner, der ihn geschlagen, und trank mit ihm „den Frieden“.

---

[1]) Viehmodel.

Nie, so schwer er auch mißhandelt worden sein mochte, ging er zum Bürgermeister oder zum Amt, um zu klagen.

Geradezu wüthend aber wurde er, wenn ihm jemand den Namen zurief, den er im ganzen Dorf trug: Bähmodel. Einmal riefen sie ihm diesen Namen aus einer Torkel zu, wo angeheiterte Rebleute beisammen waren. Da ging der Franzsepp heim, spannte seine Kühe ein, holte einen Wagen voll Kieselsteine, fuhr vor die Torkel und eröffnete ein Bombardement auf Haus und Menschen.

Waren die Weinpreise im Herbst niedrig, und bot man ihm nicht genug, so nahm er allen seinen Wein heim und trank ihn selber.

Ich hab' ihm sterben helfen, dem störrigen, hitzigen Mann. Er meinte, er habe alle seine Sünden abgebüßt, weil er keinen Zoll Fleisch an seinem Leibe trage, der nicht die Spuren von Mißhandlungen trage. Schwer krank sei er sonst nie gewesen im Leben und habe nie einen Doctor gebraucht; seine Kur, die stets angeschlagen, habe im Hungerleiden und Bettliegen bestanden. Jetzt aber werde wohl beides nichts mehr helfen. Und er hatte recht. —

Aber noch einen Vetter von Gewicht außer dem Marti hatte mein „Meßmer", der Leopold, und das war der Chef der öffentlichen Sicherheit, der Polizeidiener Siebenhaller, ein noch durstigerer Mann als der Marti, und der trinktüchtigste in seiner Generation.

Aehnlich wie im Kinzigthal bei den Bauern der Polizeidiener „die Sicherheit" genannt wird, so heißt er in den Dörfern am See „der Polizei". Dieser Polizei aber versieht in den Reborten am schwäbischen Meer ein sehr feuchtes Amt. In jedem Haus, wo er zu amten hat, gibt's zu trinken, im Sommer Wein, im Winter Schnaps.

Einen Tag hat der Polizei Leute vorzuladen, weil

der Notar oder der Steuercommissär kommt, am andern muß er zu den Frohnden für die Gemeinde „bieten“ oder Mahnungen zum Steuerzahlen herumtragen. Ueberall gab's, wenigstens zu meiner Zeit noch, einen Trunk. Und „ein Polizei“, der 's Trinken noch nicht konnte, mußte es auf diese Art lernen.

Der Siebenhaller war trotz seines Trinkens alt geworden und wehrte sich in seinen alten Tagen noch mannhaft, wenn die Geister ihn bezwingen wollten. Er, ein alter Dragoner, war stets stramm beim Dienst, auch wenn er noch so viel getrunken hatte.

Gleich im ersten Winter begegnete er mir eines Abends, da er von Ittendorf her den „Judenbichel“ [1]) herabkam, über den glatten Schneeweg rechts und links taumelnd, aber wacker kämpfend gegen den Fall. Als er in meiner Nähe angetaumelt war, blieb er schwankend stehen und sprach: „Herr Pfarrer, der kaibe Schnaps möcht' mi gern' z' Bode bringe, aber des wär a Schand für a Polizei, wenn er a Rusch hätt' und enni [2]) falle thät. Drum wehr i mi, und der Schnaps bringt mi welleweg [3]) nit z' Bode.“ Sprach's und schwankte mächtig weiter. Ich aber hielt den Alten, der sonst der stillste Mann im Dorfe war, von Stund an für „einen Original-Polizei“. —

Sein Neffe, der Leopold, so unbedeutend er war, wurde mir in den ersten Tagen doch ein wichtiger Mann. Er theilte mir die Ordnung des Gottesdienstes mit und gab mir eine Charakteristik der Gemeinde. Das thut sonst jedes Pfarrers Vorgänger; allein der meine war als grollender Ajax von dannen gezogen, ohne daß ich ihn über diese Punkte hätte fragen können.

---

[1]) Bichel, Bühl, Hügel. Auf dem Hagnauer Judenbühl soll im Mittelalter ein Jude hingerichtet worden sein, daher der Name. [2]) hin. [3]) jedenfalls.

Seine Mit-Bürger und -Bürgerinnen zeichnete der Leopold ganz kurz mit den Worten: „Sie mulen[1]) gern.“ Und deßhalb, meinte er gutmüthig, sollte ich nicht viel ändern an der seitherigen Gottesdienst-Praxis, damit die Hangouer nicht gleich „mulen über den neuen Herrn“.

Ich folgte fast durchweg seinem weisen Rath, nur den Werktagsgottesdienst verlegte ich auf eine spätere Stunde und beruhigte den sanften Leopold damit, daß ich auch mulen könne, falls die Rebmänner und Rebfrauen darüber mulen sollten.

Doch dem guten Sacristan waren seine Tage gezählt. Der kommende harte Winter griff ihn schärfer an. Oft mußte er seinen Bruder Sepper als Stellvertreter senden, da er an den kalten Wintermorgen nicht aufstehen konnte. Und als das Frühjahr kam und der Mai mit seinen Blumen, da haben wir den Leopold begraben.

Alsbald meldete sich für das erledigte „Lehen“ sein Bruder, der Rebmann Sepper. Ich nahm ihn, obwohl er zu einem Meßner sich wenig eignete, lediglich weil er der alten Sacristanen-Dynastie angehörte. Der Sepper war linkisch und täppisch für den Kirchendienst, sonst aber ein guter Kerl. Er hat mich oft geärgert, aber auch wieder erfreut durch seine trockene Naivetät.

Es gehört zu den Ceremonien der katholischen Kirche, daß der Priester, ehe er sich zur heiligen Messe ankleidet, in der Sacristei eine flüchtige Abwaschung der Hände vornimmt. Hierzu Wasser bereit zu halten, vergaß der Sepper fast regelmäßig, und als ich ihn einmal heftiger als sonst darüber tadelte, sagte er in aller Gemüthsruh': „Herr Pfarrer, ich wäsch meine Hände immer daheim, ehe ich in

---

[1]) räsonniren, schimpfen.

die Kirche gehe, und ich mein', der Herr Pfarrer könnt's auch so machen, wie ander' Leut'."

Fortan war ich dem Sepper nie mehr bös, wenn er das Wasser vergessen hatte.

Doch bald zeigte auch dieser Bruder Leopolds die Keime von dessen Krankheit, und rasch siechte auch der Sepper hin. Der älteste unter den Ministranten-Knaben, Stefan, mein späterer Hausbursche und jetziger Besitzer der väterlichen Burg der zwei Fürsten, amtirte lange für den kranken Meßner, bis wir im August 1871 auch diesen zu Grabe trugen.

Und jetzt konnte ich den Mann, dem der Titel dieser Erzählung gilt, den „großen Kübele" als Sacristan anstellen, was ihm schon längst zugesagt war.

Wenn der große Römer Cato von dem punischen Feldherrn Hamilkar Barkas einst sagte: „Neben Hamilkar Barkas ist kein König werth, genannt zu werden," so kann ich sagen: „Neben dem großen Kübele ist kein Meßner werth, genannt zu werden."

Und wie unter den vielen Säulen der Wüste nur die Memnons-Säule klang, wenn die Sonne schien, so klingt mir unter allen Sacristanen, die ich kennen gelernt habe, nur der große Kübele.

Als ich im Mai 1871 die Maiandacht in meiner Pfarrei einführte, waren die Reb-Damen und Reb-Fräulein des Dorfes eifrigst bemüht, den Altar der Mutter Gottes mit Blumen zu schmücken. Nachdem dies beendigt war, sollte auch für die Beleuchtung des Madonnabildes, einer prächtigen Holzstatue aus dem 16. Jahrhundert, gesorgt werden.

Es war Nachmittag, und am Abend sollte die erste Andacht gehalten werden. In einem abgelegenen Dörfchen ist in solchen Fällen guter Rath theuer. Rathlos, wie

man eine Beleuchtung noch zu Stande bringen könnte, stund ich mit meinen „Damen“ vor dem „Maialtar“; hinter uns eine Schaar Kinder und in deren Mitte ein großer, älterer Mann in ärmlicher Kleidung.

Still hatte er uns bei der Ausschmückung des Altares zugeschaut. Erst als wir uns nicht zu rathen wußten, trat er vor und sprach bescheiden: „Herr Pfarrer, ich will Ihnen bis zum Abend eine Beleuchtung machen.“ Jetzt erst schaute ich den Mann näher an. Es war ein hagerer, langer Mensch mit breiten Schultern und spärlichem, schwarzem Haar auf einem riesigen Kopf, den ein kleines, schwarzes, kluges Augenpaar unter einem Wald von schwarzen Brauen belebte. Das bis auf einen kurzen „Ohrenbart“ glatte, blasse Gesicht zeigte harte, verwetterte, aber geistvolle Züge.

Ich fragte ihn, ob er ein Handwerk könne. „Nein, ich bin nur ein Rebmann,“ antwortete er, „aber ich mach' die Beleuchtung doch bis heut Abend.“

„Ja,“ fielen die See-Damen ein, „der groß' Kübele bringt's fertig.“

Jetzt übergab ich ihm die Sache, und langsamen Schrittes ging der groß' Kübele, so geheißen wegen seiner Körperlänge und seines Geschlechtsnamens, von dannen.

Der Abend kam. Ueber den See hin riefen die herrlichen Glocken von Hange zur ersten Maiandacht. Als ich in die Kirche trat, strahlte das Madonnenbild in festlichem Lichterglanze. Hinter dem Altar aber stund — der Feuerwerker, der groß' Kübele und lächelte seelenvergnügt, als ich stehen blieb und die Beleuchtung betrachtete, die originell genug war, um mir ein Staunen abzugewinnen.

Ein langes Stück Erlenholz, wie die Küfer es nehmen, um Reife daraus zu schneiden, hatte der Alte gebogen,

mit grünem Papier überdeckt und mit kleinen Armen von Draht versehen, auf denen Scheiben von rohen Kartoffeln befestigt waren. Auf diesen Scheiben hatte er nun Wachslichtlein angebracht, das Ganze um das Madonnenbild herumgestellt und die Lichter angezündet.

Während der ganzen Andacht aber stund er, vom Volke ungesehen, hinter den Tannenbäumen, die den Altar abschlossen, und überwachte mit Vorsicht sein Feuerwerk.

An jenem Abend wurden der groß' Kübele und ich gut Freund. Ich lud ihn auf den andern Tag zu einer Flasche Wein ins Pfarrhaus ein. Er kam, und als ich ihn nach der Rechnung fragte für seine originelle Beleuchtung, da sprach er: „Herr Pfarrer, ich bin ein armer Mann, aber ich würde mich schämen, etwas zu verlangen. Das hab' ich der Mutter Gottes und Ihnen zu lieb gerne gethan. Aber die zwei Kreuzer für das grüne Papier bin ich beim Krämer schuldig geblieben, weil ich kein Geld hatte, und habe gesagt, der Herr Pfarrer werde es schon bezahlen."

Meine Hochachtung vor dem großen Kübele wuchs.

Bald nach der Maiandacht feierten wir in unserm Dörfchen am See das fünfundzwanzigjährige Papstjubiläum Pius' IX. Wer in Guirlanden und Verzierungen in der Kirche und am Pfarrhaus wahre Meisterstücke lieferte, das war der groß' Kübele.

Und am Abend des Festes, als droben beim „Wetterkreuz" unser Freudenfeuer weithin leuchtete über den See und bis hinüber zu den Alpen, von wo die gleichen Feuer zu uns herüber grüßten, da stund der arme, in Lumpen gehüllte Mann hinter der festlichen Menge und freute sich im stillen.

Ich aber behielt ihn fortan in den Augen, und als im August der Sepper starb, ernannte ich den großen

Kübele, dem ich's schon vorher versprochen hatte, zum provisorischen Meßner mit vollem Gehalt, und das blieb er über zehn Jahre lang, immer provisorisch, weil er, um seine definitive Bestallung zu erlangen, eine Kaution hätte stellen müssen, der arme Kerl aber dazu nicht im Stande war.

So mußt' ich ihn jahrelang verheimlichen und es dem Zufall überlassen, ob mein provisorischer Meßner den Argusaugen eines Revisors beim katholischen Oberstiftungsrathe in Karlsruhe entgehen würde. Hätte man aber bei dieser peinlich gewissenhaften Behörde das grause Verbrechen entdeckt, daß an dem Kirchlein in Hagnau am Bodensee ein Sacristan angestellt sei — ohne Kaution, so wäre der groß' Kübele, der arme Teufel, erbarmungslos in sein absolutes Nichts zurückbefördert worden, und ich hätte einen sogenannten Verweis erhalten.

Und doch zeigte mein „geschmuggelter" Sacristan morgens, ehe er Betzeit läutete, mehr Geist, als ich in dem ganzen Vierteljahrhundert, da ich Pfarrverweser und Pfarrer bin, in den Revisionsbemerkungen des katholischen Oberstiftungsraths gefunden habe.

Der arme Mann zerbrach allerdings hie und da ein gläsernes Meßkännchen zwischen seinen Riesenfingern, aber dann bezahlte es der arme Pfarrer, und der Fond und die nicht vorhandene Kaution gingen schadlos aus.

Wahrlich, es ist etwas Schreckliches um die Bureaukratie, aber auch etwas Schreckliches um die Armuth, die keinen Dorf-Meßner-Posten, der kaum 80 Mark trägt, erhalten kann — ohne Kaution, während man Generäle und Minister, die Land und Leute ruiniren und Milliarden schaden können, ohne einen Pfennig Kaution anstellt! —

Zu einem richtigen Kirchendiener hatte der groß' Kübele das Zeug absolut nicht. Denn ein richtiger Meßner

muß vor allem ein pünktlicher, reinlicher, kleinlicher, agiler Mann sein mit einer billigen Denkungsart, damit er dem Pfarrer schön folgt und nicht opponirt.

Von allen diesen Eigenschaften hatte mein Kübele nur die erste, wenn auch nicht in hohem Grad. Er war ziemlich pünktlich. Alle andern Merkmale eines guten Meßners aber gingen ihm im höchsten Maße ab. Ganz besonders, und dadurch steht er über allen seines Gleichen, war der groß' Kübele kein billiger Denker, sondern ein durch und durch geistreicher Mensch, der das Zeug zu einem Kardinal gehabt hätte, es aber durch des Geschickes oft unerklärliche Mächte nur zum Sacristan einer armen Dorfkirche brachte.

Zunächst galt es, meinen neuen Sacristan entsprechend zu uniformiren; denn er war eigentlich nur in bessere Lumpen gehüllt. Da er nahezu so lang gewachsen war wie sein Pfarrer, so gab ich ihm eine ganze Uniform von mir, die ihm wie angegossen stund.

Wer ihn nicht kannte, würde ihn unbedingt für einen ärmeren alten Geistlichen gehalten haben, besonders wenn der groß' Kübele sich noch dazu verstanden hätte — meine ausrangirten großen Filzhüte zu tragen. Deß' weigerte er sich aber allezeit standhaft, so oft ich ihm auch einen abgetragenen „grand chapeau“ antrug.

„Herr Pfarrer,“ meinte er lächelnd und ablehnend seine große Rechte schüttelnd, „der Hut ist für Sie schon zu groß und manche lachen darüber. Ich hab' in meinem Leben einmal einen so großen Heckerhut[1]) getragen, und es ist mir schlecht bekommen. Damals wurde ich ein-

[1]) Der Advocat und Revolutions-Anführer Hecker hatte 1848 die großen schwarzen Filzhüte in Baden eingeführt.

gesperrt, und jetzt würde man mich auslachen am See und meinen, ich wollte den Pfarrer oder den Hecker spielen."

So trug er denn zur Sommerszeit zu meinen Kleidern eine große Schildkappe und im Winter eine riesige phrygische Wollmütze. —

Die Hagnauer schüttelten anfangs die Köpfe, daß der alte Revolutionsmann und gänzlich „verlumpte" große Kübele Sacristan geworden war, trotzdem sich „ehrbare und bessere" Bürger um den Dienst gemeldet hatten. Als er aber am Sonntag das erste Mal nach alter Uebung in der Frühmesse nach dem Rosenkranz die Litanei betete mit der Stimme eines kommandirenden Generals, da bekamen sie Respekt und lobten ihn über alle Maßen, daß er „so laut hergebe".

Leute auf dem Land taxiren gerne das, was in der Kirche gesprochen oder gesungen wird, nach der Kraft des Vortrags. Ein Pfarrer, der laut predigt und laut singt, hat schon zum voraus einen Stein im Brett bei den Bauern, auch wenn man von seinem Predigen sagen könnte: „Viel Geschrei und wenig Wolle."

Das Volk ist ein Naturkind und hat und treibt alles gerne etwas massig und substantiell. So bei allen Genüssen, auch bei denen, die durch den Gehörsinn kommen.

Aber gleich nach der ersten Frühmesse, wo der groß' Kübele excellirte durch sein brillantes Debut im Vorbeten, hielt er mir in der Sacristei eine köstliche Vorlesung, indem er meinte: „Herr Pfarrer, es stimmt nicht ganz. Ich bin mit der Litanei noch nicht fertig gewesen, als Sie schon vom Altare weggingen, und doch sollten wir zwei harmoniren und miteinander fertig werden. Also entweder müssen

Sie das nächste Mal langsamer oder ich muß schneller machen, damit wir einander nicht mehr verfehlen."

Ich nahm diese Belehrung, die auf mich Eindruck machte, freundlich hin und sagte halbernst: „Wenn ich das nächste Mal wieder so bald fertig bin, so will ich die Litanei vorbeten."

Aber da kam ich dem großen Kübele recht. Mit Entschiedenheit antwortete er: „Das geht nicht. Das Vorlesen in der Kirche ist meine Freud'. Und oft hab' ich gedacht, wenn als der Leopold oder der Sepper vorgebetet haben, daß es kein Mensch verstund, ich möchte es einmal thun dürfen. Jetzt hab' ich's erreicht und bin am Ruder, und darum müssen Sie es mir nicht abnehmen."

Ich sagte ihm gerne zu und tröstete ihn auch damit, daß es nichts zu sagen hätte, wenn wir in dem Punkt nicht harmonirten.

Also im Vorlesen waren die Hangouer mit dem neuen Meßner zufrieden, aber bald klagten sie über ihn, weil er die Stühle und Bänke in der Kirche nicht staubfrei halte und so ihr Sonntagshäs schädige.

Ich hielt ihm die Anklage vor, obwohl ich bemerkt hatte, daß er mit seinen Töchtern jeden Samstag in der Kirche mit Putzen thätig war. Gelassen antwortete der Alte: „Ich kann nicht allen Staub von den Bänken abschlecken. Die Hangouer stehen die Woche über den ganzen Tag in den Reben im Koth und da werden sie am Sonntag unserm Herrgott zu lieb auch in ein bischen Staub knieen können."

So merkte ich immer mehr, daß mein Sacristan nicht unter die Dummen auf Erden zählte, und ich trat ihm auch außerdienstlich näher.

Zunächst interessirte mich sein Lebensgang bis zu dem Tag, da wir uns zum ersten Mal trafen. Bald dies, bald

jenes erzählte er aus der Vergangenheit, und all' das gab schließlich das folgende Bild.

Der groß' Kübele entstammte einem alten Rebmannsgeschlecht, das, soweit dessen Sippen zurückdenken konnten, im Dienste des Klosters Salem[1]) Reben baute und so sein Auskommen hatte. Als der Konrad, so hieß mein Sacristan, 1812 zur Welt kam, war die Klosterherrlichkeit zu Ende, und er hörte nur noch davon erzählen. Sein Vater hatte ein eigenes Haus und von den Klosterreben einige Stücke billig zu eigen bekommen und trieb so seinen alten Beruf weiter, auch nach des Klosters Untergang durch napoleonischen Machtspruch.

Der Konrad war aber noch nicht zwei Jahre alt, da seine Mutter starb. Ein Bruder seiner Mutter, Martin Zinsmaier, der ein Häuschen im Oberdorf besaß und ebenfalls Rebmann war, nahm, weil kinderlos, den Knaben in sein Haus und behielt ihn wie sein eigen.

Aus seiner Kinderzeit blieb dem großen Kübele vorab das Hungerjahr 1817 in Erinnerung mit seinem Kleienbrod und den gekochten Brennesseln.

Im gleichen Jahre hatte auch der Bodensee seinen höchsten Stand seit Menschengedenken und überschwemmte das ganze am See gelegene Unterdorf. Die Unterdörfer, in deren Kellern überall Wasser stund, profitirten allein davon zur Stillung ihres Hungers. In der Nacht kamen nämlich in die Kellerräume allerlei Fische angeschwommen, die dann, am Morgen gefangen, gute Speise gaben in der theuern Zeit.

Aber trotz Hunger und Ueberschwemmung ging bei den Hangouern die Poesie nicht unter. Da die Straßen

[1]) Salem, berühmte alte Cisterzienser-Abtei im Linzgau, drei Stunden von Hagnau entfernt.

im Unterdorf fußhoch unter Wasser stunden, beschlossen die Bürger, zum Andenken alle Schulkinder in einem großen Segelschiff durch das ganze Unterdorf führen zu lassen. Es geschah, und die hungrigen Kinder hatten die größte Freude; unser Konrad aber weinte, weil er nur zusehen und nicht mitfahren durfte, da er noch nicht in die Schule ging.

An das Hungerjahr 1817, diese seine schmerzlichste und erste Jugenderinnerung, knüpfte aber mein geistreicher Sacristan eine psychisch-somatische (seelisch-leibliche) Entdeckung. Er sagte mir, daß er von jenem Jahre an, wo er immer Hunger gehabt, stets eine übermäßige Lust nach Essen in sich verspürt habe, so daß er bis zur Stunde jeden Tag zweimal zu Mittag und zweimal zu Nacht essen könnte. Diese Eßmanie sei aber zweifelsohne ein Erbstück von anno 17 her. So wie man aus einer Zeit, räsonnirte er ganz geistreich, Gedanken fasse und erbe und sein Lebtag behalte, so könne man auch den Hunger erben aus einem Hungerjahr, wie den Durst von einem trunksüchtigen Vater.

Er selbst habe in den vierziger Jahren aus der Zeitströmung seine freiheitlichen und demokratischen Ideen in den Kopf bekommen und dieselben seitdem so wenig verloren, als seinen Appetit seit 1817.

Das zweite wichtige Ereigniß seiner Jugendzeit traf ihn im Jahre 1830. Es war die Ueberfrierung des Bodensees und die berühmte Prozession der Hagnauer Schulkinder übers schwäbische Meer. Der größte junge Mann im Dorf war damals unser Konrad, und deßhalb wurde er zum Fahnenträger ernannt, der vor den Kindern einherschreiten sollte.

Poesie und Religion sind stets im Volke daheim, und jenen beiden Genien verdankte die „Seeprozession“ ihren

Ursprung, und um ihretwillen allein verdienten die alten Hangouer nicht vergessen zu werden.

Eine fast drei Stunden breite Wasserfläche von einer Tiefe von 200—800 Fuß trennt das Dörfchen Hagnau von dem ehemaligen thurgauischen Benedictinerinnen-Kloster Münsterlingen [1]) am See. Zwischen diesem Kloster und dem Dörfchen Hagnau bestund nun seit alter Zeit eine eigenartige Vereinbarung. So oft nämlich der Bodensee zufror, was nicht jedes Jahrhundert vorkommt, wurde ein hölzernes Brustbild Johannes' des Evangelisten über den See getragen, d. h. da geholt, wo es bei der letzten Prozession hingebracht worden war. Anno 1830 holten die Hagnauer das Bild in der Schweiz, trugen es heim und postirten es auf dem Rathhaus.

Ich habe das interessante Bild im Jahre 1880 vom Rathhaus wegnehmen und in der Kirche aufstellen lassen, um es zugänglicher zu machen. Seine Uebertragungen sind auf dem Postament also erzählt:

„Diese Bildnis ist anno 1573, den 17. Februar, als der Bodensee überfroren war, von Münsterlingen nacher Hagnau übertragen und dort auf das Rathhaus gesetzet worden. Nach hundert Jahren wurde sie bei überfrorenem See wieder hierher (nach Münsterlingen) gebracht. Anno 1796 aber zur Zeit des Franzosen Kriegs das zweite Mal zurückgestellt und renovirt von F. X. Faivre."

„Am 5. Februar 1830 wurde dasselbe bei überfrorenem See von Münsterlingen in Begleitung der geistlichen und weltlichen Vorgesetzten, sowie der Schuljugend nach Hagnau übertragen."

Das seltene Ereigniß der Ueberfrierung des Sees

[1]) Heute eine Irrenanstalt.

wurde 1830 in Hagnau von der Natur selbst eingeleitet. In der Nacht vom 1. auf den 2. Februar erscholl vom See her ein so fürchterliches Tosen und Donnern, daß die Hagnauer aus ihren Betten sprangen.

Am Morgen sahen sie oberhalb des Dorfes am Ufer ungeheure Eishügel aufgeschichtet; ein gewaltiger Felsblock war aus der Tiefe des Sees heraufgeschleudert worden und lag auf dem Eis. Die Pfähle der Pfahlbauten, die sonst zahlreich am Ufer in der Tiefe sichtbar waren, schwammen losgerissen zwischen den Eisblöcken.

Ein Tag später und der See war gänzlich überfroren. Zwei Hangouer waren die ersten, die über das Eis nach dem drei Stunden entfernten Schweizerdorf Altnau gingen und dort selbst von den prosaischen Schweizern mit Denkmünze und ehrendem Zeugniß ihres Muthes gekrönt wurden. Einer von ihnen und zwar der erste, der ankam, war, wie wir wissen, Hanne, der Fürst.

Schon am 4. Februar kam die Schuljugend des genannten Schweizerdorfes mit dem Lehrer und den Schulpflegern übers Eis nach Hagnau. Am 5. Februar wagten sogar drei Schulen von thurgauischen Dörfern mit den geistlichen und weltlichen Vorgesetzten herüberzukommen und bewunderten den Felsblock, dessen Eruption am ganzen Seeufer war gehört worden.

Die Kühnheit wuchs, und bald kamen Leute mit Schlitten und Reiter im Galopp über die Eisdecke daher.

Jetzt beschloß der Hagnauer Gemeinderath die Prozession auszuführen und das Bild des Johannes in Münsterlingen zu holen. Am 6. Februar mittags 12 Uhr ward abmarschirt, 100 Schulkinder, Pfarrer, Vogt und viele Eltern bildeten die Prozession. Den alten Kaplan

Gseller, der nicht gehen konnte, zogen Schulbuben auf einem Schlitten hinterdrein.

Es existirt über diese Prozession ein reizendes Bild, das ich selber besaß, gezeichnet von dem alten Rathschreiber Model, einem Schreiner: Voraus der Pfarrer und der Vogt mit langen Pfeifen — selbst der Kaplan schmaucht auf seinem Schlitten — die Büblein und Mägdlein, Männer und Frauen in ihrer alten, schönen, leider längst verschwundenen Volkstracht folgen nach.

Unterwegs sollte aber ein Stück neuer Poesie gegründet werden. Weil die Schuljugend des oberhalb Münsterlingen gelegenen Dorfes Altnau die erste gewesen war, welche am badischen Ufer Besuche gemacht hatte, wurde zuerst den Altnauern ein Gegenbesuch zugedacht und ausgeführt.

Die poetischen Hangouer von dazumal hatten ein Bild des Heilandes mitgebracht und den Schweizern mit dem Bemerken übergeben, „es möchte dasselbe in der Schule zu Altnau als ein Andenken dieser seltenen Begebenheit aufbewahrt werden, bis der See einst wieder überfrieren würde, wo es unsere Nachkommen alsdann von ihren Nachkommen über den Bodensee abholen würden.“

Genau fünfzig Jahre später, fast um die gleichen Tage, überfror der See wieder. Aber niemand dachte an das Bild in Altnau, und von Münsterlingen kam auch niemand, um den hl. Johannes zu holen. Wir sehen daraus, wie Gemüth und Poesie seit einem halben Jahrhundert in der Welt abgenommen haben.

Doch die jungen Hangouer von 1880 zeigten noch etwas Poesie. Neun Bursche, welche als die Einzigen im Dorfe über den gefrorenen See gegangen waren, wälzten den Felsblock von 1830, der seitdem einsam bei der Mündung des Dorfbaches am See gelegen hatte, mit vieler

Mühe ins Mitteldorf herauf und setzten ihn an die Straße als Monument zur Erinnerung an die Eiszeit von 1830 und 1880 und an sich selber, indem sie ihre Namen in den Stein gruben.

Ich sollte einen Vers auf das Denkmal machen, bin aber allezeit ein schlechter Dichter gewesen; darum ersuchte ich den größten Poeten nach Scheffel am Bodensee, den Münsterpfarrer Brugier von Konstanz, und von ihm stammt, was auf dem Stein über den eingehauenen Namen der neun jungen Männer heute geschrieben steht und also lautet:

Als anno dreißig brach das Eis,
Entfloh ich meinem Wassergrab,
Ruht' aus am Dorfbach fünfzig Jahr'.
Wer jetzt den Ehrenplatz mir gab?
Lies hier die Neun, die Unverzagten,
Die heuer übern See sich wagten.

Als die alten Hangouer anno 1830 am Nachmittag des 6. Februar ins Kloster Münsterlingen kamen, wo damals noch Klosterfrauen wohnten, wurden sie gar wohl aufgenommen und Jung und Alt mit warmer Suppe und dann mit Brod und Wein erquickt. Aber da der Vogt und der Pfarrer das Bild des Evangelisten verlangten, um es „vertragsgemäß“ über den See zu tragen, wurden die Klosterfrauen sehr traurig und wollten sich nicht von ihrem Johannes trennen.

Die Hangouer beriefen sich auf das alte Herkommen und versprachen ein anderes Andenken dafür zu schicken, worauf endlich die Herausgabe erfolgte.

Freudig machte sich nun die Prozession wieder auf ihren Eisweg der Heimath zu — der große Kübele voran. Es war Nacht, als sie dem Dorfe sich näherten. Da die Leute am Lande an den vielen Kinderstimmen hörten, daß

die Wallfahrer mit dem heiligen Bilde kämen, wurden alle Glocken geläutet, und unter dem Jubel des ganzen Dorfes zog man mit dem alten Gast in die Pfarrkirche ein.

Gleich am folgenden Morgen mußten zwei „Gerichtspersonen" (Gemeinderäthe) ein Bild des Heilandes nach Münsterlingen tragen als versprochenes Andenken.

Das war die Poesie und das religiöse Gemüth der alten Zeit.

Oft sprach mir mein Sacristan von dieser Fahrt ins Schweizerland und meinte dabei ganz richtig, nicht ohne grimmiges Lachen, „wenn die Welt anno 30 regiert worden wär' wie heute, hätten wir die Prozession gar nicht unternehmen dürfen". —

„Jugend hat keine Tugend," das bewährte sich auch an dem Fahnenträger bei der Eisprozession. Unser langer Konrad wurde, was man sagt, ein Flegel. Doch da der größten deutschen Dichter einer auch seine Flegeljahre hatte, darf man es einem Reb- und Schiffsmann am See nicht verübeln, wenn er in seiner Jugendfülle nicht gerade zärtlich thut in Worten und Handlungen.

Und ein Schiffsmann war der Konrad jeweilig auch. Schon 1830 fuhr er auf Schlitten über den See mit Früchten für die Schweizer und später mit manchem Segelschiff ans helvetische und ans österreichische Gestade.

Die Seeleute sind in der ganzen Welt verschrieen wegen ihrer Derbheit und bekannt wegen ihrer Unhöflichkeit — am Bodensee aber ganz besonders. Es heißt da gleich: „'s isch halt a grobe Schiffma." Wo kommt das her? Die Natur, das Wasser und der Wind, die Elemente gehen eben auch gar oft am Bodensee wüster mit den Schiffsmännern um als auf dem Meere. Bald stürmt der Föhn daher, legt ihnen, wenn sie auf offener See sind, das Segel

um und übergießt das Schiff mit Wasser, so daß die Schiffsleute nicht genug ausschöpfen können, um sich vor dem Sinken zu retten, während sie zu gleicher Zeit auch die Wellenstöße an den Planken pariren sollen. Ein andermal fällt der Ostwind über die bayerischen Berge herein, wenn sie seeaufwärts wollen, und treibt sie verdienstlos in den nächsten besten Hafen.

Im Winter plagt sie oft ein solch' eisiger Nordwind, daß sie die Ruder und das Steuer kaum halten können vor Kälte, und im Sommer jagen Wetterstürme von Westen her Schiffer und Kahn erbarmungslos in den Wassern auf und ab.

Bei solchen Mühsalen kann der Mensch nicht zimperlich werden, wie ein Schneider auf seiner Schneidershölle oder eine Näherin an ihrer Maschine.

Ist er dazu noch, wie die Schiffsmänner am badischen Seeufer hin, ein Rebmann und kämpft der Rebensaft in ihm mit der Naturkraft auf den Wellen, so gibt's ein Gebilde, das aufzischt und aufbraust, wie wenn Feuer mit Wasser sich menget.

So hatte auch unser Konrad, der bald als Rebmann, bald als Schiffsmann thätig war, seine rauhe, harte, hitzige Seite. Er war ein Raufer, wenn es galt, seine Kraft zu zeigen, und mehr denn einmal schlug sich der große Kübele, wie er frühzeitig genannt wurde, in den dunkeln Gassen des Dorfes. Und selbst sein Pflegevater, der Marti Zinsmaier, ein alter Rebmann, durfte nicht viel sagen, wenn der starke Seebär in seinem Furor war, er hätte sonst den Alten samt dem kleinen Häuschen vom Fleck getragen.

In Furor kam er aber nur, wenn er Hunger und Durst hatte und der alte Marti Einsprache gegen die

Quantitäten erhob, die der Konrad brauchte, wenn er abgearbeitet vom See oder aus den Reben kam.

Ein bekannter Jurist unserer Zeit hat mir einmal erzählt, seine Großmutter habe von ihm als Knaben oft behauptet: „Wenn der Bub zu essen bekommt, so viel er will, so wird der Kerl gefährlich."

Mein Kübele sagte mir dagegen oft, er sei nie gefährlicher gewesen, als wenn er Hunger und Durst gehabt und man ihm die Heilmittel habe vorenthalten wollen. Gesättigt sei er der friedlichste Mensch.

Er war also das Gegentheil von dem eben genannten Juristen, der heute als Minister einer Regierung dient, welche an vielen Dingen Hunger leidet, zum Glück vielleicht für ihren leitenden Staatsmann, der, wenn gesättigt, noch gefährlicher werden könnte, als er jetzt schon manchen Leuten ist.

Aber eines ehrte den Konrad in jenen Flegeljahren, daß er trotzdem an seine geistige Ausbildung dachte. Da kam in jener Zeit ein fremd' Männlein, der Heß genannt, oft an die Seeufer und versorgte die hühnerlosen Rebdörfer mit Eiern. Er war ein armer Teufel, trug Lumpen statt der Schuhe um die Füße und hatte eine Herberge im Armenhause zu Hange für die Zeit seines Aufenthalts, aber er war ein grundgelehrter Kerl, der namentlich wahre Hexenkünste im Rechnen auf den Tischen der Wirthsstuben ausführte.

Der groß' Kübele und seine intimen Jugendfreunde, der Jakob Bock und der Wegis vulgo der Franzos, den wir später kennen lernen, nahmen Stunden im Rechnen bei dem Heß. —

Wenn er mir von den alten Schifferzeiten erzählte, mein Sacristan, so schimpfte er jeweils auch über die

Dampfkraft, welche der kleinen Segelschifferei, dem Brod vieler Seeleute, ein Ende gemacht habe.

„Der Dampf," meinte er, „hat mit seinem Maschinenwesen mehr Leute ruinirt, als der Bodensee schon verschluckt. Das Element des Dampfes ist gefährlicher für die arbeitende Menschheit als die Elemente Wasser, Feuer und Luft zusammen."

Und dann sprach er von der alten, poesievollen Zeit der Segelschiffe, wie die Schiffsleute, vier Mann in der Regel, von Hange um Mitternacht abgefahren und mit Hilfe des conträren Ostwinds schräg den See hinauf gen Bregenz gesegelt seien. Dort hätten sie nach zehnstündiger Fahrt gelandet, einen guten Trunk gethan in Tyroler- oder Ungarwein und dann bis zum Abend ihre Schiffe mit Brettern beladen. Mit dem gegen Abend einbrechenden Ostwind ward dann abgesegelt, seeabwärts, am „Thurgi" hin.

Bei Tag und Nacht hatten sie an diesem Schweizer Ufer ihre Stationen, von denen aus man ihnen Schwyzerbrod, Most und Käs auf kleinen Kähnen zuführte.

In der Nähe dieser Plätze angekommen, ergriff einer der Schiffer das Horn und „rief Brod und Most herein".

Am zweiten Tage nach der Abfahrt in Bregenz ward in Schaffhausen gelandet, die Fracht gelöscht, und dann fuhr das Schiff mit Gyps beladen an den Obersee. Ueber jede Mahlzeit gab's auf den Mann vier Schoppen „Wi".

Rheinaufwärts wurde das Schiff meist von Pferden gezogen. Berühmt als „Rosser" war der „Barthle von Biesingen", der alle Schiffe, die nach dem Obersee heimkehrten, bis zum Städtchen Stein „hinaufrosste". Aber unterwegs ward im Löwen von Dießenhofen, wo alle Schiffsleut' einkehrten, die geheiligte Vierzahl Schoppen getrunken.

Von Stein bis Stiegen, wo der See beginnt, mußte

das Schiff von Menschenhänden geschoben werden, da Pferde nicht mehr gehen konnten. Mit Riesenstangen stemmten die Leute an die Planken des Schiffes und stießen es so vollends am Ufer des Rheins hinauf in das Becken des schwäbischen Meeres.

Kamen sie glücklich mit beiden Frachten hin und her, so hatten sie 60 Gulden Reingewinn. Traf aber ungünstiger Wind ein und mußten sie in einem Hafen landen und, was oft geschah, liegen bleiben, so tranken, tranken, tranken die müßigen Schiffer und vertranken allen Profit.

Aber das war dann, wie sie heute noch erzählen, die einstigen Schiffsleute, die schönste Fahrt; wenn sie heimkehrten, naß wie eine Maus, von Wind und Wasser ausgepeitscht, ohne Geld, aber innerlich froh „über die guten Trünke, die sie gehalten, und die gute Gesellschaft, so sie gefunden“.

Da trieb der Westwind oft sechs und acht Segelschiffe, Schwyzer, Oesterreicher, Schwaben, Bayern und Badische, in einen kleinen Hafen, wie Wasserburg, Langenargen, Arbon, zusammen. Alle räsonnirten über den „koge Wind“, aber alle tranken in der „Pinte“ am Hafen, im Schiff oder im Anker, erzählten von viel grausigern Wettern, als dem derzeitigen, und von den alten Schiffern, wie die noch mehr Geld verdient und noch mehr getrunken hätten. In feuchtfröhlichem Galgenhumor ward so guter Wind abgewartet.

Heute haben Eisenbahnen und Dampfschiffe auch dieses Stück Volkslebens fast gänzlich begraben. Nur „der Roth von Keßwyl“ bringt noch auf seinem großen Segelschiff den Maurern an beiden Ufern hin die Back- und Ziegelsteine von Bodmann herauf, und die Uhldinger Schiffer segeln für die große Kunstmühle von Heilig nach Lindau und holen den ungarischen Weizen.

So oft wir, mein Sacristan und ich, vor meinem Haus oder hinter der Kirche sitzend, ein großes Segelschiff sahen, begann er seine Seufzer über die vergangene, gute alte Zeit der Segelschiffahrt. Er lechzte nach dem Most, den er in seiner Jugend mit dem Horn „vom Thurgi in den See gerufen“, nach den vier Schoppen im Löwen zu Dießenhofen und redete vom „Barthle von Biesingen“, seinen guten Rossen und seinem starken Durst.

Und er klagte bitter über den „Staat“, der mit seinen Dampfschiffen die kleinen Leute ruinirt und aus ihrem Leben so voll von Lust und Durst, so voll von Arbeit und Erholung die schönen Schiffertage genommen habe.

Von den letzten Schiffsleuten dieser abwechselnd ebenso lustigen als mühevollen guten Zeit der Segelschifferei leben heute noch in Hange zwei Hauptmatadore. Der jetzige „Postmeister“, der Baptist Meichle, und sein Bruder, der Riese Anselm, der die Dampfschiffe, so am Landungssteg von Hange anlegen, „anbindet“ und die Güter expedirt. Beide sind in ihren dermaligen friedlichen Verrichtungen Meister ersten Ranges, und niemand, der es nicht weiß, würde in diesen pünktlichen Beamten der Post und des Dampfes die ehemaligen wilden Seeleute wieder erkennen.

Ein und das andere haben sie gerettet aus jenen stürmischen Tagen, so die Liebe zu einem guten Trunk, ferner die Ruhe gegen jede drohende Bewegung des Wassers. Als im Herbst 1891 der See so hoch stieg, daß dem Postmeister das Wasser in seinem Häuschen im Unterdorf nicht nur in den Keller drang, sondern auch in sein Postbureau, und sein Weib, die Käther, und seine elf Kinder zu weinen anfingen, nimmt der Baptist ruhig seine Postsachen zusammen und spricht zu den Weinenden:

„Was bläret[1]) Ihr no, 's isch jo bigott Wasser g'nug im Hüsle."

Wenn ihm, dem braven Mann, seine Pfeife und der Trunk schmeckt, verliert er keine Sekunde den Humor, ob auch rings um ihn die Welt in Trümmer gehe. —

Während der große Kübele im Frühjahr und Sommer, wenn ein „Kehr" in den Reben wieder um war, oft auf dem See arbeitete, zog er zum Spätherbst und zur Winterszeit, wenn die dicken Seenebel und das Eis auf dem Rhein den Verdienst auf dem See erschwerten, in den Wald und machte Holz oder er arbeitete in den Kiesgruben für den Staat, der Material für die Straßen am See hin brauchte; Arbeiten, die ihm ebenso voller Poesie waren, wie die Tage auf dem See.

Wir kennen den Wald Weingarten hinter dem Dorfhügel bereits aus den Raubfahrten des Prinzen Hanne. Er holte hier frevelnd sein Holz. Es ist ein wunderschöner Wald mit herrlichen Tannen und Buchen, eben wie ein Park und mit den Straßen eines Pariser Boulevards.

Wenn ich alles, was mir im Leben schon passirt ist, vergessen sollte, die zahllosen, einsamen Stunden, die ich vierzehn Sommer hindurch „im Wigarte" zugebracht habe, denkend und träumend, werde ich nie vergessen.

Stets hab' ich ihn seiner ganzen Länge nach durchwandert, beim Eingang noch einen langen Blick auf See und Berge werfend, und beim Ausgang, ruhend, wieder in See und Berge geschaut.

Wer nie alltäglich, mutterseelenallein, zur Sommerszeit in einem deutschen Walde gegangen ist und nicht seine Sprache erlernt und nicht seinen Stimmen gelauscht hat,

[1]) blären = schreien und weinen zugleich.

der kennt nicht die Macht der stillen Natur auf das stille Menschenherz.

Er begreift auch nicht, wie ich meinem alten Sacristan es nachfühlte, wenn er von seinen Winterfreuden im Wald erzählte, wenn diese seine Freuden auch weit derber waren als meine Sommerträume unter den Kindern jener Bäume, die er als Holzmacher gefällt.

Die arbeitskräftige, männliche Jugend von Hange hatte zu allen Zeiten einen lobenswerthen Eifer, die Kasse des Vaters Rebmann, dem selten ein voller Herbst zu Theil wird, zu schonen und sich das Geld für Kleider und Vergnügen mit Nebenarbeiten selbst zu verdienen.

Bald wird dies Handgeld auf dem See, bald in Wald und Feld geholt. Bald sind die jungen Hangouer Fischer [1]) und Schiffer, bald Holzmacher und Tagelöhner — immer aber hießen sie „Rebleute“.

So ist's zum großen Theil heute noch, und so war's zu des großen Kübeles Jugendzeit. Nur war, wie er oft sagte, zu seiner Zeit das Holzmachen im Weingarten lustiger, weil sich dabei eine Art unblutigen Räuberlebens abspielte, das heute nicht mehr möglich wäre.

Es ist uns Sterblichen allen eigen, daß wir nichts gemeinsam ausführen können, ohne daß dabei Essen und Trinken eine Hauptrolle spielten. Haben Könige und Kaiser Zusammenkünfte, um wichtige Staatsfragen zu berathen, so haben die Diners, die dabei gehalten werden, sicher nicht die letzte Nummer. Vereinigen sich ihre Minister zu gleichen Zwecken, so stehen die Tafelgenüsse nicht hintendran. Kommen irgendwo die Männer der Wissenschaft zu-

---

[1]) Zu meiner Zeit verdienten einzelne auch Geld mit Aufsuchen von Alterthümern aus der Stein- und Bronze-Zeit in den alten Pfahlbauten am Seeufer hin.

sammen, flugs vereinigt ein Mahl die Idealisten und die Materialisten, und da erst platzen die Geister los. Wird irgendwo von Bürgern ein Gesang-, Turn-, Pompiers-fest gehalten, so ist 's Essen und Trinken die Hauptsache.

Bringen die Bauern auf dem Schwarzwald ein Kind zur Taufe oder einen Todten von den Bergen herab, dem viele Freunde und Bekannte von fernher das Geleite geben, so vereinigt ein Taufessen des Kindes Begleitung oder eine „Leidschenke“ die Leidtragenden.

Kurzum, bei all' unserer Politik und Wissenschaft, bei all' unseren patriotischen und bürgerlichen Festen, in Freud und Leid steht der Magen im Mittelpunkt und spricht: „Politisirt, schwätzt, räsonnirt, singt, arbeitet, weint — thut, was ihr wollt, ihr Unsterblichen und ihr Göttersöhne, ich dirigire euch doch alle. Mit all' euren Idealen und all' euren erhabenen Seelenstimmungen vermöget ihr nicht, mich zu sättigen. Vielmehr sehnt ihr euch, von jenen gesättigt, mir dienen zu können.“

Drum freut sich der Schnitter im Sommer, wenn zur Mittagszeit übers Feld her die Mägde oder die Töchter des Hauses in großen Körben Essen und Trinken bringen, und es freuen im Winter sich die Holzmacher, wenn sie, ums Feuer gelagert, ihr Mahl verzehren.

In meiner Knabenzeit kam an Winterabenden regelmäßig ein Holzmacher aus dem Urwald in meines Vaters Bäckerstube, trank einen Schnaps und aß ein „Groschen-laible“ dazu. Er hieß der „Pfaffe-Sepp“, war aus Schnellingen jenseits der Kinzig und ein stiller, wortkarger Mann. Aber das sprach er doch regelmäßig: „I freu' mi de ganze Tag uf mi Schnäpsle un mi Grosche-laible am Obe[1]).“

---

[1]) Abend.

So freute sich auch der große Kübele aufs Mittagessen ums Feuer im Walde und hatte dessen Poesie selbst nicht im hohen Alter vergessen. Aber um jenes Mittagessen hing eben auch ein Stück Räuberpoesie. Es war eine Art Räubermahl.

In seiner Jugendzeit hatten die Rebleute am See nur im Sommer, wo der Weinstock durch seinen Ueberfluß an Blättern Futter gab, je ein Kühlein. Das wurde nach dem Herbst getödtet, gesalzen und geräuchert und gab die einzigen fleischlichen Leckerbissen für den Winter ab. Schweine zu halten war schwerer; dazu fehlten die Milch und das Mehl.

Den Holzmachern im Weingarten wurde das Mittagessen, wie jetzt noch, vom Dorf her gebracht: Knöpfle und Bohnen und als Rarität einmal in der Woche „digen" [1]) Kuhfleisch.

Dieses einfache, stets sich wiederholende Menu war unseren Holzmachern unter der Führung des langen Konrad ungenügend, um so mehr, als sie von den Bauernhöfen im Rücken des Waldes täglich sterbende Schweine schreien hörten. Und wenn einer oder der andere von ihnen in einem der Höfe Feuer holte oder einen Kochhafen lieh, um das Essen zu wärmen, da sah er, wie die Buren Metzelsuppen hielten, während den Holzmachern nur digen Kuhfleisch blühte.

Nicht bloß zwei Liebende wissen es zu machen, daß sie zusammenkommen, auch die Kuhfleisch verschmähenden Holzmacher und die speckreichen Bauern fanden sich in des Waldes düstern Gründen zusammen und schlossen ein Bündniß auf Kosten eines Dritten, der den Weingarten annektirt, zu deutsch, dem Kloster genommen hatte. Und dieser Dritte war der Staat.

Die Bauern brachten am Abend Speck, Schinken,

---

[1]) geräuchertes.

Würste und Schnaps und holten dafür Holz, gespalten und stammweise, wie sie es gerade brauchten.

Zwar saß unweit vom Wald in einem ehemalig bischöflich konstanzischen Jagdschloß ein Förster, dem des Waldes Hut anvertraut war und der einige Mal in der Woche nach den Holzmachern sah. Aber er war gewohnt, nach jeder Revue, die ihn in die Nähe des weinpflanzenden See-Dörfchens Hange brachte, dort hinab zu gehen und im Adler eins zu trinken und zu spielen.

Während er spielte und trank, tauschten Buren und Holzmacher ihre Waaren und holten die übrigen Hangouer ihren Holzbedarf im „Wigarte".

Daß alle sicher waren vor dem Förster, dafür sorgte niemand anderer als der damalige Dorfvogt Ainser selbst. Er spielte und trank regelmäßig mit dem Forstwart bis zur Mitternacht und hielt ihn hin, bis alle Bürger und Bauern ihren Bedarf gedeckt und ihren Tauschhandel abgemacht hatten.

Und die Moral? Die hatten der Vogt und seine Untergebenen von jenem Dritten gelernt, der kaum fünfundzwanzig Jahre zuvor den Wigarte geholt hatte, ohne den Eigenthümer zu fragen.

„Der Staat," meinte der Vogt, „hat den ganzen Wald geholt, wir holen nur einzelne Bäume."

Das Kloster hatte den Bürgern unentgeltlich Holz gegeben, jetzt sollten sie es bezahlen und zwar einem, der selbst nichts bezahlt hatte.

Stillvergnügt schmunzelte mein alter Sacristan jedesmal, wenn er an jene Tage zu reden kam, da er im Walde flott gegessen und die Klosterleute gerächt hatte.

Das war die Folge der napoleonischen Moral von der „Säkularisation" des kirchlichen Eigenthums. Wenige

Jahre später stellte Proudhon, der erste Sozialdemokrat, aus dieser Morallehre den Satz auf: „Eigenthum ist Diebstahl“, und so folgte der Säkularisations-Lehre und -Praxis von oben in unsern Tagen die Säkularisations-Theorie von unten und zwar gegen alles Eigenthum.

Nie konnte ich meinen Sacristan überzeugen von dem Unrecht seiner Waldmahlzeiten, und ich bin fest überzeugt, daß er noch in seinen alten Tagen und in seinem Amt als Kirchendiener mit seinem Sohne „Benni“ mehr als eine Fahrt Holz oder Rebstickel im Wigarte geholt hat. —

Seine Kumpane in der Jugendzeit waren der Bock und der Franzos. Im Wald oder in der Kiesgrube unter der Berghalde am See waren die drei stets voll Humor. Oft, wenn ein Tanz oder eine Hochzeit in der Nähe war, gingen sie von der Arbeit weg und begaben sich zum Tanz in ihrer Arbeitskleidung.

Geld hatten sie genug. Sie waren Arbeiter wie keine, und dazu hatten sie eine Erfindung gemacht, eine Mühle, welche den Kies sortirte. Sie bekamen für das Patent von der Straßeninspektion eine größere Summe, zugleich als Belohnung.

So kam es, daß die drei und vorab der groß' Kübele nicht so bald ans Heirathen dachten, weil sie ledig die lustigsten Tage genossen.

Verlobt war der Große schon lange. Er hatte seine Creszenz, die treue Gefährtin seiner späteren Leiden und seiner Armuth, längst gefunden bei einem — „Funken“.

Jedes Frühjahr, wenn der erste Schnee schmilzt und die Sonne die ersten Morgennebel über dem See zieht, am ersten Sonntag in der Fasten, wird in allen Dörfern am rechten Seeufer hin der Funken angezündet, und es heißt der Tag deßhalb „der Funke-Sunntig“.

An diesem Tage fahren in Hange nach der Vesper die erwachsenen Buben im Alter von 15—18 Jahren mit einem Wagen, den sie selber ziehen, von Haus zu Haus und sammeln Holz zum Funken. In der Regel erhalten sie in jedem Haus einige Bündel „Härlen“, Rebholz.

Bald ist der Wagen so voll und hoch beladen mit Härlen, wie ein Heuwagen im Sommer mit Dürrfutter. Sie bringen ihn mit vieler Mühe auf den „Buchenbichel“, einen Hügel über dem Kirchhof mit herrlicher Schau auf See und Alpen. Das Holz wird hier zu einem Riesenstoß zusammengesetzt. Gegen Abend sammelt sich Jung und Alt, vorab aber die Ledigen beiderlei Geschlechts um den Stoß. Sobald der „Meßmer“ im Dorf drunten Betzeit geläutet hat, wird der Haufe an allen Ecken angezündet, und alle beten laut „den englischen Gruß“.

Wenn dann die ersten brennenden Hölzer abgeglüht und verkohlt sind, so beginnt das beliebte „Bromen“, d. i. die Buben machen die Mädle schwarz im Gesicht.

Am liebsten „bromt“ der Bursche dasjenige Mädchen, welches ihm am besten gefällt. Und wohl jedermann begreift, daß die Mädchen, so herzhaft sie sich auch wehren, es lieben, gebromt zu werden.

So kommt es, daß, wenn der Funken abgebrannt und todt ist und am dunkeln Abend viele Mädchen geschwärzt heimziehen, oft noch Funken leuchten in den Herzen, Funken, die fortglühen bis zum Hochzeitstag.

Drei Wochen nach den Funken am rechten Seeufer, am Sonntag Lätare der Fastenzeit, brennen am Abend die Funken am linken Seeufer und am Ostende des schwäbischen Meeres. Sie sind weit malerischer und wirken weit magischer, weil sie aus einer Gebirgswelt herabfunkeln.

Es ist die Schweizer, Vorarlberger und Allgäuer

Jugend, die um jene weit herab in den See zündenden Funken sich sammelt und stillvergnügt den Frühling in der Natur und im Menschenherzen feiert.

Regelmäßig bin ich in den vielen Jahren meines Aufenthaltes am See am Abend des Lätaresonntags allein auf der Höhe beim „Wetterkreuz“ gestanden und habe die Funken, welche vom Obersee herableuchteten, auch auf mich wirken lassen.

Ein letzter Lichtstreifen der Sonne stund noch über den Alpen. Der See still und wellenlos, als wollt' auch er zur Ruhe sich begeben. Tiefe, tiefe Stille in der Natur ringsum. Lispelnd nur spielt der Wind in dem Lindenbaum am Wetterkreuz. Da blitzt drüben im Thurgi ein Funken um den andern auf, höher und immer höher im Gebirge zeigen sie ihr Gluthauge und wie Sterne heften sie sich auf die Bergwände droben am Pfändler und unter der Kannisfluh.

Der Abend sinkt hinab, die Nacht kommt, und immer feuriger strahlen die Sterne von Menschenhand, auf welche ihre Schwestern am Himmelszelt blaß und bleich herabschauen. Doch die menschliche Herrlichkeit dauert ja nicht lange, und die Himmlischen können allezeit und in alleweg sicher sein, daß wir ihnen nicht zu lange Konkurrenz machen.

Ein Funken um den andern erlischt, und bald ist's Nacht, dunkle Nacht auf Erden, und nur am Himmel noch ist Licht über der stillen Natur.

So, dachte ich manchmal, wenn ich wehmuthsvoll vom Wetterkreuz herab dem Dorf zuschritt, so geht's mit allen Lichtern des menschlichen Geistes: sie funkeln einige Zeit, funkeln im Dunkel, das uns rings umgibt trotz aller Wissenschaft, machen von sich reden, lassen auf sich schauen, sich bewundern und beklatschen — und dann löschen sie

aus und gehen unter in der Nacht des Todes und der Vergessenheit. —

Unten im Dorf aber traf ich jeweils die Jugend, jubelnd vom eigenen Funken oder von der Funkenschau heimkehrend, gleich heiter, ob der Funken glühte oder in Asche sank. Die Jugend hat ja immer Sonnenschein und weiß nicht, wie in den alten Menschen die irdischen Sterne verlöschen und es Nacht wird — im Leben. —

Wenn ich nicht es wüßte und an hundert andern Dingen es sähe, wie die Poesie im Volke schwindet, ich könnte es an den Funken erfahren.

Noch vor zwanzig Jahren, da ich vom Wetterkreuz die Freudenfeuer der Jugend vom See und den Alpen betrachtete, konnte man 60—70 solcher Funken leuchten sehen. Jetzt, sagt man mir, seien kaum noch zwanzig sichtbar am Sonntag Lätare.

Die Jugend wird eben beim heutigen Kulturfortschritt nicht mehr zum Idealen, sondern zum Realen erzogen; verdienen, profitiren, sinnlich genießen ist die Parole. Und ein Stück Idealismus gehört eben doch dazu, ganze Holzstöße zuerst von Haus zu Haus zu erbetteln und dann mühsam auf die Bergeshöhe zu schaffen.

Der heutigen Jugend schaut dabei zu wenig heraus; sie trinkt während der Zeit, die sie zum Funken brauchte, lieber Bier und Most und krakehlt in den Dorfstraßen. —

Die Hangouer halten bis zur Stunde treu und fest an ihrem Funken, und das lob' ich an ihnen. Aber sie halten auch noch an etwas fest, was mit dem Funken vielfach „seelisch" zusammenhängt.

Gleich nach dem Funken-Sonntag fällt in die Fastenzeit das Fest des hl. Josef. Nachmittags um 1 Uhr wird von alters her an diesem Festtag in dem benach-

barten Dorfe Kippenhausen eine Predigt gehalten zu Ehren des heiligen Nährvaters Christi.

Das Dorf liegt unheimlich einsam und versteckt hinter den Rebhügeln, die es vom See trennen, und fremde Wanderer kommen jahraus jahrein nicht in dieses abgelegene, stille Dörfchen, das um und um tiefe Melancholie ausströmt.

Aber am Josefs-Tag Nachmittag ist Leben in „Kippehuse“. Da strömen die Buben und Maidle, welche um den Funken gestanden sind, bromten und gebromt wurden, aus den nächstgelegenen Seedörfern Hagnau und Immenstaad zur Predigt über den hl. Josef, den Bräutigam und den Verlobten der Mutter Gottes. Sie wollen in sinniger oder besser gesagt in schlauer Art ihre formlose Verlobung für die Zukunft unter den Schutz des heiligsten Verlobten stellen.

Nach der Predigt geht's ins Wirthshaus, aber vor Abend noch in allen Ehren wieder heim.

Der Funken und der hl. Josef von Kippehuse haben schon manch ein Paar zusammengeführt fürs ganze Leben. Drum fehlt bei beiden keines von all' denen, die sich dereinst heirathen wollen.

Ich selbst hab' am ersten Josefstag meines Aufenthaltes am See die Predigt im einsamen Dörfchen gehalten, und als ich nach der Predigt den Pfarrer fragte, warum so viele ledige Leute in der Kirche gewesen, da erzählte er mir von dieser merkwürdigen Verehrung des hl. Josef. Und alljährlich sah ich dann, viele Jahre lang, meine Pfarrjugend an Josefi zur Mittagszeit über den sonnigen „Buchenbichel“ wandern, Kippehuse zu.

So war's seit Menschengedenken, sagte mein alter Sacristan, denn auch er war in der Jugend mit seiner

Creszenz um den Funken gestanden und mit ihr nach Kippehuse gegangen. Aber nicht bloß ein Jahr, sondern viele, viele Jahre.

Und warum? Weil der Vetter Marti die Creszenz nicht leiden konnte und sie nicht als Hausfrau in seiner Hütte zulassen wollte.

Das gab manchen Kampf mit dem Alten, der eben nicht bloß ein Zinsmaier, sondern auch ein Schlaumeier war. Die Creszenz war eines verschuldeten Rebmanns Kind, und der Vetter Marti hatte selbst schon mehr als genug Schulden „auf seiner Sach'".

Er spekulirte deßhalb für seinen langen Konrad auf eine reiche Erbin, die seine, Marti's, Schulden bezahlen hälfe, und ihm so gute alte Tage verschaffte.

Allein der Konrad war ein noblerer Mensch als viele sogenannte bessere und gebildetere Leute. Er wählte nach dem Herzen, nicht nach dem Geldbeutel, und ließ nicht von seiner Creszenz, so oft auch der Alte tobte.

Schließlich, nach vieljährigem Kampf, der stets unentschieden blieb, griff Konrads Liebe zu einer Kriegslist. Er stellte dem Alten vor, es sei unmöglich, „eine Partie" zu machen nach des Vetters Sinn, so lange man nicht wisse, wie theuer der Konrad Hütte und Gut übernehmen müsse. Das leuchtete dem greisen Rebmann ein. Er verkaufte Hab und Gut und sich selbst zu lebenslänglicher Verpflegung dem Neffen gegen Uebernahme der Schulden, aber unter der Bedingung, daß die Creszenz nicht ins Haus komme.

Jetzt ging der neue Eigenthümer der kleinen Hütte im Oberdorf zum Vater der Creszenz, der ebenso schuldenreich war, wie der Marti, und kaufte hinter des letzteren Rücken zum gleichen Preise jenem sein Anwesen im Mitteldorf ab.

Nun hatte der arme Konrad zwei Häuser, zwei Güter und zweifache Schulden, aber keinen Kreuzer Geld. Er machte jetzt einen Staatsstreich.

Der große griechische Dichter Euripides sagt einmal:

Soll Recht gebrochen werden, sei's ein Königsthron,
Um den man's bricht! Im Uebrigen sei's heilig dir!

Unser armer Konrad mußte das Recht billiger brechen, und drum, so lange er lebte, sagte man ihm nach, wie er den alten Marti betrogen. Hätte er im Unrecht einen Königsthron erobert, stünd' er als großer Mann da.

„Die Schande," meint Schiller im Fiesco, „nimmt ab mit der wachsenden Sünde." Und beim Konrad nahm sie zu und hörte nimmer auf, weil seine Sünde nicht groß genug war.

Und was war sein Unrecht? Er verkaufte Hütte, Gütchen und Vetter gegen eine kleine Aufzahlung an einen Fremden, „den Burtor" aus dem Nachbardorfe Immenstaad, und heirathete seine Creszenz auf ihres Vaters Haus und Gut.

Er war 32 Jahre alt geworden, als er zu dem Frevel schritt, um die Creszenz endlich heimführen und doch dem Vetter Wort halten zu können, sie nicht in dessen Haus zu bringen.

Es ging ihm, wie tausend anderen. Er war am Ziel seiner Wünsche, aber auch alsbald ein Märtyrer seiner Schulden, wie die meisten Rebleute am Bodensee.

Kommt der Herbst und ist das Weingeld bezahlt, dann wandert der geplagte Rebmann zunächst auf die Domänenkanzlei nach Meersburg, zahlt Pachtgelder für seine Kartoffel- und Fruchtäcker und Schulden für Gras und Holz, so er das Jahr über ersteigert hat. Dann kommt „der Jud" und will seine Zinsen und Termine für die Reben, welche man ihm vor Jahr und Tag abgekauft hat.

Wenn das alles bezahlt ist — aber gar oft muß der Jud warten, da er mehr Geduld hat, als die Staatskasse —, so bleiben, wenn's gut geht, noch ein paar Mark übrig für die Haushaltung und die Kleider der Familie und für den Sonntagstrunk des Rebmanns.

Während des Jahres wird ein Kalb verkauft oder Kirschen, aber das „schlupft" in die Haushaltung und vergeht wie der Schnee in der Frühjahrssonne.

Dem Konrad war es doppelt schmerzlich, daß die Schulden alles fraßen, was er erarbeitete, denn er hatte, wenn er am Sonntag ins Wirthshaus ging, zu seinem angeborenen Rebmannsdurst noch den großen Hunger von anno 1817 her.

Aber das Allerschmerzlichste war ihm das folgende: Bei seinem Holzmachen im Wigarte hatte er die Süßigkeiten des Schweinefleisches kennen gelernt und beschlossen, sobald er eigener Herr sei, alljährlich ein „Süle" [1]) zu mästen und zu schlachten. Es geschah so, aber wenn der Herbst kam, mußte das Süle verkauft werden, um zahlen zu können.

Dieser Umstand und dieser Schmerz hat den Konrad später in die Arme der Revolution getrieben.

Und in der That, es ist hart, sehr hart, unmenschlich hart, wenn ein armer Bauers- oder Rebmann an Martini, wenn der Herbst- und Ernte-Ertrag schlecht ausfiel, noch das einzige Süle verkaufen muß, um den Zins oder das Pacht- und Holzgeld aufzubringen.

Mit Weib und Kind hat er sich den ganzen Sommer über gefreut, im Winter ein Schwein schlachten und bisweilen auch ein Stück Fleisch „aus dem Rauch" genießen zu können. Da kommt die harte Noth, die Angst vor

[1]) Schweinchen.

Pfändung und holt auch noch die letzte freudige Lebenshoffnung. Thränenden Auges schaut das arme Weib, welches das Thier mit hoffnungsfreudiger Sorgfalt gepflegt hat, schauen die Kinder, welche das Thierchen gehütet und gehätschelt haben, dem Metzger nach, der um Geld, das andern gehört, die Winterfreude wegführt.

Wahrlich, wenn ich es machen könnte, keinem dürfte sein einzig Schwein gepfändet werden, und ich halte den Zins, so mit solch einem Opfer bezahlt wird, für Blutzins!

Hätte der groß' Kübele nicht so mächtigen Durst und Hunger gehabt und jedes Jahr sein Süle behalten können, dann wäre er sicher nicht so verbittert geworden, daß er, ohne gezwungen zu sein, zu den Waffen griff.

Zwar stund vor seiner großen Naturseele das Bild von den Idealen der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“, und Demokrat war er wie alle Menschen, die nicht als Katzenbuckler geboren sind; doch wenn er im Winter seinen Schinken und im Sommer genug zu trinken gehabt hätte, würde er nicht an Umsturz gedacht haben.

So aber trat er als geborener Demokrat und als gezwungener Süle-Verkäufer in den Vordergrund der Revolution am oberen badischen Bodensee.

Die ersten Ideen, welche seine natürliche demokratische Anlage weckten, empfing er von niemand anderm, als vom Pfarrer Fink von Hange. Dieser, ein starker Mann und großer Demokrat vor dem Herrn, war seinen Rebleuten auch deßhalb sehr sympathisch, weil er, wie wir bereits wissen, den Seewein nicht verschmähte.

Ein geborener „Seehase“ aus Ueberlingen, hatte er die beiden Kameraden Bock und Kübele, die durch ihre Intelligenz hervorragten, durch allerlei Lektüre angezogen und sie auch in das Reich der Freiheit eingeführt.

Der Tod verhinderte den Pfarrer, anno 48 und 49 mitzumachen, aber seine zwei Schüler stellten sich ins Vordertreffen für die republikanischen Ideen.

Beide vertheilten Flugblätter und waren eifrige Leser der „Seeblätter“. Diese, herausgegeben von dem ebenso talentvollen als unermüdlichen und entschlossenen Agitator Fickler in Konstanz, brachte der Hagnauer Schiffsmann und Bote Meichle, der Vater des Anselm und des Postmeisters, allwöchentlich einmal über den See in seinem Segelschiff. Sie bereiteten die Revolution im Seekreis vor und machten den großen Kübele zu ihrem fanatischsten Vertreter in Hange.

Noch im Alter strahlte er, wenn er davon sprach, wie der Fickler es in den Seeblättern „den Herren gesagt“ und wie seine Sprache ihn begeistert habe für die Revolution.

Zu der Versammlung, welche am 12. April 1848 in Konstanz tagte und in der Hecker die Republik proclamirte und zum bewaffneten Aufstand einlud, war der groß' Kübele von Hange in einer Gondel über den See gefahren.

Er wollte sich zuerst stärken im Lamm. Hier erzählte ihm der Lammwirth, der große Agitator Fickler sei verhaftet, was unserm langen Rebmann schon ein deprimirendes Gefühl beibrachte. Und als er in der Versammlung hörte, wie die Konstanzer Republikaner Würth, Kuenzer, Hüetlin u. a. dem Hecker selbst widersprachen, jetzt schon die Republik zu proclamiren, da stieg der groß' Kübele wieder in seine Gondel und fuhr heim, in tiefster Seele betrübt und überzeugt, daß er für dies Jahr noch einmal sein Süle verkaufen müßte, und daß Hecker, dessen Rednertalent und Thatkraft er übrigens alle Anerkennung zollte, ihm weder von den Schulden noch vom Zinszahlen helfen würde.

Wie Heckers Auszug aus Konstanz mit einem kleinen Fähnlein von Freischärlern endigte, ist bekannt; wenige Wochen später war er in der Schweiz als Verbannter und sein Gesinnungsgenosse Kübele arbeitete im Schweiße seines Angesichts wieder in den Reben.

Das Heckerbild in seiner Stube, den Volksmann mit dem Schlapphut und der Hahnenfeder, der Blouse, den Kanonenstiefeln, dem Schleppsäbel und dem Stutzen darstellend, ließ der Konrad zwar hängen und den Heckerbart noch stehen, denn der Hecker, so meinte mein Sacristan, „war ein Mann, der Courage gehabt hat; er hat gehandelt, und die andern haben geschwätzt. Und als er losschlug, haben ihn die Schwätzer in ganz Deutschland im Stich gelassen. Aber das ist der Fürsten Glück von jeher gewesen, daß das Volk nie einig ist."

Auch das „Heckerlied" sang der Konrad noch unentwegt vor sich hin, wenn er allein war. Und wenn er Rebstecken spitzte und sie in die Erde stieß neben die Weinstöcke, so ließ er seinen ganzen Unmuth über das Mißlingen der Heckerei an den Rebstecken aus unter grimmigen Flüchen über Tyrannei und Volksdummheit.

Hecker, so erklärte ich meinem Alten oft, hatte die gleiche Krankheit, die wir zwei auch haben. Er war Idealist und Sanguiniker, und diese Leute sind ehrlich, gutmüthig, hitzköpfig und zu vielen Dummheiten auf- und angelegt.

Ich exemplificirte ihm das näher und erinnerte ihn an die alten Volksjahrmärkte, wo Charlatane den Kindern und Bauern das „Horoscop" stellten. Sie hatten in einer Flasche, die mit Spiritus oder etwas Aehnlichem gefüllt war, ein künstliches Männlein. Wenn nun einer auf den Verschluß der Flasche drückte, so ging das Männlein in

die Höhe und wieder zurück. Und je nach seinen Wendungen ward dem gläubigen Bauer das Schicksal vorhergesagt.

Solchen Männlein gleichen die Sanguiniker. Wenn ihnen irgend etwas aufs Herz drückt, so gehen sie los, auf und ab, ohne den Verstand zu fragen, verlieren aber eben so schnell wieder den Muth, wenn etwas anderes dagegen drückt, und sinken ganz hinab. Dieser Vergleich gefiel ihm. —

Betrübt und ergrimmt stund der lange Konrad im Sommer über bei seiner Arbeit, als kurz vor dem Herbst noch einmal der Struve losschlug. Unser Kübele hörte eines Abends auf dem Heimweg aus den Reben davon durch einen Reisenden. „Creszenz," rief er, in seine Stube tretend, „jetzt behalten wir den Wein allen, und das Süle wird auch gemetzget, denn der Struve macht Republik."

Struves Armee aber wurde bald auseinander gesprengt, und die Creszenz fütterte ihr Süle zum Zinszahlen, der Konrad aber verkaufte hoffnungslos den Wein und trank „Lire".

Uebrigens war in dem Heckerputsch bereits Hagnauer Blut geflossen. Ein Schreinergeselle von da, Bernhard Wezel, hatte sich dem Hecker angeschlossen und war bei Kandern gefallen.

Und heute noch rühmt sich ein Hagnauer Schuster, er habe dem Hecker und dem Struve, als sie in Konstanz waren, die Kanonenstiefel gemacht. —

Kaum waren die Putsche Heckers und Struves niedergeschlagen, so begann, gefördert durch die Schwäche, welche die Regierung den beiden Aufständen gegenüber gezeigt hatte, die Volksbewegung aufs neue landauf und landab.

Ueberall wurden Volksvereine gegründet, Versammlungen gehalten und die alten Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit breitgeschlagen.

Unser Konrad fehlte bei keiner Versammlung in den Nachbarstädtchen Meersburg und Markdorf. Oeffentliche Reden hielt er keine, der lange Rebmann von Hange. Es waren zum Redenhalten Herrenleute und bessere Bürger genug da, aber er bearbeitete den einzelnen Mann.

Der Hauptredner war der Pfarrer Ullmann von Kluftern, einem Dörfchen zwischen dem Bodensee und dem Gehrenberg, an dessen Fuß das freundliche Städtchen Markdorf liegt.

„Der Ullmann“ war ein Konstanzer, der Sohn des Rheinschmieds, eines tüchtigen, wohlhabenden Bürgers. Er studirte bis 1828 in Konstanz und Freiburg. Die freisinnige Richtung, welche sowohl am Konstanzer Lyceum als auch an der Universität herrschten, ging auch auf ihn über. Er war ein flotter Corpsstudent und rühmte sich, am Tage vor seiner Primiz noch ein Säbelduell auf der Burgruine Bodmann bestanden zu haben.

Er blieb bis in sein Mannesleben ewig jung, studentisch und burschikos. Dabei war er aber eine durchaus ideal angelegte Natur und deßhalb ein Schwärmer und Wolkensegler.

„Seine äußere Erscheinung,“ so schilderte ihn mir ein alter Klufterer, „hatte etwas Vornehmes, Elegantes und doch Würdevolles. Scharfer, durchdringender Blick, Adlernase und dünne, geschlossene Lippen gaben ihm den Typus eines energischen und entschlossenen Mannes.“

Seine Lieblingsdichter waren Herwegh, Lenau und ähnliche. Seine Naturanschauung schöpfte er aus Ocken.

Auch Jean Paul war sein Mann, und sein Lieblingslied war Körners: „Du Schwert an meiner Linken“, welches Lied er seinen Bauern oft vorsang beim vierunddreißiger Seewein. Dazu war er musikalisch gebildet und spielte Klavier.

So war der Mann, der die Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in das abgelegene und bis dahin politisch todte badische Seeviertel trug.

Den Ullmann hörte der groß' Kübele am liebsten; denn er sprach von dem zu vielen Geld, das die großen Herren hätten, und von den zu vielen Schulden des armen Volkes. Ein Präsident der Republik sei viel billiger als ein Großherzog, das so ersparte Geld käme dem Volk zu gut und die Bauern und Rebleute könnten die Klostergüter von Salem noch besser brauchen als die badischen Prinzen. So spare man die Pachtgelder, und die Rebleute vom See und die Bauern im Salemer Thale könnten sich in die Güter theilen.

Das war Musik für Konrads und vieler ähnlicher armer Teufel Ohren. Er sah sich im Geiste frei von Schulden und Pachtzinsen und als eigener Verspeiser seines Süles und alleiniger Trinker seines Weines.

In diesen süßen Hoffnungen wiegte er sich nach jeder der zahlreichen Versammlungen, die er im Winter und Frühjahr 1848/49 mitmachte.

Nur einmal machte ihm der berühmte und beliebte Volksredner und Pfarrer Ullmann auch Schmerzen. Derselbe mußte, um von Meersburg, wo er oft als Redner auftrat, in sein Dorf zu kommen, Hange passiren. Die freiheitsdurstigen Landleute, welche denselben Weg zu gehen hatten, begleiteten jeweils den gefeierten Mann, den Prediger ihrer politischen Hoffnungen freudig durch

die Nacht hin, von Meersburg der Heimath zu. Dabei wurden dann die politischen Ideen des Tages noch weiter besprochen.

Eines Abends war der Pfarrer auf dem Heimweg ziemlich verstimmt und kleinlaut, trotzdem er unter dem Beifall der Bauern gesprochen und ihnen die Zukunft aufs schönste ausgemalt hatte. Als der gesprächige Haufe gegen Hange gekommen war, fing es an zu regnen, und der ahnungsvolle geistliche Volksmann sprach gelassen das große Wort aus: „Ihr Männer, der Himmel weint über unsere Dummheit.“

Erstaunt hörten die biederen Naturmenschen, in deren politischen Kinderherzen der Pfarrer von Kluftern goldene Berge aufgebaut hatte, diese niederschmetternden Worte, welche um so schwerer wirkten, als ihr Sprecher keine Erklärung gab, die guten Hagnauer mit einem kühlen „Gut' Nacht“ verabschiedete und mit den weiter oben am See wohnenden Bauern von dannen zog.

Als der Konrad an jenem Abend in seine Hütte kam, war er ausnahmsweise still, was er sonst nie gewesen, wenn er von einer Versammlung heimkehrte.

Mürrisch warf er seinen Heckerhut auf die Ofenbank und fluchte: „Wenn i bigott dies Johr no a mal 's Süle verkoafe muaß, no soll der Teufel des Revoluzze hole.“

Die Creszenz fragte erschrocken, was vorgekommen sei. Und als sie den schönen Spruch des Pfarrherrn von Kluftern vernommen hatte, fiel sie ein: „Recht hot der Pfarrer. Du könntest die Dummheit schon lang uffstecke, statt an Sonntage dene Volksversammlungen nachzuziehe und am Werktig das Schaffe zu vergessen vor luter Lese und Nachstune[1]) über d' Freiheit und wia ma

[1]) Nachstaunen, Nachdenken.

d' Herre abschafft und d' Schulde wegbringt. Du dummer Kog, die arme Lit hont[1]), so lang d' Welt stoht, schaffe müaße und d' Herre verhalte! Du und der Pfarrer von Kluftern könne des au nit ändern."

Oft, sagte er mir später, habe er bereut, daß er von jener Stund an nicht vernünftig geworden sei und seinem Weib gefolgt habe.

Als aber bald nach diesen Tagen die Revolution losbrach, und zwar in der Residenz am schärfsten, als der Großherzog flüchtig das Land verlassen hatte, da glaubte der Sanguiniker in der Hütte am Bodensee, es könne nicht fehlen.

Freudig griff er zu den Waffen und trat in die Freischaren-Kompagnie Markdorf ein, die 200 Mann stark war und zu der Hange als erstes Aufgebot 25 Mann stellte. Seine Reden vor und nach den Volksversammlungen, seine Energie für die Freiheit, sein radikaler Sinn und seine lange Gestalt hatten den großen Kübele von Hange so bekannt gemacht, daß er alsbald zum Feldwebel der Kompagnie gewählt wurde, obwohl er nie Soldat gewesen war.

Jetzt kam Leben ins Dorf. Auf dem Platz vor dem Klosterhof wurde täglich exerzirt. Der Instructeur war der „Seemuk", ein Hangouer, der lange beim Militär gedient hatte. War das Exerziren vorüber, so ging's ans Trinken, denn Wein war in Hülle und Fülle vorhanden. Das Jahr 1846 war das größte Weinjahr des Jahrhunderts gewesen. Bürger, die nicht exerzirt hatten, leisteten Gesellschaft. Bei diesen Frühschoppen las der Kübele die Zeitungen und Flugblätter vor.

---

[1]) haben.

Dann wurde getheilt, Wald, Feld und Reben, und, soweit sie dem Staat gehörten, dem Ober-, Mittel- oder Unterdorf zugesprochen.

Sprecher in diesem Klub war der Zimmermann Köst, von dessen köstlichen Reden mein Sacristan eine aufbewahrt hatte. Sie lautete: „Ihr Brüder! Es ist eine heilige Pflicht, in dieser Sache alles aufzubieten, was der menschlichen Kraft nur möglich ist, denn wir sehen einer besseren Zukunft entgegen. Wir brauchen bald nichts mehr an Steuern und sonstigen Abgaben zu bezahlen, brauchen deßhalb nur halb soviel zu arbeiten und können besser essen und trinken. Es kommt die Zeit, wo es uns schon zum Frühstück statt Suppe etwas Geröstetes[1]) gestatten mag, des Mittags zweierlei Fleisch und des Abends Braten."

Wer möchte dieser naiv kindlichen Rede nicht Beifall zollen, die uns zeigt, daß das Volk aus Kindern besteht, die zufrieden sind, wenn sie gut zu essen und zu trinken haben!

Der uns bereits bekannte Vähmodel war auch Mitglied des Klubs, und er hatte noch, abgesehen von der Vertheilung der vom Staat annektirten Klostergüter, den nicht unpraktischen Antrag gestellt, die Herren müßten das Pachtgeld der letzten zehn Jahre zurückersetzen.

Dieser Vorschlag, der dem Vähmodel alle Ehre machte, wurde mit verdientem Beifall aufgenommen.

Interessant ist es, daß die wenigen Hangouer, welche es mit der bestehenden Ordnung und mit der Monarchie hielten, damals die „Stockrothen" genannt wurden. Der Zimmermann Köst, der Sprecher der Revolutionäre, sprach wiederholt im Klub davon, sie zu „goletiren".

---

[1]) Saure Nieren oder Leber heißen am See „ein Geröst".

Die Uebungen der Kompagnie, von der die Hangouer einen Zug bildeten, fanden im Binnenland statt auf der Brülwiese, zwischen dem Dörfchen Ittendorf und der Stadt Markdorf.

Stolz marschirte der groß' Kübele als Feldwebel mit den Seinigen jeweils dahin ab, wo der Hauptmann Stefan kommandirte, ein reicher Müllerssohn aus dem Salemer Thal, der das Rittergut Helmsdorf am See gekauft hatte, und der um dieses Gutes und um des Schimmels willen, den er ritt, zum Kompagnie-Chef gewählt worden war.

Die Kompagnie-Uebungen schlossen natürlich stets mit einem „Suff“ ab, wobei die obigen Reden über die Zukunft und die schöne Gütertheilung wiederholt wurden.

In diesen Tagen hielt der groß' Kübele seine erste und letzte öffentliche Rede oder, wie er später mir oft gestanden, sein dümmstes Geschwätz.

Bekanntlich stellten die Gemeinden die Waffen der Freischaren und so auch dem Feldwebel Kübele. Allein der war damit nicht zufrieden und hielt eines Tages auf dem Rathhaus vor versammelter Bürgerschaft die folgende Rede: „Bürger! Ich bin der Höchstkommandirende im Dorf, aber ein armer Teufel. Ohne Bezahlung kann ich weder meine Zeit opfern, noch mein Blut und Leben für die Freiheit aufs Spiel setzen. Ich beantrage deßhalb, daß mir aus der Gemeindekasse täglich ein halber Gulden ausgeworfen werde als Feldwebelsgage.“

Da erhob sich sein Freund, „der Franzos“, ein Stockrother, und erwiderte: „Du schlechter Kog! Ich sollt' Dir grad ein paar Ohrfeigen hinschlagen. Seit Jahr und Tag hast Du gepredigt, die Herren hätten zu hohen Gehalt, das Volk müsse entlastet werden, und jetzt kommst Du

selbst und willst Geld aus der Gemeindekasse. Du bist ein sauberer Freiheitsmann. Schäm' Dich!"

Und Beifall jauchzten alle anwesenden Hangouer, der groß' Kübele aber schwieg und schämte sich, schämte sich all' sein Lebtag, so oft er an seine erste öffentliche Rede dachte.

Und doch hat der arme Freiheits-Feldwebel und Rebmann am Bodensee nur en miniature gedacht und gesagt, was schon zahllose Freiheits-Männer der Welt nicht bloß gedacht, sondern im großen Styl ausgeführt haben, indem sie sich glänzend bezahlen ließen für ihre Dienste zu Gunsten der Volksfreiheit.

Nie mehr aber sprach fortan der lange Feldwebel von Belohnung. Hab' und Gut nahm ihm später der Kampf für die Freiheit, und im Kerker büßte er sein Schwärmen für sie — aber lautlos trug er sein Geschick.

Selbstlos erfüllte er nach der mißglückten Rede seine patriotische Pflicht. Die erste Pflicht der Tapferkeit aber ist Vorsicht. Davon hatte der Kommandant von Hange schon beim „Franzosenrumpel" ein Beispiel abgelegt.

Als in der Nacht vom 24. auf den 25. März 1848 jenes merkwürdige Gerücht, das in der gleichen Nacht im ganzen Lande Baden auftauchte, die Franzosen kämen, auch in Hange Bestürzung hervorrief und die Weiber jammernd und händeringend durch die Dorfgassen eilten, ließ der Taktiker Kübele in den Kellern Löcher graben, um Geld und Werthsachen zu versenken, und in den Häusern die verborgensten Schlupfwinkel zum Verstecken der Frauen und Mädchen aussuchen.

Doch kam man diesmal mit dem bloßen Schrecken davon. Als aber statt der Franzosen später die Preußen heranrückten und im Unterland den Freischärlern schon Gefechte geliefert hatten, da galt es Ernst auch am Bodensee.

Ein Faß Pulver wurde nach Hange geholt, Patronen gemacht und Kugeln gegossen.

Die Hagnauer schossen aber ihre Patronen Tag für Tag zum Vergnügen über den See, und als der Befehl kam zum Abmarsch gegen den Feind, hatten die meisten keine mehr.

Es war ein schöner Sommer-Nachmittag im Juni 1849, als der Feldwebel von Hange mit seinem Zug in Markdorf einrückte, wo die Kompagnie sich aufstellen und dann ins Feld abmarschiren sollte.

Der Hauptmann hatte sich dort auch eingefunden und ritt auf seinem Schimmel vor der Kompagnie hin und her unter den üblichen Drohungen gegen die Preußen.

Auch ein „vornehmer Herr“, der sich für einen Regierungscommissär ausgab, war da, hielt eine Ansprache an die Kompagnie und forderte jeden auf, ihm sein übriges Geld anzuvertrauen. Da es vor den Feind gehe, sei es besser, nur wenig Geld in der Tasche zu haben. Er wolle es im Namen der republikanischen Regierung verwalten und hinter der Kompagnie herziehen.

Einige Leute waren so dumm, ihm zu glauben. Am Abend war er mit der Kasse verschwunden.

Am gleichen Nachmittag sollte nicht mehr abmarschirt werden. Man vertheilte Quartierbillete für die Mannschaft, stellte Wachtposten an die Thore, obwohl der Feind, dem es galt, mehr denn 60 Stunden weit entfernt war, und fing dann an — zu trinken.

Als es Abend geworden, war das größere Kontingent der Kompagnie voll von Seewein, und nun wollten alle diese Freiheitsmänner gleich sein, keiner mehr folgen und jeder Hauptmann und Feldwebel spielen. „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!“

Spät am Abend kamen zwei Markdorfer Soldaten flüchtig vom Unterland heim und meldeten, alles sei aus, das Unterland wimmle von Preußen und die Freischaren und das badische Revolutions-Militär seien geschlagen.

Das wollten die Seehasen nicht glauben, am wenigsten der Hauptmann Stefan und sein langer Feldwebel, der groß' Kübele. Dieser ließ seine Leute scharf laden und drohte allen, die nicht mitwollten, mit dem Tod. Die zwei Soldaten wurden Verräther gescholten und sollten entwaffnet werden. Als sie jedoch erklärten, eher sterben zu wollen, als ihre Waffen niederzulegen, und jedem nahenden Freischärler das Bajonett wiesen, ließ man sie in Ruhe, aber der Abmarsch ins Unterland wurde doch beschlossen, und die zwei Soldaten mußten sich anschließen.

In der Frühe vor dem Abmarsch ließ unser Feldwebel, und das macht ihm alle Ehre, nochmals im Feuer exerziren, um zu erproben, ob auch alle Gewehre losgingen. Dann ging's durchs liebliche Thal von Salem Ueberlingen zu, wo ein Bataillon gebildet werden sollte.

Friedlich schaute das Schloß Heiligenberg, die Sommerresidenz des Fürsten von Fürstenberg, von der Höhe herab auf die republikanische Schar, und der Feldwebel, welcher neben dem Schimmel des Hauptmanns einherschritt, meinte, auf das Schloß deutend: „Wenn ich und Du nicht in vier Wochen einmal zum Vergnügen dort droben herausschauen, dann haben die Preußen gewonnen."

Trotzdem die Entfernung von Markdorf nach Ueberlingen kaum vier Stunden beträgt, brauchten die Männer der Freiheit einen ganzen Tag, denn es gab gar viele Wirthshäuser unterwegs, und die patriotischen Bauern in den Dörfern am Weg hin brachten den Befreiern Wein und Most in Fülle auf die Straßen des Durchmarsches.

Als die Helden am Abend in der Seestadt Ueberlingen einrückten, waren schon Flüchtlinge vom großen Siegel'schen Corps, das die Preußen vor sich hertrieben, eingetroffen und brachten die traurige Mär, daß alles verloren sei.

Im Weindusel glaubten es nur wenige, bis am andern Morgen auf dem Rathhausplatz der Hauptmann der Ueberlinger ernst und laut bekannt gab, die Freischaren sollten heimkehren, alles sei fertig, von oben kämen die Bayern und von unten die Preußen.

Acht Tage später saß im Invalidenhaus zu St. Gallen, abgehärmt und niedergeschlagen, ein armer Mann. Geldlos und flüchtig war er in der Schweizer-Stadt eingetroffen und hatte um Gottes und der Freiheit willen ein Asyl gefunden im Invalidenhaus. Während die anderen Flüchtlinge nach Belieben mit ihrem Geld leben konnten, wo sie wollten, wenn sie nur wenigstens sechs Stunden vom See entfernt waren, mußte der lange Kübele — denn er war es — bei magerer Kost und strenger Hausordnung seine Tage in der schönen Stadt des heiligen Gallus verbringen.

Bayerische Chevauxlegers, die alsbald nach der Heimkehr der Freischaren von Ueberlingen am Obersee eintrafen, hatten dem armen Konrad die Luft schwül gemacht. In einer stillen Nacht war er in kleinem Schiffchen über den See gefahren und hatte, wie zahlreiche andere, sich auf Schweizerboden in Sicherheit gebracht.

Aber die goldene Freiheit fand er nicht. Fast wie ein Gefangener internirt, lebte er im Invalidenhaus, geplagt von Heimweh; denn er hatte noch nie im Leben auch nur einen Tag den Bodensee nicht gesehen und besaß

kein Kleingeld, um sich bisweilen Muth und Vergessenheit zuzutrinken.

In dieser Stimmung beschloß er heimzukehren; viel schlechter, so dachte er, als im Invalidenhaus zu St. Gallen könne es ihm auch daheim nicht gehen. In einer stürmischen, dunkeln Nacht landet er in Immenstaad um Mitternacht. Ein befreundeter Rebmann des Dorfes wird geweckt und um die ersten Nachrichten befragt. Die lauten schlecht: Der Volksredner Pfarrer Ullmann, der Hauptmann Stefan u. a. sind längst verhaftet — und auf den langen Feldwebel von Hänge fahnden sie.

Tief betrübt, aber resignirt, schleicht dieser in der Nacht noch am See hinab, seiner Hütte zu.

Selten im Leben hat der groß' Kübele, eine starke Seele, geweint, aber er weinte, da er, ein armer und verfolgter Mann, am Seeufer hinwankte. Finster wie über den Gewässern war's in seiner Seele, und sowie die dunkeln Wellen hörbar ans Land schlugen, so wälzten sich düstere Gedanken in seinem Geiste und schlugen an die Wandungen seines Herzens.

Dem Heimathsdorfe nahe gekommen, mußte er vorsichtig wandeln; denn zwischen Kirche und Pfarrhaus ging eine hessische Schildwache hin und her. Im Pfarrhaus war das Hauptquartier und über dem Pfarrhaus droben lag die Hütte des Märtyrers der Freiheit, des idealen Mannes, der zufrieden gewesen wäre, wenn ihm der Sieg der Revolution nur alljährlich sein Süle garantirt hätte.

Was ihm am wehesten that in jener Nacht und was er mehr fürchtete als die Schildwache, waren die Vorwürfe und der Jammer des Weibes und das Klagen der Kinder, die seiner warteten. Dies und das bittere Fehlschlagen seiner bescheidenen Freiheitswünsche drückten ihm die

Thränen in die Augen. Und diese Thränen flossen noch, als er leise an der alten Holzthüre seines Häuschens glockte[1]). Die Creszenz schlief nicht, der Kummer hatte ihr längst den Schlaf geraubt, und so hörte sie auch das leise Glocken. Sie stund auf und fragte, wer draußen sei. Und als sie an der Stimme alsbald ihren Mann erkannt hatte, schloß sie unter Thränen auf und reichte weinend dem Weinenden die Hand.

In trüben Zeiten, wenn die Männer allen Muth verlieren, werden in der Regel die Frauen stark. Die Creszenz machte ihrem Konrad keine Vorwürfe.

Sie erzählte in Ruhe, daß täglich eine Patrouille käme, um nach ihm zu fahnden und zu fragen. Sie sei froh, daß er komme, er solle ihrer ewigen Angst ein Ende machen und sich stellen, den Kopf werde es auch nicht kosten. Ihr Elend sei zudem so groß, daß auch das Aergste es nicht schlimmer machen könnte.

So begab der arme Konrad sich in aller Frühe gen Meersburg und stellte sich dem Militär-Kommando, das ihn mit seinem Hauptmann, mit dem Volksredner und Pfarrer und einigen anderen Compromittirten in einem Gefängniß vereinigte.

Das Wiedersehen all' dieser Freiheitsbrüder war ein trauriges, und jetzt erst ging dem großen Kübele ein Licht auf von der Ahnung des Pfarrers an jenem Abend, da dieser vom Weinen des Himmels über ihre Dummheit gesprochen hatte.

Doch große Gedanken kamen in die Seele unseres Konrad erst mit seinem Unglück, und da dies Unglück erst mit seinem Tode endigte, hatte er auch, wie wir sehen werden, bis zum letzten Athemzuge große Gedanken.

[1]) „glocken“ statt klopfen sagen in poetischer Art die Seebewohner.

„Hätten wir gesiegt," sprach er zu seinen Freiheitsbrüdern in der Gefangenschaft zu Meersburg, „so wären wir Herren; da wir unterlegen, gelten wir als Lumpen."

Ein wahres Wort, wahr zu allen Zeiten, weil der Erfolg stets König ist auf Erden.

Vierzig Tage saß der zukünftige Meßner von Hange in Untersuchungshaft und dann wurde er entlassen mit dem Zusatz, das Urtheil werde nachfolgen. Man wußte, daß der arme Teufel nicht mehr durchgehen werde, und ließ ihn deßhalb laufen.

Still ging er wieder an seine Arbeit in den Reben und auf dem Feld. Der Sommer verging und der Herbst kam, aber immer noch kein Urtheil. Die großen Sünder, wie der Pfarrer von Kluftern, den man nicht hatte laufen lassen, wurden zuerst abgeurtheilt, und dann kam es erst an die Hochverräther vom Range des langen Feldwebels der Kompagnie Markdorf.

Essen und Trinken hatte dem braven Konrad die ganze Zeit über nicht geschmeckt, denn jeden Abend ging er mit dem ihm drohenden Urtheil ins Bett und stund mit ihm wieder auf.

Schon trank er „Suser" von seinem Weinberg; denn der Herbst war vorüber. Schon dachte er, man habe den ungefährlichen Feldwebel, der eigentlich nur um einer einzigen kleinen Winterfreude willen, bestehend in der Schlachtung eines Süles, die Waffen ergriffen hatte, vergessen.

Doch das Unglück schreitet gerne einem armen Manne, wenn auch bisweilen hinkend, rastlos hinterdrein.

Das Urtheil kam, lautete auf zwei Jahre Zuchthaus und schlug wie ein Blitzstrahl in die Hütte des guten

Konrad am See. Das hatte er denn doch nicht erwartet noch viel weniger verdient.

Sein ganzer innerer Mensch knirschte. Er fuhr empört über den See nach Konstanz, wo ein wackerer Rechtsanwalt, Spinnhirn, sich des armen Feldwebels annahm, ihm den Rekurs ausführte und es dahin brachte, daß die Strafe auf ein Jahr Gefängniß herabgesetzt wurde. Immerhin noch genug für die revolutionäre Leistung des großen Kübele.

Sein Hauptmann erhielt zwei und der Volksredner und Pfarrer zehn Jahre.

Es war während des Rekurses Frühjahr geworden im Jahre 1850. Kalt ging die politische Reaktion übers warme Land. Die Blumen blühten, die Vögel sangen, während die Männer der Freiheit, meist gutmüthige Sanguiniker und Idealisten, theils im Gefängniß saßen, theils dahin gerufen wurden. Zu den letzteren gehörte auch der lange Konrad.

Am Vorabend vor Pfingsten, dem Fest der Freude, hatte er sich in der Strafanstalt Freiburg zum Antritt seiner Haft zu melden.

Wie's einem armen Manne geziemt, war er vom See herab über den Schwarzwald zu Fuß daher gewandelt. Was ihn in seinem Elend aufheiterte, war diese Reise in eine neue Welt.

Nur zweimal in seinem Leben kam der große Kübele für länger vom See weg, einmal als Flüchtling in die Schweiz, das andere Mal als Sträfling ins Breisgau.

Oft sprach er mir von der Schönheit des Schwarzwaldes. Früher habe er geglaubt, wo kein Wasser und keine Weinberge seien, wäre es nicht schön. Nun drang aber die Poesie des Schwarzwaldes, seiner Matten und

seiner Wälder mit Macht in unseres Rebmanns Naturseele, und er bezeichnete oft die Fußreise über den Schwarzwald als die einzige, freudige Errungenschaft seiner ganzen Freischärlerei.

Ueberall sah der arme Konrad, da er zum Schwabenthor in Freiburg hereingeschritten war, Vorbereitungen zum morgigen Feiertag. Die Münsterglocken, die das Fest einläuteten, schlugen Ströme von Wehmuth los im Herzen des Sträflings, der ohne Rast nach dem „Zuchthaus“ fragte und bald hinter dessen Mauern verschwunden war.

Beten und arbeiten war der Mann vom See gewohnt, und das mußte er im Gefängniß; denn da man damals staatlicherseits noch glaubte, der Mangel an Religion sei schuld auch an den Revolutionen, so mußten die politischen Sträflinge nicht bloß Holz sägen und spalten und Düten machen, sondern sie wurden auch zu religiösen Uebungen angehalten.

Unverdrossen sägte der lange Konrad sein Holz und besuchte gerne die Katechismusstunden und den Gottesdienst, aber er sprach noch lieber, wenn immer möglich, mit seinen Kollegen und ließ sich von ihnen erzählen, wie und warum sie hierhergekommen.

Die meisten von ihnen waren kleine Leute, wie er selbst, und hatten die Revolution mitgemacht in der Hoffnung, ihre soziale Lage um ein Kleines zu verbessern.

Die großen politischen Verbrecher waren in der Schweiz oder in Amerika und wurden später begnadigt. Das arme Volk muß ja stets allein alle Suppen ausessen, die andere ihm eingebrockt.

Die einzigen Augenblicke, in denen unser Kübele sein Elend vergaß, waren jene, in denen er mit andern die Erlebnisse austauschen konnte.

Ich kenne die Süßigkeit solchen Austausches auch. Als ich anno 1873 im Gefängnisse saß zu Radolfzell am Bodensee, ganz in der Nähe der Villa des Dichters Scheffel, hab' ich meine schönsten Stunden bei den Mitgefangenen verbracht. Ich leistete ihnen Gesellschaft beim Holzspalten, und nebenbei erzählten sie mir ihren Lebenslauf.[1])

Doch während der groß' Kübele im Zuchthause zu Freiburg unverdrossen sein Holz sägte und sich wieder mit Hoffnungen auf eine bessere Zukunft beschäftigte, traf ihn ein neuer Schlag. Seine Gläubiger ließen ihm Hab und Gut versteigern, um noch zu ihrer Sach' zu kommen, ehe der Staat für die Prozeß- und Strafkosten die Hand darauf legte.

So trostlos endigte der Traum des guten Konrad von der Verminderung der Schulden und vom jährlichen Schlachten eines Süles.

Aber auch der völlige Ruin vermochte es nicht, ihn zum Klagen und Jammern zu bringen, wie ich denn überhaupt den Mann nie über sein Schicksal habe klagen hören; geweint darüber hat er, wie wir oben gehört, nur einmal, aber ganz allein in dunkler Nacht.

Vom Tage an, da er die Nachricht erhielt, es sei ihm alles versteigert, wurde der große Kübele Philosoph; „denn," so erzählte er mir, „ich schlug mir von da an jeden Gedanken an die Zukunft aus dem Kopf und dachte nicht einmal mehr an den kommenden Morgen."

Es gehört ein großer Mensch dazu und viele Lebenserfahrung, bis man es so weit bringt, irdisch nur der Gegenwart zu leben und weder mehr mit der Vergangenheit noch mit der Zukunft zu rechnen. Es ist das Horazische „Carpe diem".

[1]) Siehe meine Erinnerungen „Im Gefängniß".

Und das hat der arme Konrad von den Tagen des Zuchthauses bis zum Tode zu stande gebracht.

Nichts hat ihn in der Zukunft auf Erden mehr interessirt, als zur Sommerszeit das Wetter für den kommenden Tag, und das nur, weil er, wie wir später sehen werden, gerne den Wetterpropheten, aber nur bei mir, spielte. —

Die Creszenz reichte, nachdem alles versteigert war, ein Gnadengesuch für den jetzt doppelt nöthigen Ernährer der Familie ein. Und da dieser zudem ein musterhafter Sträfling war, wurde ihm die Hälfte der Strafe in Gnaden erlassen.

Auf Pfingsten hatte er sich im Gefängniß eingefunden, am Allerheiligen-Tag betrat er wieder die Schwelle seines einstigen Hauses. Aber hier wurde er schlechter empfangen als im Zuchthaus. Die Creszenz machte ihm diesmal die bittersten Vorwürfe, er sei ein Lump und schuld, daß Hab und Gut unter den Hammer gekommen. Sie habe ihn oft gewarnt, das Politisiren bleiben zu lassen, das Volk werde doch nie Meister, er habe aber nicht gehört, und nun sei das Elend voll. Er könne jetzt als Taglöhner arbeiten und schauen, wo er eine Wohnung bekomme.

„Jetz hosch Di Süle," schloß sie grimmig spottend und unter Thränen, „ku[1]) Süle, ku Kuah, ku Geis, ku Hus und ku Feld meh."

Zwanzig und einige Jahre später erzählte er mir diese Empfangsscene und sprach: „Was ich der Creszenz nie vergesse im Leben, das ist das Unrecht, welches sie mir in jener Stunde angethan hat."

Er kam mit mir selten über sein Weib zu reden, aber immer ließ er eine Verbitterung gegen sie durch-

[1]) kein.

blicken, und diese Verbitterung datirte von jenem Allerheiligen-Tag des Jahres 1850 her.

Ich fand diesen Stachel erklärlich. Wenn ein Mensch ehrlich für ein Ideal und zwar für ein so bescheidenes, wie der arme Rebmann am See, gelitten hat und dafür als Verderber seiner Familie, der er helfen wollte, angesehen wird, so mag das leicht bleibenden Groll erzeugen.

Die Seele eines Naturmenschen behält derartige Eindrücke, seien es gute oder schlimme, auch viel länger und tiefer. —

Es war im Jahre 1881, an einem schönen Sommertag, da haben mein Sacristan und ich unserem Dorfbäcker Michael Kammerer die Sterbsacramente gebracht.

Nach alter schöner Sitte begleitete mich bei diesen Versehgängen der Meßner. Im Chorrock, in der einen Hand eine Laterne mit brennendem Licht, in der andern eine Glocke, schritt der lange Sacristan dem noch längeren Pfarrer voraus, nach wenigen Schritten immer wieder ein Glockenzeichen gebend.

Auf dieses Zeichen kamen die Leute bei Tag vor die Häuser, nachts — zu jeder Stunde — an die Fenster, um den Segen des allerheiligsten Sacramentes zu empfangen.

Beim Kranken selbst sollte der Sacristan nach kirchlicher Vorschrift das Confiteor (die „offene Schuld") in lateinischer Sprache beten. Aber davon war mein Kübele ein geschworener Feind.

„Herr Pfarrer," sprach er, „in meinem Alter kann man nicht mehr ‚latinisch' studiren. Ditsch will ich lesen und beten, was Sie wollen und so lange Sie wollen, aber zum Latinischlerne bin ich z' alt."

Selbstverständlich dispensirte ich ihn gerne und betete bei den Kranken das „Confiteor" selber.

War die heilige Handlung vorüber, so empfing der Meßner ein kleines Trinkgeld, bei Nacht verdoppelt, und darauf rechnete der arme Teufel, denn es gab ihm hie und da ein Viertele Seewein.

Auf dem Rückweg sprach er dann gerne mit mir über den Lebenslauf des Sterbenden, den er kurz und gut und in christlicher Liebe charakterisirte.

Bei den allermeisten aber fügte er hinzu: „Es ist gut, wenn so ein armer Rebmann oder ein Rebwib stirbt, 's mag licht si, bekomme si's besser als uf dere Welt."

Manchmal stunden wir noch in tiefster Nacht, während alles schlief und das Mondlicht durch zerrissene Wolken den See mild beleuchtete, vor der Kirche und sprachen vom Sterben.

Ging's zur Sommerszeit gegen Morgen, wenn wir heimkehrten, so stieg mein alter Sacristan auf den Kirchthurm und wartete ab, bis die Morgenröthe über den See hereinbrach, und läutete dann Betzeit, während ich, allzeit unfähig, früh aufzustehen und aufzubleiben, in mein Schlafzimmer kroch. —

Also an einem schönen Sommer-Sonntag-Nachmittag haben wir den Bäckermeister unseres Dorfes versehen, den praktischsten Bäcker, den ich, aus dieser Zunft herstammend, je kennen lernte. Da er das Monopol in unserem Dorf hatte und die Leute, welche Bäckerbrod wünschten, auf ihn angewiesen waren, so machte er sich sein Amt bequem. Er buk nicht, wie seine Zunftgenossen anderwärts, in der Nacht, sondern schlief wie andere Sterbliche bis zum Morgen. Dann stund er auf und machte sein Brod, das erst um Mittag frisch zu haben war.

Am Morgen, meinte er, sollten die Leute Suppe essen und zum Nachmittags-Kaffee erst sein Weißbrod. Und so geschah es. Der Michel schlief allnächtlich den Schlaf des Gerechten und ließ die Leute auf sein Brod warten.

Da aber der Tod auch die Bäcker nicht schont, die nachts schlafen können und unter Tags Kunden-Schoppen trinken, mußte eben auch unser braver Dorfbäcker sterben und mein Sacristan und ich ihm beistehen.

Als wir von dem schwerkranken Mann heimkehrten der Kirche zu, sprach der Sacristan: „Der Michel war mein einziger Freund, als ich aus dem Zuchthaus heimkehrte und mir alles verkauft war. Er hatte mein Häusle gesteigert und gab es mir wieder, als ich ihn darum bat, auf Kredit zum Kaufpreis. Wenn er jetzt sterben muß, so mög's ihm Gott lohnen, und ich werde es nie vergessen, daß er als gutherziger Mensch an mir gehandelt und mir eine Heimath verschafft hat."

Das Häusle hatte der Revolutionsmann mit Hilfe des Bäckers wieder, aber wie zu Gütern kommen, um wenigstens eine Ziege halten und einige Ohm Wein verkaufen zu können? Von einem Süle konnte noch gar keine Rede sein.

Wer am See kein Geld hat, aber noch gute Arbeitskraft, der kann zu „Wein- und Wieswachs" kommen, aber nur durch den Juden.

Ist irgendwo was feil an Grundstücken oder gibt's eine Gant, so ist in der Regel der Jude der Käufer, weil die See-Christen entweder kein Geld oder keinen Unternehmungsgeist haben.

Hat der Hebräer ein Grundstück, so bringt er's aber auch viel eher an den Mann, als der Christ, weil

er den Käufern eifriger nachgeht, beliebige Zahlungstermine gibt und viel länger borgt, als der Christenmensch.

Er nimmt zuerst eine Steigerungsprobe vor im Wirthshaus, bezahlt einige Liter, damit die Leute warm werden, dann läßt er ausrufen und bieten, schlägt aber selten etwas zu. So lernt er die Liebhaber kennen, und die sucht er dann am andern Morgen heim, nimmt sie einzeln in Behandlung und bald hat er Felder und Reben los.

In Hange besorgte zu meiner Zeit dies Geschäft die Firma Moos und Söhne von Gailingen am Rhein, echte, rechte, strenggläubige Israeliten, vorab der Vater, der schon den Handel trieb, als der Kübele aus dem Gefängniß kam.

Ich selbst hab' dieser Firma mein „Miramare“ abgekauft, ein kleines Rebfeld auf der Höhe mit der wunderbarsten Aussicht auf See und Alpen. Ohne „den Juden“, der dem armen Pfarrer Kredit gab, wie seinen armen Rebleuten, wäre ich nie zu jenem reizenden Stück Land gekommen, auf das ich eine Hütte baute und darin die seligsten Stunden in die große Natur hineinträumte.

Ich sollte schon deßhalb kein Antisemit sein. Allein wenn alle Kinder Israels wären, wie Moos und Söhne in Gailingen, und nirgends mehr Schaden anrichteten, als diese in Hange, so gäb' es auch keinen Antisemitismus.

Die Juden sind als Orientalen nach meiner Ansicht für den „Kampf ums Dasein“ im Gehirn höher organisirt als wir. Darum ziehen wir in Geldsachen stets den Kürzeren und darum liegt alles, was Geld bringt, wie der Frucht-, Wein-, Vieh- und Güterhandel, in ihren Händen, und sie ziehen Riesensummen aus uns nicht so pfiffigen, aber auch

nicht so nüchternen, nicht so sparsamen und nicht so fleißigen germanischen Christenmenschen.

Das ist überall der Fall, wo die Juden nicht mit ihresgleichen, d. i. mit Orientalen, in Concurrenz treten, und war zu allen Zeiten so; nur waren die Christen im Mittelalter praktischer, namentlich auch die Seehasen.

In Konstanz und Ueberlingen ließ der Rath, sobald die Bürger an die Judenschaft verschuldet waren, die Kinder Israels aufs Rathhaus kommen, wo man sie bei Todesstrafe zwang, die Schuldscheine dem Kaminfeuer zu übergeben.

Ich würde vorschlagen, man säcularisire, wie einst die Klostergüter, alle 50 Jahre den Ueberfluß an jüdischem und christlichem Großkapital zu Gunsten des Staates und lasse keinem Staatsbürger je nach Verhältnissen mehr als eine halbe, höchstens eine Million. Die Kinder Israels werden diese eine Million zwar in kurzen Jahren wieder verzehnfacht haben, aber dann beschneide man den Bienenstock von neuem.

Zur Einziehung der Klostergüter, wo noch solche existiren, würde alles, was liberal und human heißt, heute jubelnd Beifall geben, aber die Rothschilde und Kompagnie läßt man in ihren Milliarden ersticken. Warum? Weil die Juden viel mächtigere Freunde haben unter den Großen dieser Erde, als die Klosterleute, und daß sie diese Freundschaften sich zu verschaffen wissen, zeugt eben von ihrer orientalischen Gescheidtheit. —

Also mit den Juden am See stund ich gut. Der alte Moos und seine Söhne gingen oft im Pfarrhaus aus und ein, und ich hab' sie auch einmal aufgesucht in ihrem schönen Dorf auf der luftigen Höhe am Rhein über der alten Schweizerstadt Dießenhofen.

Und er that mir von Herzen weh, der alte Moos, als er später unter schweren Schmerzen im Freiburger Spital, wo ich ihn öfters sah, litt und starb.

Ein weiterer Sohn Israels, der kleine Guggenheimer, brachte den Weibern in unserem Seedorf allerlei Weißzeug und mir schleppte er alte Bilder zu. Es fehlte ihm nicht an Schlauheit im Handel, aber am Geld, um denselben schwunghaft zu betreiben, und darum kam er nicht fort.

Der harmloseste, aber auch der ärmste Hebräer, den ich in jenen Tagen kennen lernte, war der Harburger, ein kleines, von Mühe und Arbeit zusammengeschundenes Männlein. Er ging regelmäßig an Sommer-Sonntag-Abenden mit mir durch den „Ittendorfer Wald“ auf seinem Weg nach Markdorf, wo am andern Tag Markt war.

Er trug auf dem Rücken stets einen Pack Hosenzeug, womit er handelte, hatte zu Hause ein krankes Weib und Schulden. Ich hörte ihn aber nie klagen und jammern, und wir verabschiedeten uns nie, ohne daß ich in Hochachtung dem Männlein noch nachschaute, wie er hungerig und durstig und schwer beladen seines Weges weiter ging, geringem Verdienst nach. —

Der Bäcker im Dorfe machte es unserem Konrad möglich, in seiner Hütte zu bleiben, und vom Juden erwarb er auf Termine einige Rebgärten mit „Wieswachs“ oben dran.

Und jetzt ging der Schwärmer für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, tiefer in Schulden denn zuvor, wieder unentwegt an die Arbeit im Schweiße seines Angesichts.

Er war aber ein stiller Mann geworden, nach dem alten Sprichwort: „Ein armer Mann, ein todter Mann“,

und er blieb es. Auch in seinen späteren Jahren noch politisirte und räsonnirte er nie öffentlich; er handelte wohl nach den Worten Homers:

> Kein von Armuth gebundener Mann darf reden noch handeln;
> Denn die Zunge sogar liegt ihm gefesselt im Mund.

Er blieb ein todter Mann, der große Feldwebel von 1849, und politisirte nur noch mit mir. Im Wirthshaus, wohin zu gehen ihm selten vergönnt war, schwieg er.

Seine Kinder — ein Sohn und drei Töchter — waren mit der Zeit groß geworden, und ihr Fleiß und der Lohn ihrer Taglöhnerarbeit ermöglichten es dem Alten, ein Kühle zu halten und selbst im Herbst ein Süle zu metzgen, aber die Schulden blieben, und mit Noth brachte er die Zinsen auf.

In diesem Stadium ernannte ich ihn zum Sacristan, und unser zehnjähriger täglicher Umgang soll nun in seinen Lichtpunkten gezeichnet werden ihm zur Ehre.

Was mir an meinem Sacristan am meisten imponirte, war seine Liebe zur Einsamkeit. Ich sah ihn selten mit jemanden reden. Einsam und allein, Vorbeigehende nur kurz grüßend, wanderte er von seiner Hütte oberhalb des Pfarrhauses der Kirche zu und wieder zurück. Einsam ging er aufs Feld zur Arbeit und einsam und allein vom Felde heim.

Ein Mensch von der Bildung eines Rebmanns, der sich allein genügt und auf die Unterhaltung anderer Menschen verzichtet, ist kein gewöhnlicher Mensch. „Alle Lumpen," meint Schopenhauer, „sind gesellig." „Und all' unsere Uebel," sagt ein geistreicher Franzose, „kommen daher, daß wir nicht allein sein können."

Aber eines hatte er sich angewöhnt bei seinem Alleinsein, der Konrad, er redete mit sich selber, ein Beweis,

daß er lebhaft dachte. Unzählige Mal hab' ich ihm abgelauscht, wenn ich unter dem Hausgangfenster meines Häuschens lag und er daher kam die Hände mit den Kirchenschlüsseln auf dem Rücken, gebückt vor sich hin schauend und mit sich redend.

Längere Gespräche führte er nur mit mir und zwar, die Winterszeit ausgenommen, drei bis vier Mal des Tages.

Morgens nach dem Gottesdienst besprachen wir, vor der Kirche stehend, zunächst das Wetter, wobei er über den See und die Alpen hinschauend, gestützt auf jahrelange Beobachtung, die trefflichsten Bemerkungen machte.

Den Wolken über dem Säntis, wie den leichtesten Winden über den See hin hatte er längst ihre Bedeutung abgelauscht.

Von den Winden war ihm am verhaßtesten, selbst zur Sommerszeit, der Nordwind. Er nannte ihn „Bettlermacher" und fügte öfters spöttisch hinzu: „Der ‚Ordwind' kann nichts sein, denn er kommt aus dem Preußischen." Diese Malice that er den Preußen an als den Mördern seiner einstigen Freiheitsideale. Und weil ich sie auch nicht leiden mochte, mit aus dem gleichen Grund, so haben wir oft über die Preußen räsonnirt.

Hatten wir dem Wetter seine Prognose gestellt, so zog indeß das erste Schiff, „der Morgendampf", vor unseren Augen seeaufwärts. Oft erzählte er beim Anblick des Dampfschiffes von dem Staunen der alten Fischer und Schiffer, als sie anfangs der dreißiger Jahre das erste Dampfschiff sahen. Nie hätten sie geglaubt, daß es möglich sei, gegen die Wellen zu fahren.

Den Dampf nannte mein Sacristan neben dem Kaffee das stärkste „Element" des 19. Jahrhunderts, aber beide hielt er für schädlich. Der Kaffee habe die so gesunde

Mehlsuppe und das noch gesündere „Brühmehl" überall verdrängt und der Dampf die Arbeitskraft der Menschen.

War der „Dampf" hinter dem Kippenhorn verschwunden, so gingen auch wir auseinander von unserem Morgengespräch, jeder an seine Arbeit.

Um elf Uhr schritt der groß' Kübele wieder vom Oberdorf her der Kirche zu, um „olfe z' lütte", den heiligen Glockenklang für alle Weibsleute, die in den Reben sind, damit sie heimgehen und Knöpfle machen.

Zur Sommerszeit trat der Glöckner nach diesem Amt ins Pfarrhäusle, nahm aus der Kammer mein „Badezeug" unter den Arm und begleitete mich zum Bad in offener See hinter den Weiden unter dem Schloß Kirchberg.

Unterwegs ward politisirt. Ich hatte den Morgen über auch die Zeitungen gelesen, und da wollte er wissen, was es Neues gäbe. Da wir beide demokratisches Blut in den Adern hatten von anno 48/49 her, so waren wir stets einig und schnitten uns die ganze Politik auf ein demokratisches Programm zu.

Zum Glück hörte es nie ein Staatsanwalt, wie wir, namentlich in der Zeit des Kulturkampfes, auf unserem Weg am Seeufer hin auf demokratisch bis sozialdemokratisch politisirten, sonst wären wir beide hundert Mal eingesperrt worden.

Während ich in den Wellen des Sees mich erfrischte, saß der Alte am Ufer, und wir politisirten in der Regel auch so weiter. Er selbst badete nie und hatte seit seinen Knabenjahren nie mehr gebadet.

Aeltere Leute am See sind meist wasserscheu und fürchten das Wasser außen und innen. Wäre das schwäbische Meer ein Weinmeer, sie badeten Tag und Nacht, die lustigen und durstigen Seeleute.

Da hört man heutzutag in allen Tonarten predigen, baden sei nothwendig für die Gesundheit. Ich habe am Bodensee steinalte und kerngesunde Leute gekannt, die seit ihren Kinderjahren nie mehr gebadet hatten, und in Gebirgsgegenden wohnen und leben Hunderttausende, die nie zum Baden kommen.

Man kann also auch alt werden und gesund sein, ohne zu baden, was nicht mehr als recht und billig ist. —

Wenn ich aus den Fluthen kam, legte mir mein Badediener das an der Sonne gewärmte Leintuch um, und bis ich frottirt und angezogen war, politisirten wir abermals und auf dem Heimweg wieder. Unser stetes Bedauern beim Auseinandergehen war, daß wir beide nicht Meister seien, um die Welt nach unserem demokratischen Geschmack regieren zu können.

Für die Bade-Begleitung und -Bedienung bekam er jeden zweiten Tag eine Flasche Wein, deßhalb war's ihm leid, so oft das Wetter oder mir die Lust fehlte, wenn er nach dem „Olfe-Lütte“ kam und fragte: „Herr Pfarrer, badet mer (baden wir) heut' nit?“

Eine Stunde nach der Bade-Promenade sahen wir uns wieder. Er kam, um „uis z' lütte“, d. h. um ein Uhr vom Mai bis September das Wetterzeichen zu läuten, während dessen die Mannsleute den Hut abnehmen und alles betet um Abwendung von Hochgewitter — ein wahrhaft schönes, christliches Läuten.

Der Pfarrer, eben mit seinem primitiven Mittagessen fertig, kam regelmäßig nach diesem Läuten zur Kirche hinüber, und wenn der Sacristan vom Thurm herabgepoltert war, setzten wir uns auf eine Bank an der südlichen Ecke der Kirche, wo wir eine herrliche Aussicht über See und Alpen vor uns hatten.

Jetzt las er mir, wenn ich eben etwas im Druck hatte, die Correctur vor, um meine damals sehr schwachen Augen zu schonen oder wir führten wieder einen Discurs, meist aber nicht aus dem Gebiete der Politik, sondern aus dem vollen Menschenleben, und hier ließ er sein ganzes Licht leuchten. Ich will nur einige Proben davon geben.

Ich bewunderte oft seine Zufriedenheit, da ich ihn nie klagen hörte, weder über körperliche Schmerzen, die er viel litt, noch über Armuth und Elend. Aber dabei war er doch meist ernst. Wenn er lachte, lachte er über die Dummheit der Menschen, ihren Ehrgeiz und ihre Habsucht.

„Wenn man über 60 Jahre alt ist," pflegte er oft zu sagen, „sollte man nicht mehr lachen, aber man muß oft lachen wider Willen über die Dummheit der Menschen."

Wie wahr ist das Wort, nicht mehr zu lachen, wenn man in einem Alter steht, wo der Tod jeden Tag kommen kann! Ich will mir's wenigstens merken und denke deßhalb gar oft an diesen Ausspruch meines einstigen Sacristans, damit ich's nicht vergesse, wenn die Zeit kommt.

Ein anderer Weisheitsspruch von ihm war: „Jeder Mensch hat irgend einen Vorzug vor den anderen, mit denen er im Leben verkehrt. Der eine hat Glück im Spiel, der andere gut Wetter, wenn er Heu macht oder erntet, der dritte viel Haare auf dem Kopf, während andere kahl sind. Und ich," schloß er diese und ähnliche Vergleiche, „habe keinen Vorzug als den, daß ich zufrieden bin, mag's kommen, wie es will. Schlimmer kann's nicht mehr viel werden; arm bin ich, elend und presthaft auch. Es kann also bei mir nur noch der Tod kommen."

Trotz alledem hörte ich ihn bisweilen, wenn er allein auf unserer Parlamentsbank hinter der Kirche saß, vor

sich hin singen. Als ich ihn einmal darüber „beschrie“, meinte er, in der heiligen Schrift stehe: „So einer in Betrübniß ist, bete er, so einer in Freuden lebt, singe er.“ Da er nun meist Grund zum Beten hätte, aber nicht immer beten könne, singe er zur Abwechslung auch im Elend.

Ich hatte ihm die Weltgeschichte von Becker zum Lesen gegeben, und da ging ihm eine Fülle neuer Gedanken auf, wenn ich ihn über das Gelesene ausfrug.

Eines stellte er als Demokrat von reinem Blut bald als Frucht seiner Lectüre fest, daß zu allen Zeiten Macht Recht und das gemeine Volk der Prügelknabe der großen Herren war.

Nie hab' ich ihn mehr sich freuen gesehen, als da er gelesen hatte, daß die Königin der Scythen dem Cyrus den Kopf habe abschneiden und in Blut tauchen lassen.

Das imponirte ihm, und die Frau Tomyris hatte sein ganzes Wohlgefallen, obwohl er es sonst als eine Lächerlichkeit hinstellte, daß Weiber Völker regieren.

„Völker,“ meinte er, „welche ein Weiberregiment dulden oder Kinder als Könige, sollten noch zu den ‚Wilden‘ zählen.“

Wie weit ich diesen gesunden Anschauungen zustimmte, das mag der freundliche Leser errathen. Jedenfalls sollten Staaten, welche die weibliche Succession auf dem Thron anerkennen, auch alle anderen Frauen zu allen Staatsämtern für fähig erklären und vom ersten Minister- bis zum letzten Schreiber-Posten kein Weib ausschließen.

Helle Freude hatte mein Sacristan auch an Ramses dem Großen von Aegypten, von dem er gelesen, daß er sich bei festlichen Gelegenheiten von seinen Kleinkönigen im Wagen ziehen ließ. Sonst müsse überall das Volk

an den Triumphwagen der Könige ziehen, der Ramses aber habe Seinesgleichen dazu gezwungen.

Für den gescheidtesten Staatsmann des 19. Jahrhunderts hielt er nicht etwa den Bismarck, sondern den brasilianischen Minister Dom Clemente Pereira, von dem ich ihm erzählt hatte, daß er Orden und Adelsdiplome verkaufte und aus dem Geld in Rio de Janeiro das größte und schönste Irrenhaus der Welt gründete.

Das gefiel meinem Alten über alle Maßen, nur hätte er gerne die Käufer als die ersten Insassen in das Haus gesteckt.

Mich selbst verschonte er nicht mit treffenden Bemerkungen. Wenn wir auf einem unserer Parnasse saßen und in der Nähe bisweilen Dorfkinder lärmten und spielten, beorderte ich ihn oft, die kleinen Schreier zur Ruhe zu verweisen. Das that er jeweils, bis mein Buch „Aus der Jugendzeit“ erschienen war und er es gelesen hatte. Als ich ihn kurz nachher eines Tages auf die Kinder loslassen wollte, meinte er: „Herr Pfarrer, das, was die Kinder dort unten treiben, haben Sie den Kinderhimmel genannt, und jetzt soll ich die Kinder auf Ihren Befehl aus dem Himmel jagen!“

Als ich ihm einmal erklärte, ich sei eben nervös und griesgrämig und könne den Lärm der Kinder nicht ertragen, verglich er mich mit alten Jungfern, die einen Zorn bekommen, wenn sie junge Mädchen tanzen sehen.

So hatte ich täglich Gelegenheit, mich seiner Geistesblitze zu erfreuen. —

Zur Sommerszeit, wenn wir nicht gerade ein anregendes Thema hatten oder ich schweigend in den sonnigen See hineinschaute, schlief mein Nebenmann bisweilen ein.

Ich ließ ihn dann schlafen, ging von dannen und machte auch mein Schläfchen.

Hatte er nichts zu arbeiten, so schlief er den ganzen Nachmittag bis vier Uhr. Zu dieser Stunde mußte er als Glöckner abermals seines Amtes warten und „viere lütte“, damit die Arbeiter im Feld und Rebberg wüßten, es sei die Zeit gekommen, das im kühlen Grunde versteckte Wein- oder Mostkrügle zu leeren, die alten Weiber und greisen Männer, so zu Hause blieben, den aufgewärmten Kaffee tranken und der Lehrer die Schüler laufen ließ.

Nach dieser nicht unwichtigen Funktion ging auch der Meßner heim und trank von seiner Lire oder wenn ein unverhofftes Trinkgeld von einer Taufe oder Aussegnung her in seiner Tasche war, genoß er stillvergnügt ein „Viertele“ beim „Fritz“, vorn an der Ecke der Dorfgasse.

Manchmal war er von Weib und Kindern beordert, gegen Abend das Kühle einzuspannen und das Wägele zu bringen, um Gras, Heu oder Reblaub heimzuführen, und dann begegneten wir uns bisweilen außerhalb des Dorfes, wo ich um jene Zeit regelmäßig lustwandelte.

Er grüßte mich aber bei solchen Begegnungen jeweils mit einer Vornehmheit, als ob wir uns an dem Tage noch nie gesehen hätten, und ließ sich das nicht nehmen, so oft ich ihm auch sagte, er solle nicht so fremd thun. Er meinte, es sei wegen der Leute. Als ob nicht das ganze Dorf gewußt hätte, daß der Pfarrer und der Meßner täglich auf einer oder der andern Bank in der Nähe der Kirche beisammen säßen!

Am Abend traten wir noch einmal ins Gespräch. Wenn die Sonne hinter dem Hohentwiel hinabgesunken war und die Sterne über den Obersee hereinzugucken be-

gannen, kam der groß' Kübele wieder das Dorf herab, um Betzeit zu läuten und die Kirche zu schließen. Ich wandelte um diese Zeit in der Regel vor meinem Häuschen auf und ab und schaute in die kommende Nacht hinein, wie sie über den See hereindunkelte.

War der Sacristan mit dieser seiner letzten Tagesarbeit zu Ende, so kam er zu mir, und es wurde noch ein kurzer Discurs gehalten. Da schritt dann gewöhnlich vom See herauf unser dritter College im Kirchendienst, der Lehrer und Organist. Er hatte drunten am See „beim Zeller“ seine Abendviertele getrunken und war, sein Cigärrchen schmauchend, auf dem Heimweg.

Der Lehrer Leopold Hund war zweifellos der gescheidteste von uns dreien; denn der Meßner und der Pfarrer waren Idealisten und er ein Realist. Wir zwei auf der Bank hinter der Kirche bauten politische Luftschlösser und machten in freiheitlichen Träumen, während unser „Professor“, wie ich ihn nannte, wenn sein Dienst um war, seine Viertele trank und einen Lindauer Schübling dazu genehmigte.

Politisch ging er wie so viele glückliche Sterbliche mit der bestehenden Gewalt und schwamm nie gegen den Strom. An des Großherzogs Geburtstag hielt er in der Regel beim Bankett die Festrede in einer ebenso gewählten als loyalen Sprache.

Aber einzig in seiner Art war er in der Kirche, wo er die Singweisen an Werktagen stets solo sang, meist nach eigenen, neuen Compositionen. Ich war dabei stets versucht, ihm zu lauschen und meiner Andacht am Altare untreu zu werden; denn ich liebe nichts mehr in der Musik und im Gesang als das Kindlich-Naive. Darum macht mir ein Bauernbursche mit seiner Ziehharmonika

weit mehr Vergnügen, als ein ganzes Hoftheater-Orchester, und mein Organist in Hange sang mir weit tiefer ins Herz als der berühmteste Heldentenor.

Wenn der dicke Lehrer gegen den Schluß der Messe das Lied sang:

> Was sind wir Dir denn schuldig,
> Daß Du einst so geduldig
> Für uns gelitten hast?

wobei die Composition von ihm meist neu bearbeitet war, so glättete der See, der zuvor seinen Wellenschlag zur Kirche heraufgesandt hatte, seine Wogen und horchte andächtig zu.

Lehrer Hund verließ mit mir das Dörfchen am See und amtete ganz in der Nähe von Hasle auf herrlicher Höhe unter echten Kinzigthäler Bauern, meinte aber, die Leute hätten weniger „Musikalität“ als die Hangouer, und der Wein bei seiner heutigen Nachbarin, der „Becke-Käther“, meiner alten Jugendfreundin, sei viel theurer als „beim Zeller am See“, weßhalb er in Frieden sein Bier trank.

Zu neuen Compositionen begeisterten ihn die „Williger und Fischerbacher Manns- und Wibervölker“ nicht, denn die achten auf den Gesang des Lehrers so wenig, als die Tannenzapfen im „Williger Kirchenwald“ auf den der Amseln und Drosseln.

Dagegen hatten viele Hangouer eine große musikalische Ader; eine brillante Dorfmusik existirt in Hange seit alten Zeiten, und in der Kirche spielten zu meiner Zeit noch die alten Rebleute „figurirte Messen“ mit Hörnerklang und Trompetengeschmetter, wie einst in meiner Knabenzeit die Musikanten in Hasle. —

Unser Professor war auch darin ein kluger Mann, den ich oft beneidete, daß er keine Widersprüche machte, wenn er mit jemanden redete. Auf alle Behauptungen seines Nebenmenschen antwortete er: „Ganz recht, ganz recht."

Mit diesem höchst vernünftigen Grundsatz wird man ein alter Mann, ohne sich und andere zu ärgern, und ich wollt', ich hätte ihn zeitlebens gehabt [1]).

Darum sagte ich, wenn der Lehrer einige Zeit mit uns gesprochen, uns ganz recht gegeben hatte und dann schmauchend und zufrieden schmunzelnd von dannen ging, oft zum großen Kübele: „Unser Professor ist gescheidter als wir beide; er trinkt, während wir leeres Stroh dreschen, seinen Wein und kommt mit niemanden in Widerspruch, indem er allen Leuten recht gibt."

Jetzt führten wir noch unseren Discurs weiter, zunächst übers Wetter, inwieweit die Prognose des Morgens sich erfüllt hätte. Mein Prophet war immer ungehalten, wenn seine Vorhersage nicht eintraf. Und welcher Prophet wäre das nicht, wenn er durchfällt?

Trotzdem prophezeite er alsbald wieder für morgen. Dabei war und blieb er stets Optimist; ob Regen oder Sonnenschein über die Erde ging, es störte seinen Gleichmuth nicht. Während ich über lange anhaltendes Regenwetter und seinen Schaden räsonnirte, hatte er nie ein Wort des Tadels über schlechtes Wetter und beschämte mich oft mit den in philosophischer Ruhe gesprochenen Worten: „Wir müssen es halt nehmen, wie's kommt, ändern können wir nichts mit all' unserem Geschwätz."

Nach dem Wetter sprachen wir über den Dienst. Da gab's am andern Tage ein Kindlein zu taufen, und er

[1]) Der Tod hat den braven Lehrer indeß doch auch erreicht. Er starb 1894.

mußte dem jungen Weltbürger läuten und beim Taufen assistiren. Er hörte es immer gern, wenn ich ihm das ankündigte; er bekam ein wenig Trinkgeld, wonach er lüstern war, denn seit der letzten Kindstaufe hatte er keinen Pfennig Geld mehr in der Tasche gehabt und auch kein Viertele mehr getrunken.

Oder es hatte ein Mann bei mir seine Frau zum Aussegnen beim ersten Kirchgang nach dem Wochenbett angemeldet, und da gab's auch ein Opfer: zwei Kerzlein und zwanzig Pfennig für den — Kirchenfond. Da der letztere aber in diesem Falle — nach meiner Ansicht — das reinste Blutgeld einnahm, wenn er dem Sacristan nichts gab, so ließ ich gar oft den Zwanziger diesem zukommen.

Unsere Dienstreferate waren wenige und kurz beisammen; denn auf einer kleinen, geschlossenen Dorfpfarrei mit kaum 600 Seelen geht für Pfarrer und Meßner unter der Woche fast ein Tag wie der andere vorüber in stiller, müheloser Amtsthätigkeit. Drum ist Landpfarrer sein für einen Menschen, der sich zu beschäftigen weiß, ohne daß der Dienst ihn dazu zwingt, eine wahre Goldgrube fürs Studium. Und ich wäre heute bereit, wieder in die gesegnete Ruhe eines Landpfarrers zurückzukehren, wenn mir jemand eine Pfarrei gäbe mit einem Hilfspriester am Sonntag und einem für beide genügenden Einkommen.

Was mir tausendmal im Jahr das Stadtleben und Stadtwirken entleidet, ist die Unruhe im Hause und außerhalb desselben. Da läutet's und klopft's den ganzen Tag an den Thüren; eines gibt dem andern die Klinke in die Hand, und vor dem Hause fährt's und bellt's und schreit's und pfeift's und brüllt's vom frühen Morgen bis nach Mitternacht.

In Hange kam die Woche über kein Mensch ins Haus, an den Thüren läutete selten ein Handwerksbursche und vor dem Hause war allermeist die Ruhe eines Kirchhofs.

Drum sag' ich mir unzählige Male: „Selig ein Landpfarrer zu sein auf einem Dörfchen klein und weltfern!" —

Oft sprach der groß' Kübele am Abend auch vom Segen des Schlafes. Der sei für arme Leute das Beste. Er lobte mit Sancho Pansa „den Mann, der den Schlaf erfand", und ihm war, wie dem Don Quixote, der Schlaf „das Wasser, das den Durst vertreibt, der Mantel, der alle menschlichen Sorgen zudeckt, und das Essen, das den Hunger stillt".

Gleich nach unserem abendlichen Zwiegespräch ging er deßhalb zur Ruhe.

Ja oft, wenn sein „offener Fuß" ihn schmerzte, legte er sich schon am hellen Tage zu Bett, machte nach meinem Recepte einen nassen Umschlag um das kranke Bein und schaute vom Bett aus hinab auf den See, den er prächtig vor sich sah, oder er brütete vor sich hin, bis die Nacht oder der Schlaf kam.

Hatte er an Sonntagen zur Sommerszeit kein Geld, um ins Wirthshaus zu gehen, so ging er am Nachmittag auf den Kirchthurm, schaute über den See hinab gen Konstanz und weithin ins Hegau, und wenn er genug Natur getrunken, so schlief er droben den Schlaf des Armen, während andere im Wirthshaus zechten und jubilirten.

An Sonntagen war ich so ermüdet von Frühmesse, Predigt, Amt und Christenlehre, daß ich an eine Unterhaltung mit dem Sacristan gar nicht denken konnte.

Während der Christenlehre saß er regelmäßig in einer Chorbank und schlief.

Traf ich ihn aber, wenn er gegen Abend von seinen poesievollen Thurmstudien herabstieg, so bekam er jeweils ein Glas Wein aus meinem Keller.

Ehrlich und redlich gab er Weib und Kind 99 Prozent seiner Einnahmen als Meßner und war deßhalb fast beständig ohne das kleinste baare Geld.

Sein Gehalt betrug mit allem, was drum und dran war, kaum achtzig Pfennig pro Tag und ging meist darauf für die Haushaltung und der Rest fürs Zahlen von Holz- und Pachtgeldern an die Domänenverwaltung, wenn Martini kam.

Und doch hatte der groß' Kübele seine Festtage, welche er theils seinem Dienste als Sacristan, theils meiner Freundschaft verdankte und die wir kennen lernen müssen, um zu erfahren, wie wenig dazu gehört, einem armen Mann ein Fest zu bereiten.

Viermal im Jahre speiste mein Sacristan mit mir, und zwar an den höchsten Kirchenfesten, zum Lohn für die Mühen und Vorbereitungen, welche diese Tage ihm verursachten. Zu Weihnachten holte er Moos im Wald und Tannenbäumchen, stellte die Krippe auf und ordnete deren Beleuchtung. Auf die Osterzeit errichtete er das heilige Grab mit allem möglichen Schmuck und verherrlichte die Auferstehungsfeier am Ostersamstag Abend. An Pfingsten schmückte er Kirche und Altäre mit Blumen.

Am Fest des Kirchenpatrons, des heiligen Johannes des Täufers, machte er Kränze für Kirche und Pfarrhaus.

An allen diesen Festen aber hatte er außer seinen Kunstleistungen, die für seine Bildung ersten Ranges waren, noch die große Glocke zu läuten, wozu er zwei Männer brauchte, die er um Gotteslohn anstellte.

Wenn dann an den genannten Tagen die für das kleine Dorf so schöne und gewaltige Glocke mit Macht um zwölf Uhr ihr Ave Maria über den See gerufen hatte, erschien der Meßner bescheiden im besten schwarzen, geistlichen Rock, den er von mir hatte, in meiner kleinen, niederen Stube zum Festessen.

Das Wort Festessen verdiente es aber nur vom Standpunkt eines Mannes aus, der an den allermeisten Festen des Jahres kein Fleisch hat.

Ein Landpfarrer, in dessen Dorf ein Metzger ohne Fleisch wohnt, ein Geflügel- und Delikatessen-Händler aber gar nicht, kann überhaupt keine Festessen geben. Zweimal in der Woche, zur Winterszeit nur einmal, brachte ein Dampfboot meiner Schwester und mir eine blecherne Büchse mit Ochsenfleisch, Kalbfleisch und etlichen Bratwürsten vom Schaffmayer oder vom Sauter im „Hasse".

So oft ich dahin kam, nahm ich das Fleisch, in Papier verpackt, selber mit und dazu noch allerlei Kolonialwaaren für Haus und Küche.

Mehr als einmal, wenn der Kapitän in Friedrichshafen mir erklärte, er könne wegen Sturm nicht landen in Hange, trug ich mein Fleisch heim den langen Weg von drei Stunden.

Und mehr als einmal hab' ich's auch auf dem freien Felde zusammengesucht, wenn ich's verloren hatte. Das kam aber nicht von wegen der Trunkenboldenhaftigkeit, sondern so:

In einer Seestadt gibt's mehr Schiffe und Gondeln als Fuhrwerke, und dann kann ein armer Landpastor nicht in flotter Equipage fahren. Hatte ich nun kein Fuhrwerk bei mir oder konnte der Kapitän mich nicht mitnehmen und war das Wetter zu schlecht zum Gehen, so fuhr

mich regelmäßig ein junger Bauer aus der Vorstadt Hofen für drei Mark heim, was aber selten ganz gelang.

Er hatte einen flotten Schimmel, der aber weit schlauer und eigensinniger war als sein gutmüthiger Herr. Dieser Schimmel war zeitweise ausgesprochener württembergischer Partikularist und mußte wissen, daß es im Schwäbischen in vielen Dingen besser sei, als im Badischen. Sobald er dann merkte, daß es dem Badischen zugehe, wollte er um jeden Preis umkehren.

That ihm dann sein Herr den Willen nicht oder wollte ich ihn strenger anfassen als sein Landsmann, so sprang er von der Straße ab und querfeldein. Dies Manöver führte er besonders gerne im Winter und am Schlitten aus, wobei er uns regelrecht in den Schnee warf und mein Fleisch aufs Feld streute. Ich suchte dann mein Mittagessen für eine ganze Woche wieder zusammen, während der „Andres“ den Schlitten aufrichtete und auf die Straße brachte.

Hatte der Schimmel seiner Antipathie gegen die badischen Grenzpfähle einige Male so Ausdruck gegeben, so gab der Gescheidteste nach. Ich nahm mein wieder in Papier gewickeltes Fleisch unter den Arm und zog beschämt meiner Heimath zu, der Schwabe aber mit seinem Schimmel der seinigen, wobei der letztere wiehernd, wie mit Hohngelächter, und im schärfsten Trab dahinflog.

Mit solcher Mühe hat ein Landpfarrer sich manchmal sein Fleisch zu beschaffen! Aber die Schwierigkeit, zu seinem Rindfleisch zu kommen und es unter Lebensgefahr heimzubringen, hatte nebenbei auch ihre Annehmlichkeiten. Ich mußte, wenn ich den Proviant für die Küche selber holen wollte, was in den ersten Jahren regelmäßig geschah, schon mit dem Morgenschiff abfahren, da um Mittag kein

Schiff in Hange landete. Auf dem Schiffe nun gab's Unterhaltung für einen vereinsamten Landpfarrer, selbst wenn fast keine Passagiere da waren. Ich sprach mit den Matrosen oder mit dem Steuermann über Wind, Wetter und Matrosenleben, und das war mir stets interessant.

Nach einstündiger Fahrt im Hafse angekommen, ging ich zu meinem Freund Rudolf, von dem wir oben schon gehört, zugleich mein Hoflieferant für Zucker, Kaffee, Schweizerkäs, Schuhwichse 2c. Ich machte meine Bestellung, und alsdann ging's gegenüber zum Bruder des schönen Rudolf, der einer meiner Fleischlieferanten und zugleich mein Hotelier war.

Seine Gattin, die, wenn sie wollte, ebenso liebenswürdige als schöne Frau Elise, servirte mir das Wahrzeichen Friedrichshafens, Bratwürstle, und leistete mir Gesellschaft, bis Freund Rudolf kam und sein Dejeuner einnahm, wobei alle unpolitischen Tagesfragen des Städtchens, die seit meinem letzten Hiersein aufgetaucht, besprochen wurden.

Dann ward ein gemeinsamer Rundgang gemacht durch die Straßen und am Hafen hin; denn die ganze Macht des Bodensees als Wassermasse muß man von Friedrichshafen aus betrachten, eine Majestät, die immer imponirt, auch wenn man sie noch so oft angestaunt hat.

Ueberall trafen wir auf Bekannte; denn ich war ein alter Gast. Nie vergaß ich den Dampfschiffahrts-Inspektor Schaible aufzusuchen, einen ganzen Mann, der sich vom Schreiner-Lehrling bis zu diesem Posten heraufgearbeitet hatte, nachdem er viele Jahre zuvor als Schiffskapitän auf dem See gefahren war.

Im alten, schönen Rathhaus residirte der Stadtschultheiß Miettinger, das Urbild eines gemüthlichen, liebenswürdigen und geistreichen Schulzen.

In der Mitte der Stadt wohnte der Verleger des See-Blättles, Linke, ein höchst gemüthlicher Hannoveraner, der, während wir im nahen Baden vollen Kulturkampf hatten, ruhig sein Blättle am schwäbischen Seeufer hinsteuerte.

Mit ihm wurde politisirt.

Von ihm ging's hinaus ans Ende der Stadt zum Hofgärtner Amonn, dem stets heitern Hagestolzen, der Sommer und Winter in Pflanzen- und Thierwelt Neues hatte und mit dem ich schwunghaften Taubentausch trieb.

Am Nachmittag kamen dann all' die Bekannten, welche ich am Morgen getroffen oder besucht hatte — beim Kesenheimer oder beim Schaffmayer oder beim Dreikönigwirth „zum Bier" zusammen. Es erschienen aber auch regelmäßig die nächsten schwäbischen Pfarrer: Der gelehrte Sambeth von Ailingen, ein wahres Lexicon in württembergischer Landesgeschichte, der vornehme, feine Zembrodt von Schnezenhusen, der kleine, dicke Schöttle von Jettenhusen, aus dessen runden Augen die Zufriedenheit über den ganzen See hinleuchtete wie Morgensonnenschein, und der täglich in den Hafen wandelte und wenn er es nur seinem zahmen Schäfle zu lieb that, das er im Haus hielt und für das er öfters in die Apotheke ging — endlich der ernste, fromme Pfarrer von Fischbach, ein alter Herr, der sich vor einem halben Jahrhundert vorgenommen hatte, nur auf eine Pfarrei zu gehen und da zu bleiben, und der den Vorsatz ausführte und blieb, obwohl er in einer Gemeinde wirkte, in der die Männer viel lieber ins Wirthshaus als in die Kirche gingen.

Was in jenen Stunden an schwäbischer Gemüthlichkeit geleistet wurde, gäbe ganze Bücher.

Aber was bleibt uns von allen derartigen Stunden?

Die Erinnerung, wie schnell sie vorüber gingen, wie lange sie schon vorüber sind und wie viele liebe Menschen aus jenen Tagen schon drüben sind in der Ewigkeit!

Mich riß jeweils das Abendschiff oder die kommende Nacht aus dem heitern Kreise fort, wenn er am belebtesten war, hinaus auf den See oder in die kühle Landluft am See hin.

Ich nahm meine verschiedenen Küchenpackete und dampfte, fuhr oder ging heimwärts ins stille, stille Dörfchen.

Wir hatten im Dorf einen Metzger, den alten Caporano, einen leiblichen Vetter des gleichnamigen Kardinals, der es beim Sterben vergessen hatte, daß ein armer Metzger seines Geschlechts am Bodensee wohne. Unser Caporano metzgete im Winter den Hangouern ihre Süle, wenn sie diese nicht verkaufen mußten zum Zinsen, und im Sommer eine oder die andere alte Kuh.

Bisweilen holte er auswärts einige Pfund bei einem Zunftgenossen und verkaufte sie in unserem Dorf. Die meiste Zeit aber hatte er kein Fleisch, weder für sich noch für andere.

Wie oft hat mich der arme Mann geplagt, nach Rom zu schreiben wegen des Testaments des Kardinals Caporano; er müsse was geerbt haben! Ich schrieb einmal, um ihn zu beruhigen, an den General Kanzler und bekam die Nachricht, daß man in Rom sich kaum noch an den Tod des vor vierzig Jahren gestorbenen Kardinals Caporano erinnere, noch weniger von seinem Testament etwas wisse.

Jetzt war der alte Metzger getröstet und meinte, wenn ein Kardinal in Rom so bald vergessen sei, könne man es einem solchen auch nicht verübeln, wenn er einen armen Vetter und Metzger in Hange vergessen habe.

Nicht so lange nachher kamen mein Sacristan und ich zu unserem Caporano mit den Sterbsacramenten. Und als ich ihn am andern Tage nochmal besuchte und ihn lobte ob seiner starken Gemüthsruhe dem Tod gegenüber, sprach er: „Ein armer Mann, der auf dieser Welt nichts gehabt hat als Arbeit und Noth, stirbt gern.“

Am dritten Tag war unser italienischer Metzger ein todter und gleich darauf ein vergessener Mann. —

Also mein Sacristan und ich hatten kein Festessen. Unsere Tafel bestand aus gekochtem Rindfleisch und aus Kalbsbraten nebst rothem, sauerm Seewein. Aber unsere Stimmung, vorab die des Sacristans, war festlich, ja bei ihm sogar feierlich. Er getraute sich kaum recht zu essen und zu trinken, und ich mußte ihm fort und fort zusprechen.

Doch beredt war er bei diesem Anlaß nicht. Das Festessen bannte seine Zunge und seine Zähne. Aber sein Gesicht strahlte, wie das eines Kindes vor dem ersten Christbaum.

Wie edel er dachte, geht daraus hervor, daß er nach einigen Jahren viermaligen Festessens mich einmal schüchtern bat, ob er nicht „sein Essen“ an den Festtagen heim holen dürfe, damit er auch seinem Weib davon geben könnte.

Die Creszenz hatte ihn einen Lumpen geheißen, da er als Märtyrer der Freiheit heimkehrte. Er hatte das nie vergessen, und doch wollte er sein Festessen mit ihr theilen!

Machiavelli hat ein vielfach wahres Wort ausgesprochen, wenn er schreibt: „Es gibt keine anderen als gewöhnliche Menschen.“ Mein Kübele aber war kein gewöhnlicher Mensch. —

Die zweite Serie der besseren Stunden meines Sacristans waren die Hochzeitstage im Dorf. Diese gehen in Hange und am Bodensee, wo seit 50 Jahren die alte, schöne Volkstracht und damit auch die alten, schönen Volksgebräuche abgegangen sind, gänzlich poesielos vor sich.

Am Morgen knallen einige Pistolenschüsse zwischen den Häusern hervor, beim Kirchgang geht die Musik vor den ganz modern gekleideten Brautleuten her und die Gäste folgen langweilig hinterdrein. Alte Hochzeitsgebräuche, wie im Kinzigthal, existiren nicht mehr.

Doch enthielten diese Tage für den Sacristan noch ein Stück Poesie, und das lag in der „Morgensupp". Diese Morgensuppen werden sowohl im Hause der Braut als des Bräutigams gehalten für Verwandte, Freunde und Freundinnen und bestehen in Kaffee, Wein, Schwartenmagen und „Balleron". Der letztere ist ein Lieblingsgericht der Hangouer und nichts anderes als die sogenannte Lyonerwurst, welche im nächsten Städtchen, Meersburg, geholt wird.

Balleron und rother Seewein sind dem heutigen Rebmann am schwäbischen Meer das, was den alten Griechen und ihren Göttern Ambrosia und Nektar waren. Todfeinde versöhnen sich bei diesen Genüssen, alte Weiber werden jung und die ernstesten Männer lächeln wie selige Engel, wenn sie von solch einer Morgensuppe kommen.

Zu dieser ist aber offiziell der Sacristan geladen; er ist geborener Gast bei der Morgensuppe und beim „Mohl", d. i. beim eigentlichen Hochzeitsessen. Kommt er zum letztern nicht, so hat er einen Gulden dafür zu beanspruchen.

Gescheidt, wie mein Kübele war, aß und trank er bei der Morgensuppe, die er in der Regel im Hause des Bräutigams einnahm, so viel, daß er für den ganzen Tag

gesättigt war, und ließ sich für das „Mohl" das baare Geld ausbezahlen.

So hatte er seinen guten Tag und noch Geld dazu. Darum waren diese Tage auch ihm Hochzeitstage im buchstäblichen Sinne des Wortes. „Hoch" hatte er in der Regel auch, wenn er vom Balleron kam, aber nie zu viel. Und ich werde das Lächeln nie vergessen, das an Hochzeitstagen über seine Stirn und sein Riesen-Gesicht ging. Es war das Lachen eines Meeres nach den Worten des Dichters Aeschylus:

Du im Gewoge des Meeres unzählig Lachen!

Jede Falte seines Gesichtes, jedes Haar in seinen Wimpern und jede Runzel seiner Stirne flimmerte von Lächeln.

Leider waren diese Tage selten. Wenn es hoch herging, hatten wir vier Hochzeitstage im Jahr; denn auf dem Lande heirathen die Menschen noch nicht so in den Tag hinein, wie in den Städten, und es ist das ein wahres Glück für Stadt und Land. —

Eine eigene Sitte alten Herkommens — nicht ohne Poesie — war der „Bruderschafts-Tag" der Rosenkranz-Bruderschaft, abermals ein Freudenfest für den armen Sacristan.

Am Tage des hl. Josef, im Frühjahr, wenn die Südwinde über die Alpen hereinbrechen und über den Bodensee hin das Ende des Winters verkünden, hält die genannte Bruderschaft ihren Tag, d. h. sie nimmt eine neue Aemterbesetzung vor und gibt ihren männlichen Mitgliedern einen Trunk.

Um ein Uhr Nachmittags erscheint der Pfarrer mit dem Secretär der Bruderschaft in der Kirche. Der letztere trägt das Ehe- und das Taufbuch der letzten zwanzig Jahre. Versammelt sind sämtliche bisherigen Beamten

der Bruderschaft, d. h. die 15 Schildträger, von denen jeder einen kleinen Blechschild hat, auf dem eines der Hauptgeheimnisse aus dem Leben Jesu, von der Geburt bis zur Auferstehung, abgemalt und über dem ein Kerzenhalter angebracht ist.

An jedem Muttergottesfest und an jedem ersten Sonntag im Monat erscheinen die Schildträger in der Kirche, nehmen in den 15 ersten Bänken je den ersten Platz ein und heften den Schild neben sich an die Stirne der Bank. Der Sacristan zündet ihnen die Kerzen an, und während der Prozession, die jeweils an den genannten Tagen um die Kirche stattfindet, tragen die 15 Männer ihre Schilde.

Ihnen gegenüber sind in der Kirche in den Bänken 13 Jungfrauen und 2 Frauen mit den gleichen Schilden.

Alljährlich findet nun am Josefstage eine theilweise Neubesetzung der Schildträger und -trägerinnen statt. Diese richtet sich aber nach den Heirathen. Tritt eine Jungfrau in den Ehestand, so kommt sie „aus dem Schild", und es rückt die erste von denen nach, die der jüngsten im Schild im Taufbuch folgen. Die jungen Männer aber, die seit dem letzten Josefstag in den Ehestand getreten sind, lösen die ältesten Männer „im Schild" ab.

Das alles wird in erster Linie bestimmt am Josefstag in der Kirche, und die liebe Sonne schaut zu durch die hohen Kirchenfenster, und der See gibt dazu seinen Wellenschlag. Aber die Weibsleute dürfen nicht dabei sein. Das „mulier taceat in ecclesia" des hl. Paulus wird strenge eingehalten. Es darf keine ein Wort mitreden, und am kommenden Sonntag verkündet ihnen der Pfarrer die Beschlüsse von der Kanzel.

Nur ihre Schilde sind am Josefstage da, eingeliefert zur neuen Vertheilung durch den Meßner.

Ist dieses Hauptgeschäft beendigt, so ernennen die anwesenden Schildmänner alle übrigen Chargen bei den Prozessionen: Die Vorgänger vulgo „Stecklemahne", d. i. jene Männer, die, einen Stock in der Hand, unter den Buben bei den Prozessionen Ordnung halten, dann die Fahnenträger, die Träger der verschiedenen Ortsheiligen bis herab zu den „kleinen Fähnlein", welche von Knaben getragen werden.

Nach diesen Beschlüssen, welche am kommenden Sonntag ebenfalls bis ins kleinste Detail von der Kanzel verkündet werden, folgt die übliche Vesper und nach der Vesper der — Trunk für alle Männer, die „im Rath" waren.

Vom „Winzerverein" wird um billiges Geld ein Fäßchen Wein gekauft, dasselbe ehrlicher Weise „veraccist" und dann bei einem der drei Dorfwirthe getrunken, die nobel genug sind, die Gläser und die Stube zu stellen ohne Profit.

Auch hier ist der Meßner geborner Gast als „Schildvertheiler und Kerzenanzünder", und darum war auch dieser Tag angethan, meinem armen Sacristan für einige Stunden das Leben zu versüßen.

Nur einmal hab' ich diesem Trunk beigewohnt — anno 1882, als er auf meinen Vorschlag hin im See stattfand. Der niedere Wasserstand hatte „die Burg", einen Felsen, auf dem einst ein „Wasserschloß" gestanden, freigelegt, und ich schlug den Schildmännern vor, der Merkwürdigkeit halber den Trunk auf der Burg zu halten.

So geschah es. Es war ein herrlicher, stiller, elegischer Frühlingsabend, wie ihn die Natur nur an See-

gestaden hervorbringt, als die Männer auf „dem Fels im Meere“ saßen und tranken — unter ihnen, wie eine alte, sentimentale Eiche, mein Kübele, stillvergnügt und bescheiden wie immer, wenn er einen guten Tag hatte.

Am Ufer stund die Jugend des Dorfes, neugierig die seltene Scene in ihre Seelen aufnehmend, um in alten Tagen davon reden zu können. Rings um die Burg aber flüsterten leise die Wellen, kommend und gehend, als ob sie lauschten und horchten und dann wieder gingen, um drinnen im See ihren Kamerädinnen zu erzählen, was die Menschlein tranken und schwatzten.

Die Dorfmusik war zum seltenen Fest eingeladen; sie saß mit auf der Burg und spielte ihre einfachen Weisen über den See hin.

Ich war gegen Abend zu den Bruderschaftsmannen beim Trunk gekommen, und das reizende Eiland, von den Wellen umspült, die Melancholie des Frühlingsabends, die volksthümliche Musik zogen mit Macht in meine Seele. Und als mein alter Sacristan, angeheitert, mit mir das Dorf hinaufging, um „Betzeit“ zu läuten in die hereindämmernde, laue Nacht hinein, und unterwegs zu mir sagte: „So ein Nachmittag, wie heute, kann einen glücklich machen“ — traten mir die Thränen in die Augen über den bescheidenen Maßstab, den ein armer Mann ansetzt, um das Glück zu messen. —

Im Hochsommer kam abermals ein Tag der Erheiterung für den großen Kübele, und das war des Pfarrers Namenstag am 15. Juli. Am Vorabend, wenn die Dorfmusik unter Fackelschein ihr Ständchen zwischen See und Pfarrhaus gespielt hatte und alles wieder still und dunkel war, schlich er ans Hofthor und schlug einen grünen Kranz aus Tannenreisig in die alten Dielen und ging davon.

Am andern Morgen, so oft ich es ihm auch untersagte, läutete er mit der Sonntagsglocke in die Kirche. Wenn ich selbst dann kam, gratulirte er mit den Worten: „Herr Pfarrer, ich wünsch' Euch alles Gute zum Namenstag, besonders daß wir zwei gut mit einander auskommen und nach dem Zeitlichen einander im Himmel sehen."

Dann reichte er mir dankbar seine Riesenhand.

Nach dem Gottesdienst sagte ich ihm, er solle im Pfarrhaus ankehren und sich zwei Flaschen Wein geben lassen. Und das war s e i n Fest.

Heim nahm er aber nur eine Flasche und trank sie mit der Creszenz, die zweite placirte er im Kirchthurme und trank sie am Nachmittag auf unserer Bank in der Kirchenecke.

„Solch' ein kleines Festle von Zeit zu Zeit", meinte er dann, wenn ich ihn aufsuchte, „thut einem armen Manne wohl."

Wenn keine Hochzeit einfiel, ging's nach dem Namenstag lange, bis wieder ein guter Tag erschien; aber dann kam eine ganze Reihe guter Tage und mein Sacristan nicht aus der Zufriedenheit heraus.

Da kam zunächst die Kirchweih'. Am Samstag vor diesem Sonntag hängt der Meßner die „Kirchweihfahne" zum obersten Geschosse des Kirchthurms heraus, eine weiße Fahne mit rothem Kreuz. Sie ist das Signal für jeden ordentlichen Rebmann, alsbald in den Keller zu gehen, ein Krüglein zu holen und es zu trinken aufs Wohl der — Kirchweihfahne.

Und wo in jener Stunde der Meßner vorüberzieht, bekommt er seinen Trunk, und da ich der nächste bei der Kirche war, bekam er ihn von mir, so oft ich um den Weg war, nachdem die Fahne hoch oben am Thurme erschienen.

Sie bleibt acht Tage lang hängen, und jeder Hangouer bekommt Durst, so oft er sie sieht, und trinkt eins.

Sonst hat die Kirchweihzeit keine weltliche Feier im Dorf; denn in der Regel fällt sie in den Herbst, und da hat niemand Zeit zum Tanzen.

Aber die Herbstzeit war, so lange sie dauerte, ein stetes Ernte- und Freudenfest für den großen Kübele.

Daß der Sacristan jeden Morgen um elf Uhr läutet, damit die Weiber vom Feld heimgehen und ans Kochen denken, und um vier Uhr, auf daß die Männer „z' Viere nehmen" können, daß er ferner zur Sommerszeit um ein Uhr „das Wetterzeichen" vom Thurme gibt und am Kirchweihsamstag „den Fahnen" heraushängt — dafür sind die Hagnauer von alters her dem Manne, der all' diese lebens- und bedeutungsvollen Zeichen gibt, dankbar gewesen.

Wenn in den Torkeln der Wein läuft, so nimmt der Meßner seine Butte auf den Rücken, alltäglich während der Herbstzeit, und wandert von Torkel zu Torkel, und jeder, der ihn kommen sieht, weiß, er kommt, um den Läutewein zu holen, und jeder schöpft ihm nach dem Ertrage seiner Weinberge einen oder zwei Kübel voll in die Butte. Und wenn gerade Zeit ist zum Vespern oder zum „Nüne nehmen", muß der Glockenmann seine Butte abstellen und hinaufkommen ins Torkelstüble, den Olymp der Rebleute, und mitessen und mittrinken nach Herzenslust.

Die volle Butte trägt er heim und füllt sie in ein Faß. Und da der groß' Kübele der genialste Meßner war, richtete er es stets so ein, daß er in die Torkeln kam zur Essens- und Trinkenszeit und wenn — der rothe Wein lief.

Und alle gaben ihm gern; denn sie wußten, daß er ein gar armer Mann sei.

Aber auch für den Pfarrer nahm er in jenen Tagen die Butte und sammelte den Zehntwein, treu, ehrlich, pünktlich und nüchtern. Nie hat er seine Butten mit den meinen verwechselt, obwohl die Leute dem Pfarrer bessern Wein gaben, als dem Meßner.

Es waren gute Tage für ihn, die Herbsttage, Tage der Sättigung. Aber keine Rosen ohne Dornen. Den Wein, welchen er so redlich verdient mit seinem melodischen Läuten, den durfte er nicht trinken. Es ging ihm mit dem Läutewein, wie ehedem mit dem Süle, er mußte ihn verkaufen.

Wer Glück hat, sagt ein Sprichwort, dem geben selbst die Hühner Milch. Zu diesen Glücklichen gehörte mein Kübele nicht, denn ihm gaben nicht einmal seine Reben Wein.

Blutwenig, aber gut, war stets die Note seines Herbstes. Der alte Posthalter von Friedrichshafen kaufte ihn. Allein das wenige Geld reichte nicht zum „Zinsen" und zum Pachtzahlen. Drum mußte noch der Läutewein verkauft werden, und der arme Sacristan trank — Lire.

Ich aber gab ihm manchen Trunk von dem Zehntwein, den er so uneigennützig in meinen Keller gesammelt hatte, und verschaffte ihm bald nach dem Herbst noch einen guten Abend.

Alljährlich an einem Sonntag im November, nach dem Lindauer Jahrmarkt, kommen aus dieser bayerischen Seestadt, dem deutschen Venedig, Wesen den See herunter — ohne Hände, Augen und Füße, ohne Reiz und Schönheit, Wesen, in einen Sack gebannt, den ein bayerischer Matrose aus dem Schiff dem „Anbinder" am Hangouer Landungsplatz zuwirft.

Es sind Lindauer — Schüblinge, dicke, große Würste, die einmal im Jahre fast aller Hangouer Herz erfreuen.

Merkwürdig ist, daß die beiden Seestädte Friedrichshafen und Lindau sich nicht etwa durch Fisch-Delikatessen, sondern durch Fleisch-Präparate auszeichnen, und zwar der schwäbische Hafenplatz durch Bratwürstle, der bayerische durch Schüblinge.

Beide Wurstsorten sind eine Art Wahrzeichen der genannten Städte, und es werden am Obersee unendlich mehr Würste als Fische gegessen.

In der Wirthschaft am See, beim Zeller, versammeln sich am Abend jenes November-Sonntags die Männer von Hange und essen Schüblinge. Und wenn ich meinem Sacristan eine Mark gab, ging er freudig auch dahin und zählte den Schübling-Abend zu den besseren Jahrestagen seines Daseins.

Man sagt so oft, es sei eine Kleinigkeit, was Kinder freut. Aber weil die großen Menschen im Volk eben auch genügsam sind, wie Kinder, genügt ein Lindauer Schübling, um einen armen Meßner und Rebmann zu erfreuen. —

Vornehme Leute haben Pflichten. Mein Sacristan war ein geistig vornehmer Mensch, darum kannte er auch die Gepflogenheiten besserer Leute.

Und so gab er denn am Schlusse des Jahres selbst ein Freudenfest in seiner Hütte und zwar den Buben, die ihm und mir das Jahr über in der Kirche behilflich waren.

In der heiligen Nacht — in aller Frühe um 4 Uhr fangen in Hange alle Glocken zu läuten an und läuten in drei Absätzen eine halbe Stunde lang.

Der Meßner und seine Buben hängen mit Macht an den Glocken und wecken so die schlafende Dorf-Menschheit, damit sie bei Zeiten des hochheiligen Tages gedenke.

Man heißt dies Läuten „Schröckelütte“ [1]).

[1]) Schrecken-, Aufschrecken-Geläute.

Und wer in jener Stunde unter dem Fenster steht und die Glocken der Christnacht über den See erklingen hört, betet gern „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden den Menschen auf Erden".

Vom Schluß dieses Geläutes bis zum „Hirtenamt" in der Kirche vergeht eine Stunde, und diese benützte der große Kübele, um den Meß- und Läute-Buben eine Freude zu machen. Er nahm sie heim in seine festlich beleuchtete Hütte und stellte ihnen Kaffee, Würste und Wein vor, er, der arme Mann, der oft kaum die Pfennige besaß, um die Würste zu kaufen.

Selbst die Meßknaben fühlten mit der Zeit, daß es den noblen Meßner zu hart ankam, und dankten für die Einladung.

Zum Glück war diese Bescherung beim Sacristan die einzige materielle Kinderfreude des heiligen Tages. Und so sehr die Hangouer mit der alten Tracht manch' alte Gebräuche vergessen haben, den Weihnachtstag halten sie noch in alter, stiller, heiliger Art ohne den Flitter und Kram der Christbäume, bei denen Jung und Alt eher an alles denken, als an die Menschwerdung des Sohnes Gottes. Das „Christkindle" ist da weiter nichts als der Name für die Geschenke, die man erwartet und erhält.

Die Hangouer, und das lob' ich an ihnen, haben für die Kinder noch den alten, schönen „Klose-Tag" am 6. Dezember. Da macht der Dorfbäcker eine große Anzahl gebackener Männer, in satyrischer Art Schwyzer genannt. Diese Schwyzer bilden die Hauptfreude der Kinder am Nicolaus-Tag.

An Weihnachten wünscht sich alles in tiefsinniger und tiefreligiöser Art „des Christ-Kindles Herz". Und ich kämpfte jeweils mit Thränen, wenn ich am frühen Morgen

zum Hirtenamt in die Sacristei trat und der Meßner und die Buben mir als Weihnachtsgruß zuriefen: „Herr Pfarrer, wir wünschen Euch 's Christkindles Herz!“ —

Wen das Glück einmal erfaßt hat, den läßt es nicht leicht los, und das Unglück macht es ebenso. Meinem Sacristan hatte die Parze bei seiner Geburt ein Unglücks-Hemd gesponnen, und das trug er all' seine Lebtage.

Meinem Kübele spann sie Unglück und spann fort und fort bis zu seinem Tod, und immer härter und härter wurden ihre Fäden. Er war arm, er sparte, wie selten ein armer Mann sparen kann, opferte seinen ganzen Meßner-Lohn seinen Gläubigern ehrlich und treu, und doch wäre ihm ein zweites Mal Hab und Gut genommen worden, wenn er nicht seine Schulden samt Hab und Gut auf junge Schultern abgeladen hätte.

Er gab seinem Sohne, dem kleinen, breitschulterigen klugen Benni, Haus, Gut und Schulden. Für sich und die Creszenz behielt er nur eine Kammer als dürftige Wohnung. Er aß und arbeitete mit dem Benni und warf seinen Sacristans-Gehalt ehrlich und treu in das Hauswesen desselben ein.

Aber der Benni machte einst eine lustige Fastnacht mit, erkältete sich, wurde krank und für immer unfähig zu schwerer Arbeit. Jetzt war der Kübele wieder um eine Hoffnung ärmer, aber er ertrug auch dies mit stoischem Heldenmuth. Keine Klage, kein Jammern kam je über seine Lippen.

Er verheirathete nun seine jüngste Tochter, das „Rosele“, an einen braven, jungen Maurer und gab diesem seine Habe und seine Schulden. Doch auch hier schlug's ihm fehl. Kaum ein Jahr später kam er

eines Morgens und rief mich zu einer Sterbenden — es war seine Tochter, das Rosele. Ich wollte allein gehen; aber stark wie ein Vater, der das Todesurtheil an seinen eigenen Kindern vollzieht, wollte er mit, wie immer.

Tief ergriffen kniete er in der Sterbekammer seines Kindes, aber wie ein Riese, der sich niederbeugt, um eine Last sich aufladen zu lassen, die getragen werden muß.

Das Rosele starb, still und gottergeben. Aber auch jetzt noch kein Wort der Klage vom Vater. — Nur eines sprach er, als wir am Nachmittag auf unserer Bank saßen und ich ihn beglückwünschte zu seiner Seelenstärke und seiner Gemüthsruhe: „Herr Pfarrer, ich muß ein besonderer Mensch sein, daß alle Unglückswasser mich nicht ersäufen können.“

Und als ich ihn einen wahrhaft christlichen Philosophen nannte, meinte er: „Was ein Philosoph ist, weiß ich nicht. Ich denke mir aber unter einem solchen einen Herrn, und Herrenleute ertragen nicht so viel, wie unsereiner.“

Ganz richtig. Das Volk sieht das Leben allermeist nur von seinen rauhen Seiten, es hat dazu stärkere Nerven, aber auch lebendigeres Christenthum, als die meisten Herrenleute, und trägt deßhalb des Schicksals Schläge unendlich geduldiger und heldenmäßiger als die größten Philosophen der Neuzeit, selbst wenn sie stets nur Pessimismus predigen.

Einem Schmerz gab er aber in jenen Tagen doch einmal kurzen Ausdruck. Er hatte gehört, der Pfarrer Ullmann, der ehemalige Revolutionsprediger, sei aus Amerika zurückgekommen und privatisire im nahen Meersburg.

Strahlend theilte er mir diese Neuigkeit mit und zugleich seinen Entschluß, dem alten Kampfgenossen für Freiheit einen Besuch zu machen. Ich rieth ihm zu.

Er ging, kam aber enttäuscht zurück.

Am Abend erzählte er mir in unserer Ecke, wie der alte geistliche Revolutionsredner unangenehm berührt gewesen sei durch das Erscheinen seines begeistertsten Zuhörers und nur ungern von jenen Tagen gesprochen habe.

Ich ging sofort scharf ins Gericht mit dem ehemaligen Revolutionsmann, der seinen Collegen und die Erinnerung an die Zeit, welche beide miteinander verlebt hatten, verleugnete.

War es auch ein Irrthum, ein Wahn — aber es war ein Wahn, der beglückte in dem Glauben an Freiheit und Volkswohl — dem beide gehuldigt, so durfte doch der verführende Volksredner den verführten Rebmann nicht ansehen, als ob beide Genossen eines Verbrechens gewesen wären, von dem man am liebsten schweigt.

Ich hab' es deßhalb dem greisen Pfarrer nie vergessen, daß er meinen idealen Sacristan, dem die Erinnerung an jene Zeit noch den harten Lebensabend verklärte, so kalt empfangen hatte. Und so oft ich an seinem sonnigen Häuschen vorüberging auf der Höhe von Meersburg, hatte ich gegen die Versuchung zu kämpfen, einzutreten und meinen Sacristan zu rächen. Der alte Herr starb, ehe ich meiner Versuchung erlag. Ich kam nie mit ihm zu reden.

Der gute Kübele nahm die Sache nicht so lange tragisch, wie ich. Er war schon größere Enttäuschungen im Leben gewohnt und verzieh mit Leichtigkeit dem alten Genossen, der ihn so kurzweg abgeschüttelt — ihn, den armen Mann mit dem Herzen des Kindes, das immer froh ist, wenn es nur keinen Hunger leiden muß.

Doch auch der Hunger klopfte schließlich noch an die Lebensthüre des Alten.

Eines Tages erklärte er mir, sein Amt als Meßner aufgeben zu müssen, da er demselben nicht mehr nachkommen könne. Sein Fuß mache ihm immer mehr Schwierigkeiten, er lasse ihn nicht mehr auf den Thurm steigen und kaum mehr ohne Stock gehen. Ich rieth ihm ab, sein einziges, sicheres Brod aufzugeben, und verhieß ihm jede Nachsicht.

Er dankte, daß ich ihm seit langer Zeit so viel nachgesehen, und bat, ihm zu willfahren mit der Vergünstigung, daß sein Schwiegersohn, der Mann des verstorbenen Rosele, ihm nachfolge, weil Benni, der Sohn, krank und unfähig sei.

Der brave Mann, der seiner Tochter nichts hatte geben können, wollte seinem Schwiegersohn wenigstens das Amt des Sacristans zukommen lassen.

Wir schieden, weil und wie er's gewollt.

Es ging nicht gar lange, da hinkte er eines Tages hinter meinem Haus her über den Kirchplatz, auf dem ich stund, matt vor sich niederschauend.

Es war sein letzter, schwerer Gang im Leben — der Gang auf die Gemeindestube, um sich als Gemeinde-Armer anzumelden, weil seine Kinder ihn nicht erhalten könnten.

Die Gemeinde Hagnau ist arm, aber den alten Meßner ließ sie nicht hungern, den Mann, der so manches Jahr Leid und Freud vom Kirchthurm verkündet und am Sonntag die Litanei in der Kirche so schön gebetet hatte. Sie warf ihm täglich 30 Pfennig aus zum Lebensunterhalt, und um diese nahm ihn der Gatte seiner ältesten Tochter, der „Nänni“, an seinen Tisch und in seine Hütte auf.

Dieser Schwiegersohn, Hanne, war der brävsten Bürger einer, aber arm wie eine Kirchenmaus. Als ich ihn einmal eines Tages im Frühjahr in seinem Weinberg traf und die Bemerkung machte, daß die Reben schon weinten, meinte der Hanne: „Isere Räbe wuinet über isere Schulde.“ [1]) Und zu diesem schuldbeladenen Hanne zog nun der große Sacristan, fort aus seiner Hütte, fort von Weib und Sohn, die noch ärmer waren als der Hanne.

Aber auch diesen letzten Schlag trug der Philosoph mit unerschütterter Geduld. Täglich hab' ich ihn bei meinem Mittagsgang durchs Mitteldorf gesehen — als Kindsmagd. Er trug und führte seine Enkel, Hannes Sprößlinge, vor der Hütte am Dorfbach hin und her oder er saß am Fenster, ein Kind auf dem Arme und die Weltgeschichte von Becker, in der er immer noch las, vor sich.

Zufrieden und lächelnd grüßte er mich jeweils, der Dreißig-Pfennig-Pensionär der Gemeinde.

Einsam saß ich fortan auf der Bank; denn ihn konnte ich nicht mehr allein haben, und mit schreienden kleinen Kindern wollt' ich ihn nicht. Die Kinder aber mußte er allzeit des Tags um sich haben, weil der Hanne und die Nänni in Feld und Küche zu thun hatten.

Gelernt hab' ich doch noch von ihm, so oft ich ihn sah, glücklich auch als Kindsmagd, wenn auch als philosophirende. Und daß er bei diesem geistlosen Geschäft philosophirte, bewies er mir.

Ich pflegte, wie eben gesagt, seitdem unsere Sitzungen aufgehört, nach Tisch durchs Mitteldorf hinaus in meine Reben zu spazieren. Da sah ich den Alten fast jedesmal,

---

[1]) Unsere Reben weinen über unsere Schulden.

und er gab mir bisweilen einige Leuchtkugeln seines Philosophirens auch als Kinderhüter.

So fragte er mich einmal, wie es komme, daß er und sein ehemaliger Hauptmann Ganter so arm geworden seien, daß die Gemeinden beide erhalten mußten, während andere Revolutionsmänner, die viel mehr politisirt hätten als er und sein Compagnie-Chef, wieder zu Ehren und Ansehen gekommen seien?

Es könne, so meinte er, das Loos des Hauptmanns und des Feldwebels der Compagnie Markdorf nicht wohl eine Strafe Gottes sein, da es dem Pfarrer Ullmann und dem Hecker selbst wieder gut gehe und beide ein Herrenleben hätten, während der Ganter als Bettler bereits gestorben sei und er ein Bettlerleben führen müsse.

Ich machte ihm nun den Begriff „des Kampfes ums Dasein" klar und wie ihm, dem armen Rebmann, stets auf der gleichen Scholle lebend, in diesem Kampf nicht die geistigen und materiellen Mittel zur Seite gestanden wären, um nach der Revolution wieder emporzukommen, wie dem Pfarrer Ullmann und dem Advokaten Hecker.

Gott, dem die Armen viel lieber seien, als die Reichen, habe aber ihn, seinen armen Konrad, mit einer Zufriedenheit begnadigt, die weit mehr werth sei, als die höchsten geistigen Mittel im Kampf ums irdische Dasein.

Jetzt lächelte er. Der Kampf ums Dasein leuchtete ihm ein, und die Gewißheit, daß er von Gott nicht gestraft werde wegen seines Freiheitsdranges, beruhigte ihn vollends.

Ein andermal interpellirte er mich über eine psychologische Frage. „Ich träume", so erzählte er, „in letzter Zeit so oft, und da ist's mir, wenn ich darüber aufwache und über den Traum nachdenke, als ob meine Seele mit

mir altem Mann ihren Spott triebe. Bald träumt es mir, ich sollte am Morgen Betzeit läuten und ich finde meine Kleider nirgends beim Aufstehen oder ich eile in den Kirchthurm, aber die Glockenseile fehlen. Oder ich finde einen Haufen Geld, und wie ich in der Freude des Herzens dasselbe zählen will, wache ich auf und bin blutarm wie zuvor. Ist das nicht alles so, als ob mein Geist mich zum besten habe?"

Ich erklärte ihm zunächst, daß nur geistig regsame Menschen oft träumen, und zu denen gehöre eben auch er. Und wenn der Geist seinen Spaß dabei treibe, so mache er es andern Leuten gerade so. Unsere Seele sei eben für Humor angelegt, und da ihr das Tagsleben selten Gelegenheit dazu gebe, diese Neigung zu befriedigen, folge sie derselben in der Nacht, wo das Elend des täglichen Lebens sie nicht störe und sie allein arbeiten könne.

So tauschten wir bisweilen noch unsere Gedanken aus, bis die Zeit kam, da auch ich mein Amt in Hange aufgab.

Allein am Sonntag allen Gottesdienst halten und den ganzen Tag sprechen müssen, ertrug meine Gesundheit nicht länger. Ich wurde am Sonntag immer ein todmüder Mann und blieb es noch die ersten drei Wochentage. Dieser Umstand trieb mich aus dem Paradiese Hagnau fort, fort von einer braven Gemeinde, fort aus dem kleinen Häuschen mit seiner wunderbaren Sicht über See und Berge, fort aus einer himmlischen Ruhe und Einsamkeit.

Ich hätte aber beim Abschied noch gerne ein Andenken an meinen Sacristan gehabt und bat den eben auf seiner Villa anwesenden Professor Ernst Zimmermann von München, mir den „großen Kübele" zu malen.

Der Künstler erklärte mir, der Riesen-Schädel meines Philosophen sei ihm nicht malerisch genug, er wolle mir aber gerne die Creszenz, sein Weib, malen, die einen künstlerisch viel dankbareren Kopf hätte.

Großen Künstlern darf man bekanntlich nichts vorschreiben, und so bekam ich das Porträt der besseren Hälfte meines Sacristans, der Creszenz, die mit Freuden dem „Moler" saß, der das alte Weib mit seinen scharfen, schneidigen Zügen mit einer Treue wiedergab, die nur Künstlern seiner Art möglich ist. —

Es that mir der Abschied von jedem Kind im Dorfe weh, aber der von meinem alten Discurs- und Dienstgenossen ergriff mich wie der von einem intimen Freund.

„Es wäre mir lieb gewesen, Herr Pfarrer," so sprach er, „wenn Sie mich noch hätten begraben können. Ich dank' Ihnen nochmals für alles Gute und für die Nachsicht in meinem Dienst. Und wenn wir uns nimmer sehen sollten im Leben, so wollen wir hoffen, daß wir einander im Himmel wiedersehen."

Ich vergaß den Alten auch in der Ferne nicht und schickte ihm gelegentlich ein paar Mark zu einem Trunk. Unter Thränen nahm er die Gabe jeweils in Empfang, wobei ihm meine Erinnerung an ihn noch mehr Freude machte, als das Geld selbst.

Kurz vor seinem Tode ließ er mir schreiben, „er sehe mit Zufriedenheit und unter Vorbereitung für das Ewige seinem Lebensende entgegen".

Ich ahnte, daß er nicht sterben würde wie gewöhnliche Leute, und ließ mir deßhalb über sein Ende genau berichten. Ich hatte mich nicht getäuscht.

Als er merkte, daß es mit ihm zu Ende gehe, ließ er zuerst den Pfarrer kommen, und als der fort war, alle

seine Kinder — die Mutter war wenige Monate zuvor gestorben — und bat sie um Verzeihung, daß er sie als Kinder eines armen Mannes in der Welt zurücklasse. Er sei unschuldig an ihrer Armuth, und den Vorwurf, welchen ihm die Mutter einst, da er aus der Strafanstalt kam, gemacht, daß er ein Lump sei, habe er nicht verdient. Er verzeihe der Mutter, die schon drüben in der Ewigkeit sei, aber die Kinder sollten auch ihm, dem Vater, nichts nachtragen, ihm die Ruhe im Grabe gönnen und nicht schlimm über ihn reden, wenn er todt sei. —

Wenige Stunden vor dem Tode verlangte er noch zu trinken. Da ein echter Rebmann selbst auf dem Todbett kein Wasser trinkt und kein Wein im Hause war, so reichte man ihm einen Krug Most. Den trank er, und da der Tod heftig in ihm fieberte, verlangte er bald wieder zu trinken.

Jetzt thaten sie dem durstgequälten Manne Wasser in den Most. Er trank, merkte den frommen Betrug beim ersten Schluck und sprach: „Unserm Herrn hat man beim Sterben Essig und Galle gereicht, Ihr mischt mir Wasser in den Most.“

Dann wandte er sich abseits von den Umstehenden gegen die Wand und starb.

Am 6. März 1888 haben sie zu Hange auf den Kirchhof, auf welchen wir beide so manchen Todten begleitet, einen großen Mann getragen, groß, weil er groß dachte und kein Ungemach groß genug war, um ihn unglücklich zu machen.

Gar oft in stillen Stunden des Tages und der Nacht gedenke ich heute noch wehmüthig der schönen Zeit, die ich im lichten Sonnenschein mit meinem Sacristan verplauderte im Angesicht von See und Alpen — auf der

einsamen Bank in der einsamen Ecke hinter der Kirche im einsamen Dörfchen. —

Der See schlägt heute noch seine Wogen an die Ufer unter der Kirche, wie ehedem, die Bank in der Ecke aber ist verschwunden — verschwunden sind auch, die einst dort saßen im Zwiegespräche.

Ich war im Frühjahr 1895 wieder einige Stunden in Hange und besuchte auch die Ecke, in der mein Sacristan und ich so oft beisammen gesessen. Aber auch sie war verschwunden. Eine „Lourdesgrotte“ füllt ihren Raum aus, und wo wir beide einst geplaudert, wird jetzt gebetet.

Das Plätzchen hat also eine Verbesserung erfahren, und bald wird niemand mehr im Dorfe daran denken, daß hier in dieser Einsamkeit einst ein Pfarrer und sein Sacristan glückliche Stunden verbrachten. —

Unsere Dorfschneider.

Die Poesie der Dorfschneider ist in allen jenen Gegenden, in welchen die schönen Volkstrachten, zum Schaden von Staat und Gesellschaft, verschwunden sind, längst dahin, so auch am Bodensee.

Das Landvolk kauft seine neumodischen Kleider gemacht, meist vom Hause Israel, welches, wie ein Israelit vor Jahren in Karlsruhe ankündigte, die „Leiber der Germanen kleidet“, aber auch durch den von ihm beherrschten Frucht- und Viehhandel nährt und speist.

Und doch war die alte, seit 50 Jahren verschwundene Volkstracht am schwäbischen Meer eine gar schöne, der schönsten eine in den schwäbischen Landen.

In den ersten Jahren meines Aufenthaltes in Hange konnte man an Fastnachtstagen noch ein oder die andere Maske in alter Tracht im Dorf herumspringen sehen. Und als ich zum erstenmal so eine Frau in alter Seetracht erblickte, tauchte mir hell eine Kindeserinnerung auf.

Der Amtsrevisor Zamponi, welcher in meiner Knabenzeit in Hasle fungirte, hatte eine alte Magd mitgebracht vom Bodensee, und diese trug die Tracht der Seeschwäbinnen, eine silberne „Radhaube“, ähnlich einem aufgestellten Pfauenschwanz, ein blaues Tuchmieder, dazu ein farbenschillerndes Seidentuch und einen faltigen, kurzen Tuchrock.

13*

Die Marianne machte mit ihrer Radhaube ein kolossales Aufsehen unter Jung und Alt im Städtle. Ich sehe sie jetzt noch vor mir, die Alte, wie sie in ihrem Sonntagsstaat und mit ihrem rothen, freundlichen Gesicht gravitätisch an meinem elterlichen Hause vorbeischritt in die Frühmesse, angestaunt von uns Kindern und von den Bauersleuten, die mit ihr der Kirche zugingen.

An hohen Feiertagen trugen die Frauen am See gar eine goldene Radhaube, und die Dorfkirchen am schwäbischen Meere hin sahen in jenen Tagen sicher malerischer aus an Sonn- und Festtagen, als heute, wo die Mädle alle die Ladenhüter zur Schau tragen, welche die Putzmacherinnen in Konstanz und Meersburg ihnen überlassen haben, um sie nach der „Moddi“ zu kleiden.

Die „Mahne“ [1]) am schwäbischen Meer kleideten sich in alter Zeit und bis herauf in die fünfziger Jahre in einen langen, blauen oder hechtgrauen Tuchrock und in sammtne oder lederne Kniehosen mit weißen Strümpfen und Schnallenschuhen. Auf dem Haupte saß der Dreispitz, und die Brust deckte die stramme Tuchweste mit den berühmten vierundzwanzig Knöpfen.

Diese Knöpfe hatten aber nicht bloß die Bestimmung, sich morgens zu- und abends aufknöpfen zu lassen, sondern sie waren in jener guten, alten, ehrlichen Zeit auch die Zähltafel für die Schoppen am Sonntag.

Vom Frühjahr bis zum Herbst hatten die alten Rebleute am See kein Geld mehr, wohl aber mit der Sommerwärme zunehmenden Durst und an Sonntagen Lust, ihn im Wirthshaus zu löschen. Im Adler und im Löwen z' Hange gab's aber für jeden Rebmann Kredit bis zum Herbst, und so saßen denn die Mahne an Sonntagen

[1]) Männer.

beim Wein und tranken, tranken und zählten ihre Schoppen, indem sie bei jedem einen Knopf am Brusttuch, unten anfangend, aufmachten.

War einer, was nicht selten geschah, oben draus mit dem Aufknöpfen und hatte er den vierundzwanzigsten Knopf aufgemacht, so wurde von oben an zu zählen begonnen, indem man bei jedem Schoppen einen Knopf zumachte.

War der Durst gestillt, so gab der Trinker dem Wirthe ehrlich und redlich die also gewonnene Zahl der Schoppen an. Dieser glaubte dem Zecher aufs Wort und schrieb die Zeche ins Buch. Im Herbst bekam er dann für sein Guthaben Wein oder nach dem Herbst baares Geld.

Jene guten Zeiten, wo der Mann im alten Häs in alleweg weit mehr Kredit hatte als heute der modisch gekleidete Bauers- und Rebmann, sind vorüber, vorüber ist aber auch mit der alten Tracht die Poesie der Dorfschneider.

Diese waren in jenen vergangenen Tagen respektirte Leute. Kamen sie an Sonntagen mit dem einen oder andern ihrer Kunden in das benachbarte Städtle, um Tuch zu kaufen zu einem neuen Häs, so respektirte sie der Krämer; er gab ihnen nicht bloß die besten Worte, sondern servirte ihnen auch Wein und Brod, damit sie wiederkämen mit ihren Buren und Reblüten. Kamen sie dann in die Häuser der letzteren, um die Kleider zu machen, so waren sie geehrt von Mann und Wib und in Essen und Trinken gar wohl gehalten.

Heute sind die Dorfschneider in all' jenen Gegenden, in denen die Volkstracht gewichen ist und die Kleider fertig gekauft werden, herabgesunken zu Flickschneidern. Die Arbeit außerhalb des Hauses, auf „der Stör", hat längst aufgehört, und einsam sitzen die Schnider daheim

in ihren Stuben und flicken oder machen, wenn's gut geht, ein Paar Werktagshosen oder einem Schulbuben ein neues Gewand aus seines Vaters altem Rock.

Von einem Gesellen, ja nicht einmal von einem Lehrbuben ist auch nur mehr die Rede, und die alten Dorfschnider sterben aus, ohne Jünger zu hinterlassen.

Doch unsere Dorfschnider, nämlich die von Hange zu meiner Zeit, sollen nicht gestorben sein und nicht sterben ohne Nachruf. Keiner verdient es, unbeschrieen vergessen zu werden; denn alle drei waren Originale in ihrer Art, der „Thomme", der Bock und der Wegis.

Der Thomme war mir nicht bloß Leib-Flickschneider, sondern noch viel mehr, er war auch mein Freund und mein „Landsmann".

Eines Morgens gleich nach meiner Ankunft in Hange wartete auf mich nach dem Gottesdienst vor der Kirche draußen ein älterer, schmächtiger, mittelgroßer, blasser Mann mit blauen Rundaugen, einem bartlosen Gesicht, einer großen Schildkappe auf dem Haupte und einem langen, braunen Rock am Leibe.

Er stellte sich mir vor als den Schneider Ludwig Thoma und mein Landsmann; er sei von Elze. Ich freute mich, am östlichsten Ende unseres Ländchens einen Elzacher zu finden, ein Kind jenes einsamen Schwarzwaldstädtchens, der Nachbarin von Hasle, über das mich mein Weg in die Ferien als Student so oft geführt, und wo ich die letzten Schoppen trank, ehe ich den Berg hinaufschritt über die Wasserscheide von Elz und Kinzig.

Von jenem Morgen an wurden der Schneider Thomme und ich mehr und mehr gut Freund. Er wohnte im „Oberdorf" in seinem kleinen Häuschen am Dorfbach, über dem des Schniders eigene Reben sich erhoben. So

oft ich dort fortan vorüberging und er nähend auf seiner „Hölle“ saß, das Weinglas und die Tabaksdose in nächster Nähe, redeten wir miteinander, und gar oft hab' ich ihn an Werktagen von der Schneiderei weg verführt zu einem Spaziergang.

Und so oft wir dann durch den Ittendorfer Wald wandelten, redeten wir von Elze und von Hasle, vom Kinzigthal und vom Schwarzwald, von der Jugendzeit und von der Heimath. Und wenn wir auch immer das Gleiche besprachen, 's war immer neu und immer schön. Er aber war meist der Erzähler und ich der Frager und der Horcher.

Sein Vater war ein Seiler in Elze gewesen, und des 1810 geborenen Sohnes früheste Erinnerung das Vergnügen, dem Seilervater auf der Seilerbahn den Haspel drehen und zuschauen zu dürfen, wie der Meister, rückwärts wandelnd, seine Seile flocht.

Schon mit dieser Anfangsperiode aus seinem Leben weckte in mir der alte Schneider eine Summe von Glühlichtern aus meiner eigenen Knabenzeit, wo unweit vom Vaterhaus in der Vorstadt der „alt' Seiler“, der auch Thoma hieß, amtirte. Seine Seilerbahn ging am eigenen Garten hin, und den Haspel drehte ihm seine Tochter, eine ältere Dame billigster Denkungsart, die „des Seilers Nanne“ hieß.

Aber die Nanne mußte zwischen hinein kochen, da der alte Seiler keine Frau mehr hatte. Da durften wir Nachbarsbuben dann eintreten und dem Meister den Haspel „drillen“.

Der aber, ein greiser, großer Mann mit bartlosem Gesicht, das kleine, dunkle Augen und eine scharf gebogene Nase gar nicht unschön machten, wurde teufelswild, wenn

wir zu schnell haspelten und er nicht nachkam mit dem Drehen seines Hanfes.

„Ihr Malefiz-Buabe," rief er dann von der Seilerbahn herauf, „wißt ihr nicht, daß ich ein alter Mann bin und ein Seiler kein Schnider ist."

Waren wir brav und drillten wir zu seiner Zufriedenheit, so schenkte er bisweilen jedem eine Geißel, deren er gar viele und schöne in seinem Seilerladen hängen hatte. Aber dann bat er sich's aus, nie zu „klepfen", wenn er auf der Seilerbahn arbeite, denn das schlage ihm alle Gedanken aus dem Kopfe.

In seinem Garten stund ein schöner Birnbaum, der jeden Sommer Früchte trug und den wir alljährlich, so gut es ging, plünderten. Da gab's dann Feindschaft zwischen uns und dem alten Seiler. Er drohte jeden aufzuhängen, den er erwische. Aber wir wußten, daß weder er, der alte, langsame Mann, noch seine Nanne im Stande wäre, einen von uns zu fangen.

Doch ersetzte ich ihm den Schaden im Garten so gut ich konnte. Weil ich mit allen einheimischen und fremden Fuhrleuten verkehrte, wurde ich besonders von den letztern, die thalauf thalab zu allen Zeiten des Tages ins Städtle einfuhren, oft abgeschickt, um Treibschnüre, Seile oder Geißeln zu holen. Da ging ich nun gar nie zum Seiler Hämmerle bei der Kirche droben, sondern hinaus zum alten Seiler in der Vorstadt.

Dadurch gewann ich sein volles Vertrauen, und er sprach mich jeweils frei vom Verdacht, an seine „Bire gegangen zu sein".

Um meiner Verdienste willen holte aber auch die Nanne alle ihre Groschenlaible bei meinem Bäcker-Vater so lange, bis des Seilers eigener Sohn aus der Fremde

kam und unter dem Namen „der Seilerbeck“ selbst Brod machte.

So oft nun der alte Schneider am See von seinem Seiler-Vater und vom Haspel-Drillen redete, strahlte mir die Sonne von Hasle über dem alten Seiler, über seiner Nanne und über dem „Birebaum“, und ich sah mich jung und muthwillig und birnengelüstig daneben stehen. —

Der Schneider Thomme erzählte aber weiter, wie er noch als Schulbub mit seinem Vater und mit dem ältern Bruder Michel, alle drei mit Seilen und Geißeln beladen, über den Berg wandern durfte zum Jahrmarkt nach Hasle, wo sie feil hielten, was der Vater auf der Seilerbahn z' Elze gesponnen und die Buben gehaspelt hatten.

Auf dem Jahrmarkt aber ging dem kleinen Seilerbub eine große Welt auf, und er meinte unter den vielen Menschen, die kamen und gingen, aßen und tranken, kauften und verkauften, im Himmel zu sein, weil er „Wecken und Wi“ bekam zu all' dem Schauspiel.

Und wenn sie einen „guten Markt gehabt“, trank der Vater ein „Schöpplein über den Durst“ und war auf dem Heimweg übers Gebirg lustig und heiter wie nie.

Noch mehr denn fünfzig Jahre später, wenn er droben am Bodensee im Ittendorfer Wald mir, dem Haslacher, vom Jahrmarkt in Hasle erzählte, sprach er mit kindlicher Begeisterung von jenen Tagen und meinte, „so schön sei es jetzt nicht mehr, wie damals“.

Den Grund, warum es ehedem schöner gewesen, konnte seine Schneiderseele nur ahnen, aber nicht aussprechen. Ich gab ihrer Ahnung Worte und machte dem Alten klar, daß er damals im Kinderhimmel gelebt habe, jetzt aber in der „Schneiderhölle“.

Stundenlang konnten wir uns Episoden vom „Johrmärkt z' Hasle" erzählen und wurden dabei wieder jung. Und wenn wir spät am Abend vom „Stetthuimer Bichel" herabgestiegen waren und bei der „Krizstroß" im Oberdorf uns verabschiedeten, sprach er: „Guat Nacht, Herr Pfarrer, 's isch aber hüt do wieder schö gsi."

Oefters aber verabschiedeten wir uns nicht, sondern ich lud ihn ein, wenn er seinen Abend-Kaffee getrunken, nochmal herabzukommen ins Pfarrhaus und mit mir einen Trunk zu thun. Dann wurde noch weiter „gehaslachert" und „geelzachert" bis in die späte Nacht hinein.

Bewegte Freude ihn, wenn er vom Haslacher Jahrmarkt erzählte, so ergriff ihn Stolz, wenn er auf seine Schuljahre zu reden kam. Des Seilers Ludwig war des Schulmeisters Liebling, nicht bloß weil er „hauptmäßig" rechnen und „wie gestochen" schreiben, sondern weil er auch den Lehrer im Nothfalle vertreten konnte. Dieser war Rathschreiber der Stadt Elzach und mußte oft aus der Schule weg, und da spielte dann der Ludwig den Präceptor, ließ lesen, schreiben und rechnen und hielt eine so musterhafte Ordnung, daß der Lehrer ihm jeweils das größte Lob ertheilte; ein Lob, von dem er ein halbes Jahrhundert später noch mit Hochgefühl redete.

Wohl hundertmal kam er auf seinen vorübergehenden Lehrerstand zurück, und wenn ich ihm dann gestand, ich hätte in der Schule einen gar bösen Stiefel geschrieben und fast nichts vom Rechnen verstanden, dann wurde er stolz. Er kannte ferner alle sonntäglichen Evangelien des Jahres auswendig in ihrer Aufeinanderfolge und ich nicht. Das machte ihn noch stolzer, und leuchtenden Auges sprach er öfters: „Sie werden glauben, daß, wenn ich g'studirt hätte, ich es noch weiter gebracht hätte als

Sie.“ Ich säumte nie, ihm das zu bestätigen. Und wenn wir an jenen Abenden vom Spaziergang zurückkehrten, so steigerte er sein Wohlgefallen an unserer Unterhaltung durch die Worte: „Es war heut' herrenmäßig schön.“

Voll Selbstgefühl ging er dann seinem Schneiderhäuschen zu und dachte sicher jedesmal bei sich: „Eigentlich sollt' ich Pfarrer und unser Pfarrer sollte Schneider sein, denn ich habe besser schreiben und rechnen gelernt in der Schule und kann selbst die Evangelien besser, denn er.“

Als die Schuljahre des jungen Elzacher Seilerbuben um waren, da galt es, ihm einen Beruf zu geben, und er ward, da der Bruder Michel des Vaters Nachfolger werden sollte, zum Schneider bestimmt. Nach solchen Leistungen in der Schule ein Schneider, das wollt' ich anfangs nicht begreifen, aber ich begriff es sofort, als er mir seine „geheimen Absichten“ bei der Wahl dieser im Allgemeinen nicht sehr respektirten und doch so wichtigen Profession enthüllte.

Auf dem Weg zwischen Hasle und Elze, am Fuße des Gebirgsstockes, der die Flußgebiete der Elz und Kinzig trennt, liegt das Dörfchen Hofstetten, meine Oase des Friedens, in der ich diese Geschichte geschrieben.

In Hofstetten aber lebte und wirkte zur Zeit, da des Seilers Ludwig nach Hasle auf den Markt ging und dem Elzacher Rathschreiber die Schule hielt, ein richtiger, leibhaftiger Schneider als Lehrer und excellirte in beiden Fächern und in noch einigen andern.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts nahmen die Bauerngemeinden des Schwarzwaldes ihre Schulmeister, wo sie dieselben fanden. Wer gut lesen, schreiben und rechnen konnte und Lust hatte, es andern beizubringen, der ward Meister in der Schule. Und das war recht.

So wählten die Kinzigthäler Buren unter der Elzacher Eck ihren Schneider Denzlinger zum Schulmeister. Der gab aber deßhalb seine Schneiderei nicht auf, sondern schneiderte unverdrossen vor und nach der Schule. Er hielt sich einen Gesellen, der in aller Frühe hinausging zu den Buren und auf den Höfen die Woche über schneiderte. So oft aber der Meister mit dem Schulhalten fertig war, eilte er dem Gesellen nach und arbeitete mit ihm in Herstellung der alten Bauerntrachten.

Der Geselle hieß Gotthard Klausmann und war aus dem benachbarten Dorfe „Müllibach“ herübergekommen und beim Schneider-Lehrer von Hofstetten in Arbeit getreten. Ihm gefiel der Stand seines Meisters, der ob seiner Kenntnisse geachtet war, den alle Buren aufsuchten, wenn sie etwas zum Schreiben oder zum Rechnen hatten und den sie mit Vorliebe als Leibschneider ins Haus aufnahmen, weil er ihnen auch sonst dienen konnte.

Der Gotthard schlug deßhalb dem Denzlinger, der keinen Sohn hatte, vor, ihm auch die „Schulmeisterei“ beizubringen. Und nun gab der Meister dem Gesellen an Sonntagen Unterricht im Rechtschreiben, und an Werktagen, wenn beide abends von der Schneiderei aus den Bergen und Thälern heimkehrten, wurden unterwegs Uebungen im Kopfrechnen gemacht.

Kaum hatte der zwanzigjährige Gotthard ausstudirt und wußte, was der Meister konnte, so mußte der letztere sterben. Er hatte, da er als Lehrer auch zugleich Sacristan war, eines Tages den Pfarrherrn von Hasle begleitet zur Einweihung eines neuen Hauses in den Bergen droben. Der Bur hatte ihnen Chriesewasser kredenzt und Schinken und Küchle. Der Schneider-Sacristan that des Guten etwas zuviel und wurde muthwillig. Als sie

drunten im Dorfe ankamen, stund vor dem Wirthshaus zu den „drei Schneeballen“ das Reitpferd eines Bauern. Der Schneider wollte in seinem Uebermuth reiten, bestieg den Gaul, der, ahnend, daß ein Schneider ihn benutzen wollte, durchging, den Reiter abwarf und zu Tode schleifte.

Der Schneider-Lehrer war todt. „Es lebe der Schneider-Lehrer“, riefen die Buren unter der Eck und wählten 1815 den jugendlichen Schneidergesellen Gotthard Klausmann zum Lehrer, der, dankbar gegen seinen Meister, dessen Weib zur Frau und dessen zwei Maidle als seine Kinder annahm.

Er blieb natürlich auch Schneider und nahm einen Gesellen, dem er nach der Schule in der Schneiderei half, wie ihm selbst einst der Lehrer Denzlinger. Diesen aber übertraf er in der Schulmeisterei weit und wurde, wie die alten Buren heute noch erzählen, der beste Lehrer, den das Dorf je gehabt.

Der Gotthard vereinigte nach und nach in seiner Person alle Aemter, die er einnehmen konnte, und war Schneider, Lehrer, Organist, Meßner, Todtengräber, Leichenschauer, Accisor, Rathschreiber und Dorfkrämer, und in allen Stücken ein Meister und Virtuos.

In Gotthards Blüthezeit nun fiel die Entscheidung des Seilerbuben von Elze, ein Schneider zu werden. Oft hatte der Seilervater auf der Heimkehr vom Haslacher Jahrmarkt in Hofstetten mit seinem Buben noch einen Schoppen getrunken „in den Schneeballen“. Da war öfters von dem Schneider-Lehrer Klausmann die Rede oder dieser selbst auch im Wirthshaus gewesen. Bei ihm nun in die Lehre zu kommen und Schneider und Lehrer zu werden, war des Ludwigs Wunsch.

An einem Sonntag in aller Frühe wanderte der alte Seiler von Elze mit seinem Sohn über die Eck nach Hofstetten zum Gotthard und trug ihm den Buben an zum Unterricht in der Schneiderei sowohl als in der Schulmeisterei, in welch' letzterer er bereits debutirt hätte.

Doch der Gotthard konnte keinen Lehrling brauchen, da er mit seinem Gesellen stets auswärts arbeitete und man nach damaligem vernünftigen Zunftgesetz Lehrbuben nicht anlernen durfte in den „Kundenhäusern". Daheim aber hatte er keine Zeit, einen Schneiderlehrling auszubilden, weil der Meister Schule halten mußte. Folglich war's auch nichts mit der Ausbildung zum Schulmeister.

Traurig ging das Seilerbüblein mit seinem Vater über den Berg zurück und nicht ohne Widerstreben zu einem Schneider in Elze in die Lehre, der, ein richtiger „Bureschnider", meist bei den umliegenden Bauern hantirte. Kaum konnte der Kleine ordentlich nach Schneiderart sitzen und die Nadel zur Noth führen, so mußte er mit dem Meister hinaus auf die Bauernhöfe.

Gar schön mußte der alte Thomme mir zu erzählen, wie er am früheſten Morgen zu allen Zeiten des Jahres mit seinem Meister Jakob Göhring aus dem dunklen Waldstädtle hinaus zog auf die Gehöfte. Er trug das Bügeleisen, der Meister Scheere und Ellenmaß. Wenn der Tag anbrach und sie noch nicht an Ort und Stelle waren, fingen beide an zu singen, „lauter schöne, fromme Lieder", die man auch in der Kirche sang. Mit Stolz erzählte er, wie die Leute aus den Bauernhäusern am Wege hin aufhorchten, wenn die zwei Schneider vorbeizogen, der Lehrling die erste, der Meister die zweite Stimme singend.

Auch das erwähnte er mit Behagen, wie die Schneider besser respektirt gewesen seien auf den Bauernhöfen, als die Schuhmacher, und demgemäß ein besseres Essen bekommen hätten von den Bäuerinnen.

Wenn ich ihm dann sagte, das käme daher, daß die Schneider ein Weiberhandwerk trieben und den Weibsleuten besser schwätzen und lügen könnten, als der biedere Schuster, dann wurde er ganz aufgeregt und meinte widersprechend, der Grund sei ein ganz anderer, der nämlich, daß die Schneider „feinere und gebildetere Leute seien als die dreckigen Schuster“.

Und in der That, der Schneider Ludwig war in seinen alten Tagen noch ein feiner, höflicher Mann, und ich glaubte es ihm aufs Wort, wenn er mir erzählte, die „Wibervölker“ in und um Elze hätten, wo immer er hinkam mit seinem Meister, allzeit geurtheilt, „des Schnider Gährings Lehrbua sei der zimpferste [1]) Lehrbua in der ganzen Gegend“.

Mit Vorliebe ging er in zwei Gegenden um Elze ins Kundenhaus, ins Katzenmoos und ins Kotzenmoos, das erstere eine Waldgemeinde unterhalb Elze und das letztere vier einsame Höfe unweit von der ersteren.

Im Katzenmoos machten die Bäuerinnen den besten „Dummis“ [2]) und im Kotzenmoos die pikanteste Erdäpfelsuppe, zwei Lieblingsgerichte des angehenden Schneiders.

In kalter Winterszeit blieben die beiden Schneider oft eine ganze Woche im Katzenmoos oder im Kotzenmoos auch über Nacht. Sie gaben dann nach dem Feierabend, während die Wibervölker spannen und die Mannsvölker um den Ofen auf der Bank saßen und rauchten, ein Konzert, indem sie verschiedene Kirchenlieder sangen, wobei

[1]) Der feinste, eleganteste. [2]) Gebäck aus Mehl und Eiern.

die Bäuerinnen und die Maidle noch mitsangen und den Lehrbuben bewunderten, der allein von allen so fest war im Text.

„Wenn mein Meister und ich ins Katzenmoos und ins Kotzenmoos kamen, war's den Leuten wie ein Festtag und uns Schneidern auch," sprach er manchmal fünfzig Jahre später noch und meinte, die Zeit, da er dem Vater den Seilerhaspel gedreht und im Katzenmoos Dummis, im Kotzenmoos aber Erdäpfelsuppe gegessen und gesungen habe, sei seine schönste Lebens- und Schneiderszeit gewesen.

Denn auch unser Ludwig mußte nach vollendeter Lehrzeit kraft der strengen Zunftordnung, die drei Wanderjahre verlangte, hinaus ins „feindliche Leben".

Als „Gesellenstück", auf Grund dessen er von den Zunftmeistern im Löwen in Elze „freigesprochen" worden war, hatte er ein „Sonntagshäs" gefertigt für den Stabhalter von Katzenmoos: eine lederne Stumphose und einen langen Sammtrock nebst grüner Tuchweste.

Alsbald nach dieser Leistung zog der junge Geselle in die Fremde, an seiner Seite Michel, der Bruder und Seiler. Aber der Schneider machte seinem Stande alle Ehre, indem er beim ersten Eintritt in die Schneiderswelt eine Eigenschaft zeigte, die man den Schneidern mit Vorliebe nachsagt: den Mangel an Courage. Er wollte in keiner Stadt Arbeit suchen, aus Furcht, mit seiner Kunst nicht bestehen zu können, da man in Städten wohl nicht zufrieden sein würde mit Schneiderleistungen, wie sie im Katzenmoos und im Kotzenmoos und zur Noth auch noch im Städtle Elze genügten.

So wanderten beide von Freiburg bis hinab unter Bruchsal, wobei das Schneiderlein sich nicht getraute, in

Städten und Städtchen „umzuschauen“, weil er fürchtete, eine Stelle zu finden und sich zu blamiren.

Der Michel wanderte ruhig neben ihm her, fand aber, trotzdem er überall „umschaute“, keine Seilerbahn, die eines Gesellen bedurft hätte. So geschehen im Frühjahr 1828.

In dem Dorfe Weingarten bei Bruchsal bekam der Schneider Arbeit, ließ den Michel im Stich und allein ziehen. Doch die erste Frage, die der Schneidermeister, an den jungen Gesellen richtete, war für diesen ein Scorpionenstich. Der Meister Zwirn fragte, als der Geselle sein Felleisen abgelegt hatte und sich zur Arbeit anschickte ob er auch schon „Herrenhosen“ gemacht habe, da er, der Meister, viel nach Bruchsal hinein arbeite.

Erschrocken antwortete unser Schneiderlein, die vürnehmsten Hosen, die er gemacht, habe er für den Stabhalter von Katzenmoos geschaffen, aber dieser sei eigentlich kein Herr, sondern ein Bur.

Trotzdem, weil es auf Ostern ging und die Schneiderei pressant war, behielt der Meister vom Bruhrein den jungen Burenschnider aus dem Elzthal, sah aber bald, daß er ihn nicht brauchen könne für seine Kunden in der Stadt „Brusel“, die eigentlich heute noch selber nur ein großes Dorf ist.

Nach den Feiertagen bekam der gute Ludwig Feierabend. Unverdrossen nahm er sein Felleisen auf den Rücken und zog wieder landaufwärts über Freiburg, Basel und Schaffhausen nach Konstanz, ohne daß irgendwo ein Dorfschneider seiner bedurft hätte.

Jetzt war die Noth groß und das badische Vaterland am Ende. In die nahe Schweiz wäre der Ludwig um keinen Preis gegangen, obschon es keine Kunst ist,

„Schwyzerhosen“ zu machen. Rathlos stund er drum am schwäbischen Meer. Da kam ihm ein rettender Gedanke. Es fiel ihm ein, daß sein Meister in Elze ihm oft erzählt habe von einem Lehrbuben, den er einst gehabt, der aus dem Katzenmoos gebürtig gewesen sei und jetzt in einem Dorfe bei Meersburg am Bodensee sich niedergelassen habe.

Diesen Katzenmooser Dorfschneider beschloß der Ludwig jetzt in der höchsten Noth aufzusuchen und um Arbeit anzugehen. Er besteigt ein Segelschiff nach Meersburg. Unter den Passagieren sind Landleute vom „See drüben“, die heimfahren vom „Konstanzer Märt“. Er fragt einen nach dem „Schnider Pfaff usm Katzemoos“. Der Gefragte ist ein Hangouer und sagt ihm, daß in Hange ein Schneider Pfaff lebe, der vom Schwarzwald herauf zugewandert und Schneidermeister und Bürger geworden sei.

Freudig schließt sich der junge Schneider nach der Landung dem Hangouer an, der ihn nach einstündigem Marsch am Seeufer hin zum gesuchten „Landsmann“ bringt.

Dieser hatte schon längst den Charakter eines Originals im stillen Seedorfe erlangt, als der junge Elzthäler ihm nachrückte. Er pflegte alljährlich ein Schwein zu schlachten und demselben gegen alle Regel die Haut abzuziehen. Er hieß deßhalb der „Suschinder“.

Ferner pflegte er von jedem Jahrgang des Weines, der ihm in seinem kleinen Rebgarten wuchs, ein „Müsterle“ aufzuheben, so daß er von vielen Jahrgängen Proben in kleinen Fäßchen hatte. Er ward darob auch genannt „der Müsterleschnider“.

Des weiteren that er, wie die meisten Schneider, gar gerne mit anderen Leuten discurriren, hatte aber dazu keine Gelegenheit, wenn er zu Hause arbeitete. Seine

Hütte stund als die letzte in einem einsamen Sackgäßchen, in das selten jemand kam. Kam aber „eins“ vorbei, so schoß der gesprächshungerige Schnider aus dem Katzenmoos ans Fenster und fing ein endloses Gered' an. Seiner Schwätzmanie verdankte er den Titel „der Mulschnider“.

Endlich war sein Weib, eine geborene Hangouerin, die „weise Frau“ des Dorfes vulgo die Hebamme, und ihr Mann ward, wie's in Hange üblich ist, mit in ihr Amt aufgenommen, insofern er den weiteren Nebennamen führte „der Hebammer“.

So war der Schneider Pfaff reichlich mit Titeln gesegnet und ein vielgenannter Mann im Dorf, als unser Ludwig bei ihm vorsprach und um Arbeit bat. Hocherfreut nahm der Sauschinder aus dem Katzenmoos den Elzacher auf, traktirte ihn mit Weinproben, ließ sich von Elze erzählen und vom Katzenmoos und bot ihm hochherzig das Bleiben in seinem Hause an, obwohl er keine Arbeit für — zwei Gesellen hatte.

Weil kinderlos, hatte der Müsterleschnider ein armes Pathenkind, ein Mädchen, zum Schneidersgesellen ausgebildet. Es hieß „Sepperle“ [1]) und war, wie der Ludwig in seinen alten Tagen noch sagte, ein „braves, schaffiges Maidle“, wegen dessen er bald einen schweren Kampf kämpfte, aber nicht aus Liebe, sondern aus Edelmuth, wie er in nicht vielen Schneiderseelen gedeiht.

Das Sepperle arbeitete bei seinem Meister nur, wenn der nicht allein fertig wurde, und erhielt dann Lohn wie ein Geselle.

Nun bekam der wackere Ludwig nach den ersten Tagen Gewissensbisse, er könnte das bescheidene Mädchen

[1]) Josefine.

um seinen Verdienst bringen, mit dem es bedürftige Eltern unterstützte, und darum griff er unter dem Widerspruch des Meisters, der ihn gerne behalten hätte zum Discurriren, abermal zum Wanderstab. Er mußte aber versprechen, wieder zu kommen, wenn er keine Arbeit fände.

Nicht so gar weit weg von Hange, unfern von den Ufern des schwäbischen Meeres, liegt das württembergische Städtchen Tettnang, wo ein Schuhmachersgeselle von Elze, unseres jungen Schneiders Mutter Bruder, sich als Meister niedergelassen hatte. Den suchte das edelmüthige Schneiderlein auf.

Drei Tage nach seiner Abreise kommt es aber schon wieder nach Hange mit einem Schreibebrief des Schusters in Tettnang an seinen Freund, den Schneider Pfaff, worin dieser gebeten wird, den Ueberbringer dieses Briefes auf seine, des Schusters, Kosten zu behalten, auch wenn er keine Arbeit habe. In Tettnang und Umgebung gebe es keinen Platz für den Schneider-Vetter, und zum Wandern fehle diesem alle Lust und jeder Muth.

Mit Freuden ward der Wanderer wieder aufgenommen in dem kleinen Schneidershäuschen. Und um seine Scrupeln „dem Sepperle“ gegenüber zu beseitigen, wurde beschlossen, daß dasselbe, statt in des Schneiders Amt, in das der Frau Schneiderin eintreten und „auf Hebamme studiren“ sollte, um so mehr, als die regierende Hebamme alt und kränklich war.

So wurde allen geholfen: dem Schneider-Hebammer, seinem Weib, dem Sepperle und dem Ludwig. Dieser bekam, wenn Arbeit da war, einen Gulden Wochenlohn, und wenn keine da war, einen halben Gulden Wartegeld und Discurrir-Sold. Denn wenn sie nichts zu thun hatten, schwätzten die Schneider vom Elzthal und von

all' den Bauernhöfen, auf denen beide schon gearbeitet hatten.

Während das Sepperle zu Donaueschingen studirte, wurde die alte Hebamme öfters krank und dienstunfähig. Da mußte jeweils der Schneidersgeselle durch den Wald nach Ittendorf laufen und die dortige „weise Frau“ holen.

Oft, wenn wir fünfzig Jahre später durch diesen Wald gingen, hat er erzählt, wie es keine Stunde der Nacht gebe, in der er nicht als Schneidersgeselle hier durchgegangen sei, und wie er sich im Hinweg gefürchtet und laut gebetet habe. Aber auf dem Rückweg, wenn die Hebamme von Ittendorf ihn begleitet, hätte er weder Räuber noch Gespenster gefürchtet, denn sie habe immer gesagt, „einer alten Hebamme und einem erschrockenen Schneidersgesellen thue niemand ein Leids an, und Gespenster gebe es keine.“

Aber für diese Gänge bekam er auch „Trinkgelder“, die seinen Schneiderslohn aufbesserten und es ihm ermöglichten, an Sonntagen einen oder den andern Schoppen zu trinken.

An den Seewein gewöhnte sich unser Elzthäler Schneider bald, wie alle Sterblichen, die an das schwäbische Meer kommen und da bleiben. Wenn die zwei Elzthäler Schneider z' Hange auf „der Stör“ arbeiteten, so stund in jenen guten Weinzeiten der Weinkrug den ganzen Tag auf dem Tisch, und bald vergaß der Geselle über dem „Säwi“ den Dummis vom Katzenmoos und die Erdäpfelsupp im Kotzenmoos.

Und wenn zu Haus der Meister „den Guten“ hatte, so holte er von seinen Müsterlen, und beide tranken und schwatzten mehr, als sie schneiderten.

Noch in seinem hohen Alter konnte der Ludwig, wie er nach seinem Vornamen vielfach auch im Dorfe hieß, das dreifache Weinquantum vertragen, wie ich, hatte aber nie zu viel, und doch blieb er zu allen Zeiten ein Waisenknabe — im Trinken — einem echten Hangouer gegenüber.

Aber eine Mitarbeit, welche er abwechselnd mit dem Meister und der Meisterin verrichten mußte, war ihm anfangs ein Greuel: die Pflege der Gaisen. Der Schneider Pfaff hielt nämlich eine größere Anzahl von Gaisen, was ein Schneider nie thun sollte, weil das Volk längst gewohnt ist, die Schneider mit einem bekannten Spitznamen als „Gaisböcke“ zu bezeichnen.

Ein Schneider nun, der Gaisen hält, entgeht sicher nicht dem Dorfspott. In meiner Vaterstadt Hasle wäre zu meiner Knabenzeit ein solcher des Lebens nicht sicher gewesen, wenn er Gaisen gehalten hätte. Er wäre zu Tode gespottet und geärgert worden.

Ich habe auch all' mein Lebtag keinen Schneider gekannt, der Gaisen hielt, als meinen Freund, den Ludwig. Und doch war er in seinen Gesellenjahren ein abgesagter Feind von ihnen und ging mit den Gaisen seines Meisters, wie schon gesagt, höchst ungern um. Denn der Ludwig war allzeit stolz auf seinen Schneiderstand. Er stellte ihn bei jeder Gelegenheit, da wir darauf zu sprechen kamen, weit über die mitzünftigen Schuster, auf die er herabsah wie ein Kunstmaler auf einen Anstreicher.

Darum that es ihm in der Seele weh, wenn er z' Hange mit dem Meister am Abend von der Stör heimkehrte und ein weinseliger Hangouer sie anrief: „Gonnt Ihr huim [1]), Ihr zwoa Gaisböck?“ Und immer wieder lag er dem Meister an, die Gaisen abzuschaffen und eine

---

[1]) Geht Ihr heim.

„ehrliche Kuh“ in den Stall zu thun. Der aber erwiderte jeweils: „Fünf Gaisen geben soviel Milch als eine Kuh, fressen aber nur halb soviel. Und in Konstanz, wo die Schneider keine Gaisen haben, werden sie auch Gaisböcke geschimpft.“

Von diesem Spruch ließ der Alte sich auch nicht abbringen, als die Hangouer ihn einmal an einer Fastnacht mit seinen Gaisen spielten und vor seinem Häuschen ihm ein Spottlied sangen.

Mit der Zeit gewöhnt sich der Mensch an Spott und Schande, und so überwand auch der Ludwig nicht bloß die Satyre auf Schneider und Gaisen, sondern bekam sogar eine große Vorliebe für diese Thiere. Und als er selbst Schneidermeister ward, hielt er auch fünf Gaisen und hatte diese Zahl noch zu meiner Zeit. Er war außerdem im Lauf der vielen Jahre ein so genauer Kenner des Gaisen-Viehs geworden, daß er für alle Hangouer Gaisen-Halter Berather und Thierarzt wurde. War irgendwo eine Gais in leiblicher Noth, flugs ward, bei Tag und bei Nacht, der Ludwig geholt, und eilenden Schrittes trippelte er das Dorf herunter, um zu retten und zu helfen.

Wenn wir zwei nach seiner gaisen-ärztlichen Praxis zusammenkamen, so erzählte er mit hoher Befriedigung und nicht ohne Stolz auf seine Wissenschaft, wie er wieder einer Gais geholfen habe.

„Gaisen und Weibsleute,“ sagte er oft, „darf man nicht erzürnen; denn beide haben ein eigensinniges Temperament und sind sehr empfindlich. Eine erzürnte Gais frißt nimmer, und ein erzürntes Weib schwätzt nimmer.“

Mehr denn einmal brachte er mir, der ich vom Vater die Vorliebe für junge, gebratene Gaisen ererbt

habe, ein todtes Ziegenböcklein ins Haus. Unter seinem langen, braunen Rock zog er es, vor mir angekommen, hervor und sprach: „Herr Pfarrer, ich trink' so manche Flasche Wein bei Ihnen und als guter Freund muß ich Ihnen auch wieder etwas aus meinem Gaisenstall bringen."

Ich lud ihn dann zum Essen ein und gemeinschaftlich verspeisten der Dorfschneider und der Pfarrer den Gaisenbraten. Und der Ludwig wurde bei dem Mahle wieder jung und fing an zu erzählen von seinen Leistungen als Schüler und Lehrer, von seinen Fahrten ins Katzenmoos und ins Kotzenmoos, vom alten Schneider Pfaff und seinen Gaisen; aber auch vom Tod der ersten, braven Meisterin sprach er und von der Dummheit des Müsterle-Schneiders, noch einmal zu heirathen.

Die zweite Frau war ein „Reibeisen", die nicht nur dem alten Schneider das Leben sauer machte und seine Tage kürzte, sondern auch den Ludwig und das Sepperle aus dem Hause trieb.

Das Sepperle ging zuerst und wurde des Dorfes „weise Frau". Sie war eine Greisin und noch in ihrem Amt, als ich sie kennen lernte. Sie hat meinen Sprachschatz um ein Wort bereichert, das mir vorher absolut fremd war. Wenn sie etwas als „sehr schön" bezeichnen wollte, nannte sie es „herrenprächtig". Das Wort war ihre eigene Erfindung, und ich fragte sie auch, wie sie, auf dem Dorfe geboren und lebend, zu dieser von den „Herren" entlehnten Bezeichnung gekommen sei. Die Erklärung ist köstlich.

Sie hatte in ihrem Leben nur einen Herrn kennen gelernt, den sie aber bewunderte als das höchste Ideal von Gescheidtheit und Menschenfreundlichkeit, und das

war der fürstlich fürstenbergische Leibarzt und Hofrath Kapferer, des Sepperle's Lehrer für ihren zukünftigen Beruf. Diesem „prächtigen Herrn" zu lieb erfand sie das Wort herrenprächtig.

Sie war ganz glücklich, als ich ihr sagte, ich hätte den Hofrath auch gut gekannt, und überfloß vom Lob ihres Ideals, das sich zweifellos selbst für ein solches gehalten hat.

Ihre besten Tage waren die Tage der Taufschmäuse, wo es herging wie in den „Hochstuben", die man nur in den Dörfern am badischen Bodensee kennt und welche in ihrer Art alle Thee- und Kaffeekränzchen der Stadtweiber weit überragen.

Diese Hochstuben werden zwar nur im Winter gehalten mit Kaffee, Gugelhopf, Wein, Küchle und Schinken und bestehen in der Regel aus zwei Sitzungen am gleichen Tage. Die erste von 3—5 Uhr mit Kaffee und Gebäck. Ist sie vorüber, so gehen die Damen heim, melken ihre Kühe und kochen für Mann, Kinder und Gesinde das „Brühmehl", und dann geht's wieder in die Hochstube zu „Schunke, Wi und Küchle" bis in die Nacht hinein.

Gelogen wird in diesen Hochstuben gerade soviel als bei den Thee's und Kaffee's der Städterinnen, nur nicht so fein, sondern derber und deßhalb noch etwas ehrlicher.

Der Hochstube gleich ist der Taufschmaus. Nur hat dieser einen Namen, der genau zeigt, wie weit die Hangouer schon von der Kultur angefressen sind. Sie nennen ihn frischweg „Ball", obwohl nicht getanzt wird.

Gehalten wird der Ball einige Wochen nach dem Tauftag, damit, ganz nach Städterart, die Mutter des Kindes ihn auch mitmachen kann.

Hatte die alte Hebamme an einem Sonntag Nachmittag ihren Balltag, so war das ein heller Sonnenstrahl in ihrem Leben. Stillvergnügt kam sie im höchsten Staat das Dorf herabgeschritten und noch vergnügter ging sie am Abend heim.

Wandelte ich gerade vor meinem Häuschen auf und ab, so konnte sie wohl noch zu mir herüberkommen und erzählen, wie herrenprächtig es heute wieder gewesen sei. Hatte dabei eine oder die andere Person auch über den Pfarrer geschimpft, so meldete sie es ebenfalls.

Das gehört zu den Schattenseiten des Dorflebens, daß man stets alles erfährt, was in dem kleinen Menschenkreise eines Dörfchens geschwätzt wird, und namentlich wird in gar vielen Gegenden alles, was über Pfarrer, Kirche, Religion, Gottesdienst räsonnirt wird, ob der Pfarrer will oder nicht, ihm hinterbracht und erzählt. —

Daheim hatte die weise Frau unseres Dörfchens nicht immer die besten Tage; denn ihr Mann, der Hebammer Romuald, sonst ein guter Mensch, trank gerne über den Durst. Hatte der Romuald von seinem eigenen Geld zu viel getrunken, so spectakelte sie mit ihm über alle Maßen, denn sie war sehr sparsam. War er aber bei einem Nachbar gewesen, dem er irgend einen Dienst erwiesen, und trank zu viel, so ertrug sie das ganz friedlich, denn es kostete nichts, höchstens dem Romuald seine Gesundheit. Und richtig hab' ich ihn vor ihr begraben.

1882 feierte sie ihr fünfzigjähriges Dienstjubiläum unter allgemeiner Theilnahme der Frauenwelt von Hange. Bald darauf legte sie sich zum Tode nieder. Dieser kam aber sehr langsam, und viele Wochen und Monate hindurch hab' ich sie besucht an ihrem Krankenlager.

Bei der Gelegenheit mußte ich all' ihre Anerken-

nungs-Diplome der verschiedenen Hebärzte seit 50 Jahren lesen und auch das Zeugniß eines Fürsten Salm, dessen Frau sie entbunden.

Ein sonst berühmter Arzt, einst Leibarzt des Fürsten von Fürstenberg, unterzeichnete seinen Prüfungsbescheid an die Hebamme von Hange zum Ueberfluß noch mit dem Zusatz: „Ritter des Zähringer Löwenordens". Der Mann kam mir daraufhin erschrecklich klein vor.

Wenn ich von einem Manne im 19. Jahrhundert lese, daß er sich Ritter hoher Orden nennt oder gar bei einem Schriftsteller ersehe, daß er auf dem Titelblatt der Welt noch meldet, daß er einen oder den andern Orden besitze, so habe ich immer Mitleid mit solch armseligen Leuten.

Wenn ich gar auf einem Grabstein lese, der darunter Liegende sei Kommandeur oder Ritter dieses oder jenes Ordens gewesen, so weiß ich nicht, ob ich mehr den Todten oder seine Angehörigen bemitleiden soll, daß selbst auf einem Kirchhof noch mit solchen Dingen renommirt wird.

Ueber alles lächerlich aber finde ich es, wenn man bei einem Leichenbegängniß dem Todten seine Orden auf einem Kissen nachträgt. Es kommt mir vor, wie wenn man einem todten Kind seine Nürnberger Spielwaaren nachtrüge, was sicher keinem vernünftigen Menschen einfallen wird. —

Auch von ihrer Jugendzeit erzählte mir die Kranke, wie ihr Vater, ein armer Rebmann, 19 Kinder habe ernähren müssen, jetzt aber außer ihr nur noch eines lebe, ihr Bruder Reinhard.

Der Reinhard war zu meiner Zeit Nachtwächter und Todtengräber und gescheidt wie mein Sacristan, wenn auch nicht so groß angelegt wie der Rübele.

Das Wächterhäuschen der Nachtwächter war ganz in der Nähe des Pfarrhauses, und manchmal hab' ich mit dem Reinhard an warmen Sommerabenden geplaudert, wenn er gegen 10 Uhr seinen Dienst angetreten hat.

Er wußte gar gut zu erzählen von längst vergangenen Tagen, wie die Rebleute zur Sommerszeit jeden Morgen um 1/4 6 Uhr in die Messe gingen und dann erst an die Arbeit, wie sie nach dem Mittagessen auf dem „Hausbänkle" ruhten, bis die „Wetterglocke" 1 Uhr läutete und zum Gebet und zur Arbeit rief, wie am Abend die Männer vor den Häusern plauderten, nachdem Frauen und Kinder zur Ruhe gegangen.

Auch das wußte er noch, daß die alten Rebleute nur für die Klöster Salem und Weingarten, denen fast alle Reben gehörten, arbeiteten um die Hälfte des Ertrages, daß ein solcher „Bau", zu 1000 Gulden taxirt, das einzige Vermögen bildete, welches ein Vater seinen Kindern hinterließ, daß in schlechten Zeiten die Klöster ihren Rebleuten Mehl und Brod ins Haus lieferten und Geld vorstreckten. Das alles nannte er die gute, alte Zeit, in der die Hangouer kein Eigenthum, aber auch keine Schulden und keine Sorgen, keine Steuern und keine Abgaben hatten.

Originell war in seinen jungen Jahren die Bestrafung eines Knaben, der einem Bürger „an die Kirschen gegangen" und ertappt worden war. Der Delinquent wurde in das Haus des Beraubten geschleppt und mußte dort vor versammelter Familie knieend fünf Vaterunser beten.

Der Reinhard zeigte als Knabe musikalisches Talent, und der Schullehrer wollte ihn zum Organisten ausbilden und gab ihm Klavierstunden. Das Klavier stimmte aber so schlecht, daß der Schüler durchbrannte, weil er die Töne des Hackbretts nicht ertragen konnte.

Köstlich schilderte er in vertraulichen Stunden, wie er als Nachtwächter einmal die Gemeinde zu einer Feuersbrunst rief, weil er den rothgelben Schein, welcher dem über dem „Kippenhorn" heraufkommenden Vollmond voranging, für eine Feuersbrunst im Dorf „Kippenhuse" angesehen hatte.

Nicht recht heraus mit der Sprache wollte er, wenn er andeutete, daß er als Nachtwächter auch einige Zeit mit Schweizer Schmugglern im Bunde war. Er schmunzelte nur über die schönen Frankenthaler, die er dabei verdient, und sprach davon, „wie schön und interessant das Schmuggeln sei".

Und in der That mag dieses verbotene Gewerbe ein gut Stück Poesie enthalten. In dunkler Sturmesnacht ein Schifflein durch die Wellen lenken und in den Fluthen warten, bis der Nachtwächter am Ufer einen Strohwisch anzündet, zum Zeichen, daß der Grenzaufseher nicht um den Weg sei — das alles hat zweifellos seine Poesie und himmelweit höheren Reiz als die Zolltabellen und die bureaukratische Bewachung der Grenzen.

Und Poesie hatte der Reinhard im Leibe mehr als alle anderen Hagnauer. Er war der einzige, der zur Sommerszeit am Sonntag mit einer Blume über dem rechten Ohr in die Kirche kam und mich erinnerte an die gleiche, schöne Sitte beim Landvolk im Kinzigthal, wo sie leider sehr abgenommen hat, seitdem die Bauernkinder mehr kultivirt werden und vor lauter Kultur, wenn sie älter geworden sind, sich schämen, mit Blumen sich zu schmücken zum Kirchgang. Es wäre das ja kindisch für so gebildete Leute wie unsere heutigen Jungbauern!

Und noch ein anderes Stück Poesie lebte in unserm alten Nachtwächter. In der Neujahrsnacht sang er durchs Dorf hin:

Hört, Ihr Bürger, und laßt Euch sagen,
Die Glocke hat nun zwölf geschlagen,
Das neue Jahr vorhanden ist.
Es bring' Euch Segen, bring' Euch Glück,
Gesundheit, Fried' und Fröhlichkeit
Und einst die ew'ge Seligkeit.
Das wünschet Euch aus Herzensgrund
Der Wächter nun zu dieser Stund'.

Für diesen schönen Sang und Wunsch und für seinen herben Dienst das Jahr über holte sich der Reinhard bald darauf den wohlverdienten Trunk. In den ersten Tagen jedes neuen Jahres, wenn der Schnee im Dorf lag und das Eis am Ufer des Sees hin die Wellen brach, nahm der Reinhard einen Handschlitten, legte ein leeres Faß darauf, kommandirte seinen Mitnachtwächter, den Benedict, einen noch ältern, weingrünen Rebmann, der auch sein Kollege als Todtengräber war, an das Seil des Schlittens und schritt hintendrein. Vom Unterdorf her zogen sie aus und hielten vor jedem Haus an.

Während der Benedict draußen Schlitten und Faß bewachte, ging der Reinhard hinein, wünschte den Leuten nochmals „ein glückseliges neues Jahr von Seiten der Nachtwächter, die im vergangenen Jahre treulich gewacht hätten, während die andern geschlafen, und auch im kommenden Jahr mit Fleiß und Eifer alle nächtlichen Gefahren sorgsam in Acht nehmen würden“.

Die Bürger waren zwar der Ansicht, daß der Neujahrswunsch des Reinhard nicht wörtlich zu nehmen sei und die beiden Wächter fast soviel geschlafen hätten als andere Leute, aber doch gab jeder, je nach der Quantität des letztjährigen Herbstes, eine Anzahl von Litern Wein. Diesen schüttete der Reinhard ins Faß draußen und dann ging's weiter.

Daß sie auch zum Pfarrer kamen, versteht sich von selbst, da der ebenfalls Rebenbesitzer war und die Nachtwächter zu seinen Nachbaren gehörten.

So hatten die Wächter, am Ende des Dorfes angekommen, ein volles Faß Wein, das sie in ihrer Wachstube placirten und jeden Abend davon tranken, bis der Schlaf kam.

Trotzdem der Reinhard in einem Häuserwinkel des Mitteldorfs wohnte, der wegen der bösen Zungen, die darin herrschten, der Giftwinkel hieß, war er frei von jeglichem Gift, das dort gebraut wurde.

Er war ein armer Mann, aber stets heitern Gemüths, besonders wenn er bei meinem Freund, dem Müller in der Harlachen, dem er die Reben baute, hinter dem Wein- oder Mostkrug saß.

Gar oft habe ich ihn beim „z' Nüne näh“ [1]) getroffen, aber auch bei der Arbeit am Erlenbach, der die Mühle treibt, ehe er in den See fällt. Stets war der Reinhard guten Muthes, denn der Müller ließ keinen verdursten, weil er selbst nicht gern Durst leidet.

Als Nachtwächter wurde der Reinhard entlassen, da ich noch im Dorfe war. Die Hagnauer sahen schließlich ein, daß Wächter, die mehr schlafen als wachen, unnöthig wären, und begnügten sich damit, daß die Grenzwächter, welche ohnedies jegliche Nacht durchs Dorf patrouillirten, Unglück melden und verhindern würden.

Der Reinhard begrub die Todten, bis ihm selber einer das Grab machte, aber lange erst nach meinem Weggang. Sein Bildniß besitze ich, gemalt von Professor Zimmermann, und selbst die Sonntagsnelke hinter dem Ohr fehlt nicht dabei.

---

[1]) Um neun Uhr einen Trunk mit Brod nehmen.

Seine Schwester aber, die Hebamme, habe ich noch zu Grab' geleitet, und beim Heimgang vom Friedhof meinte weise mein Kübele: „Sie hat vielen ins Leben geholfen, vom Tod konnte ihr aber niemand helfen.“ —

Viel länger als das Sepperle hielt der Ludwig bei der wüsten Schneiderin aus und zwar aus einem ganz edlen Grund. Er sah, wie der Meister litt unter den Folgen seiner Mißheirath, wie er älter und älter wurde aus Gram, und darum wollte er ihn nicht verlassen, ihn, der ihn selbst einst aufgenommen, obwohl er keine Arbeit hatte für einen Gesellen.

Aber er duldete viel in diesem Edelmuth. Wie ein Gewittersturm über die Flur, so fuhr die Schneiderin tagtäglich über die armen Schneider her, von denen keiner den Muth hatte, dem bösen Weib entgegenzutreten.

„Selbst die Gaisen zitterten,“ erzählte der Ludwig, „wenn sie in den Stall kam, und mehr denn eine hat sich gestreckt, zu Tode geärgert und geängstigt von der Meisterin.“

Friedliche Tage genossen die zwei Schneider nur, wenn sie auf der Stör arbeiteten; da hatten sie doch tagsüber Ruhe vor dem Keifen des Weibes und eine bessere Kost als daheim.

Mit Freuden zogen sie am Morgen aus und unter Aengsten am Abend heim. An Sonntagen gingen beide friedlich zu einem Schoppen und suchten an Werktagen, wenn sie daheim saßen, Trost in der Erinnerung an die im Elzthal verbrachten Schneidertage.

Zwei Jahre noch blieb der gute Ludwig unter solch erschwerten Umständen und aus Liebe zum Meister. Da sagte eines Abends die Meisterin zum Gesellen, er sei schuld, daß ihr Mann nicht folge, an ihm habe dieser

noch einen Halt, und er verführe ihn an Sonntagen ins Wirthshaus.

Das war dem guten Gesellen, der nie ein Wässerlein getrübt im Leben und sammt dem Meister der Meisterin nie eine Widerrede gegeben, zu viel.

Er verließ Haus, Meister und Meisterin, so wehe es ihm that, den alten Mann allein bei der Hyäne lassen zu müssen. Der sagte ihm, er möge ja im Dorf bleiben, denn bald würde der Schnider Pfaff todt sein, und dann könne er seine Kundschaft übernehmen.

Das brauchte der Alte dem Ludwig nicht zweimal zu sagen, denn es war schon längst des Gesellen Beschluß, lieber am Bodensee, wo die Rebe glüht, sein Leben zu verschneidern, als im Elzthal, wo die Tannenzapfen frieren.

Auch hatte er, den die Liebe angestoßen, sich schon eine Schneiderin gesucht und gefunden und bei dieser Herzenswahl seine zweite Meisterin als abschreckendes Beispiel gewählt und einem Mädchen von Hange, das keine der Eigenschaften der alten Schneiderin besaß, sein stilles, sanftes Herz angeboten.

Und in der That, meines Freundes Frau, die Barbara, die ich im Leben noch gekannt, die ich leiden und sterben sah, war zweifellos das brävste, stillste und friedlichste Weib in Hange. Das will zwar an sich nicht viel sagen, wenn man die Weiber von Hange zum Maßstab nimmt, denn die sind bei all' ihrer Arbeitsamkeit und Frömmigkeit ein streitbares Geschlecht und wehe dem, der ihrem Zorne verfällt. Aber die Schneiderin Barbara war, wenn man die weiblichen Tugenden aufs schärfste mißt, das Muster einer braven Frau, weil sie still war,

wie eine Winternacht. Und still sein ist bekanntlich die schwerste Tugend des Weibes.

Als der Ludwig den Meister verlassen, zog er zunächst in das Haus seines zukünftigen Schwagers, eines Rebmannes, wie er im Buch steht, und der in der alten Mythologie leicht die Rolle eines Silen hätte spielen können. Ich hab' ihn in manch heiterer Weinlaune das Dorf hinaufgehen sehen, den Michael Wetzel, vulgo Blechinger, den Vater zahlreicher, wackerer Söhne und den Mann einer braven Frau, die allein im Dorf mit des Ludwigs Barbara rivalisiren konnte.

Unter Kummer schneiderte der gute Ludwig für sich, weil ihm die Konkurrenz mit seinem edlen Meister wehe that. Doch nicht lange mußte er sich grämen, denn der Schneider aus dem Katzenmoos starb, von seinem Weib zu Tode gekränkt, gar bald, und jetzt erst hatte sein Geselle vollen Muth, sich als Meister aufzuthun und zu heirathen.

In jener Zeit machte er zum erstenmal die große Fußreise von Hange nach Elze, 150 Kilometer in zwei Tagen. Mein Freund war ein Läufer ersten Ranges, und noch als guter Siebziger mußte er von mir bei unseren Spaziergängen oft gemahnt werden, langsamer zu gehen, weil ich langer Dreißiger nicht nachkam.

Fünfzig Jahre lang hat er so alle fünf Jahre um die Zeit von Mariä Himmelfahrt (15. August), also in der Hundstagshitze, den Weg vom Bodensee bis an die Quellen der Elz gemacht. Gar oft hat er mir von diesen Fahrten erzählt.

Durch den Linzgau wandelte er am See herunter, durchquerte den Hegau, die Baar und den Schwarzwald bis Freiburg, von wo er sein geliebtes Elzthal hinaufeilte.

Oefters nahm er sein Weib mit, das sich aber zweimal auf der Reise fast den Tod holte, weil es ihm unmöglich wurde, dem Distanzläufer nachzukommen.

Auf der ersten Reise holte er sein väterliches Vermögen und die Heirathspapiere. Dreihundert Gulden hatte er sich in seinen acht Gesellenjahren z' Hange erspart trotz des elenden Wochenlohnes.

Die Elzacher des neunzehnten Jahrhunderts sind geborene Sparer, und in meiner Knabenzeit sagten die von Elze, „wenn die Haslacher sparen würden wie die Elzacher, könnten sie das Geld zum Fenster hinauswerfen".

Obwohl zwischen Hasle und Elze nur ein mäßig hoher und mäßig breiter Bergklotz liegt, ist Hasle doch, was Natur und deren Gaben anbetrifft, ein Paradies gegen Elze, wo rauhe Lüfte wehen und die Natur kärglich ist und kärglich gibt. Die Elzacher aber waren zu allen Zeiten unseres Jahrhunderts wohlhabender als die von Hasle, was sich eigentlich von selbst versteht, denn von Adam an waren alle Menschen unter paradiesischen Verhältnissen leichtsinniger als da, wo sie im Schweiß ihres Angesichtes ihr Brod gewinnen mußten.

In früheren Jahrhunderten aber müssen die Elzacher sehr verwandt gewesen sein mit denen von Hasle, vielleicht wuchs damals Wein auch noch in Elze. Ein altes Sprichwort heißt nämlich:

Friburg isch a schöne Stadt,
Z' Waldkirch hängt der Bettelsack,
Z' Elze isch der Lirikübel [1]),
Z' Hasle isch der Deckel drüber.

[1]) Liren bedeutet gleichgiltig sein, alles gehen lassen, wie es geht. Ein liriger Mensch ist daher ein gleichgiltiger, leichtsinniger, sorgenloser Patron.

Dieser alte Spruch hat heute für Waldkirch und Elze keine Bedeutung mehr. Die Waldkircher sind wohlhäbige und die Elzacher rührige, sparsame Leute geworden. Nur in Hasle gibt es noch Menschenkinder, die, wie unsereiner, ihre Sache auf nichts stellen und in irdischen Dingen lirig sind. —

Nicht viel mehr, als der Schneidergeselle erspart, hatte ihm sein Seilervater hinterlassen. Als er, sein Erbe zu holen, heim kam und erklärte, heirathen und Dorfschneider in Hange werden und bleiben zu wollen, da hatte er harte Kämpfe zu bestehen, einen mit dem Bruder Michel, der jetzt Seilerkönig in Elze war und in des Vaters Hütte amtete, einen andern mit dem alten Lehrmeister, dem Schneider Göhring, und den dritten mit den Elzachern im Allgemeinen.

Bruder Michel, der älter war als der Ludwig und weit gewandert, der selbst in Hamburg Schiffstaue geflochten hatte, wollte nicht begreifen, wie der Schneider-Bruder zum Heirathen käme. „Schneider, Seiler und was derlei kleine Handwerker sind,“ meinte weise der Michel, „sollten nicht heirathen. Sie brächten kaum sich recht durch, noch weniger Weib und Kind. Das Heirathen sei nur für die Bauern und für die großen Herren; die einen pflanzten ihr Essen und Trinken, und die anderen hätten Geld genug. Er, der Michel, werde nie heirathen.“

Dem jungen, schüchternen Ludwig war der ältere, schneidigere Michel allzeit eine Autorität gewesen, an welcher er mit Respekt hinaufsah. Drum versetzte ihn dessen Widerspruch gegen sein Heirathsprojekt in nicht geringe Verlegenheit.

Er vertheidigte sich, seine Barbara und seine Stel-

lung in Hange, so gut es ging, bis der Michel seinen Bescheid gab: „Eine Dummheit hast gemacht, aber ändern läßt sich's nimmer", und dem Bräutigam sein Erbe ausbezahlte.

Der Meister Göhring aber griff den ehemaligen Kunstjünger an, weil er auf ein Dorf sitzen und nicht in der Vaterstadt Elze sich niederlassen wolle. Das heiße vom Pferd auf den Esel kommen, wenn ein geborner Elzacher und Schneider auf einem Dorfe sich etablire.

Jetzt hatte der Ludwig mehr Courage, als dem Michel gegenüber, und gab dem Meister zurück, „dieser arbeite ja auch jahraus und jahrein bei den Buren in Yach, im Prechthal, im Katzenmoos und im Rotzenmoos, sei also auch ein Landschnider".

Aber mit dieser Rede war er an den Letzen gekommen. Der Alte brummte auf, „gerade weil er in einem Städtle sitze, holten die Buren ihn aufs Land. In Oberwinden und im Prechthal seien auch Schnider, aber die besseren Buren holten ihn, den alten Göhring, eben weil er ein Stadtschnider sei. Und das viele gute Essen, das der Ludwig in seiner Lehrzeit im Katzenmoos und im Rotzenmoos gehabt, verdanke er seinem Meister als einem Stadtschnider."

„Wenn aber er, der Ludwig, in einem Dorf sich niederlasse, werde ihn niemand von auswärts holen. Und zwischen einem Dorfschnider und einem Stadtschnider sei, was den Respekt betreffe, ein Unterschied wie zwischen einem Amtmann und einem Dorfschulzen."

So in die Enge getrieben, berief sich der zukünftige Dorfschneider auf eine Eigenschaft, welche die schwächste ist, die man Hange nachsagen kann. Er betonte dessen Eigenschaft als „Marktflecken". Hätte der Stadtschneider gewußt, was das für ein Marktflecken war, hätte er laut

aufgelacht, denn der alljährliche Jahrmarkt zu Hange war ein komisch Ding.

Ende November, wenn der Nebel feucht und mauerdick über dem See lag und Dorf und Straße überdeckte, wurden an der Kreuzstraße zwischen Oberdorf und Unterdorf zwei bis drei Krämerstände aufgeschlagen, in denen wandernde Krämer „Wullewaare“ für den Winter und andere Dinge feil hielten. Ein Lebkuchenweib von Meersburg versorgte die Kinder mit Süßigkeiten. Sonstige Jahrmarkts-Beilagen für Volksbelustigung fehlten. Nur einmal verirrte sich auf den Hangouer „Märt“ ein Akrobat, der sich im Seiltanzen und in Kraftleistungen produzirte und als einer meiner Schulkameraden von Hasle entpuppte.

Es war „der fürig Kächile“, der Sohn einer ledigen Mutter, die „das fürige Kächile“ genannt ward und diesen Namen auch auf ihren Sohn, einen rothwangigen Krauskopf, übertrug. In der Schule war er dumm und faul gewesen und später ein Hafner geworden.

Seit seinen Lehrlingsjahren hatte ich ihn nicht mehr gesehen, bis er als Akrobat in Hange einzog und am Tage nach dem Jahrmarkt sich mir vorstellte als der fürig Kächile.

Gewohnt, mit allen Schulkameraden und Haslachern den Kinzigthäler Dialekt zu sprechen, redete ich alemannisch mit dem Florian, so war sein Vorname. Aber er gab mir die Rede im affektirtesten Hochdeutsch zurück, und als ich ihn auslachte, meinte er pathetisch: „Wenn ich als Künstler auftrete, muß ich ein gutes Deutsch reden, und deßhalb rede ich stets so, um nie aus der Rolle zu fallen.“ Er versöhnte mich durch diese Erklärung mit seinem Abfall von der Sprache der Heimath.

Ohne Arbeit als Hafnergeselle, hatte er sich einer wandernden Truppe angeschlossen, von dem Chef die Akrobatie gelernt und nach dessen Tod sein Weib und die erste Künstlerrolle übernommen. Er führte auch ein kleines Karussell mit sich und erzählte, daß seine Mutter, das fürige Rächile, bis zu ihrem Tode die Orgel dazu gedreht habe.

Seine Gesundheit dulde keine Leistungen mehr auf „dem hohen Seil“, darum könne er sich nur noch in Landorten produziren. So sei er nach Hagnau gekommen und habe erfahren, daß ich im Dorfe sei. Seine Tage seien aber gezählt, er habe nach Kraftleistungen stets Blutspucken; allein er sterbe doch als Künstler, und das sei immer ehrenvoller, denn als Hafner aus der Welt zu gehen.

„Der Mensch wächst mit seinen größern Zielen“, das ersah ich auch am fürigen Rächile, von dem ich in seiner Knabenzeit alles geglaubt hätte, nur nicht, daß er den Künstlerspleen bekommen würde.

Ich sah ihn seitdem nie wieder, noch hörte ich von ihm. Er ist zweifellos ausgelöscht wie der „Märt“, an dem er auftrat. Die Hagnauer haben das Privilegium Marktflecken aufgegeben; am letzten Tage aber, da sie davon Gebrauch machten, spielte der fürig Rächile von Hasle. —

Mit dem Marktflecken aber hat seiner Zeit der Bräutigam Ludwig in Elze seinen alten Meister getröstet, damit er ihm das Niederlassen auf einem Dorf verzieh.

Die Elzacher alle aber spotteten des schmächtigen Schneiders, daß er am Bodensee bleiben wolle, wo der sauerste Wein von der Welt wachse, während in Elze jeder Wirth guten „Oberländer“ schenke.

Aber auch da wußte der Ludwig Rath und sagte den Leuten, „der Seewein sei der bestverleumdete Wein der Welt. Er gleiche einem Drachen, der Feuer speie, aber tapfer angegriffen, sich in eine liebliche Jungfrau verwandle.“

So ist es! Wer den Seewein nicht liebt, der kennt ihn nicht, und wer ihn außerhalb des schwäbischen Meeres trinkt, dem schmeckt er in der Regel nicht. Der Seewein muß auf dem Boden getrunken werden, der ihn erzeugt hat, und in der Luft, in welcher er aufgewachsen ist.

Die ersten Tage schmeckt er sauer, wie Drachenblut, je länger er aber getrunken wird, um so süßer wird er, und schließlich wie Liebfrauenmilch.

Und dann hat er die Haupteigenschaft, daß er à discretion getrunken werden kann, d. h. so viel einer mag, ohne zu berauschen. Darum sind die Rebleute am See die fröhlichsten und nüchternsten und darum glücklichsten Trinker, sie bekommen nicht leicht zu viel und können ins Ungezählte weiter machen.

So kommt es auch, daß sie beim Wein bloß mit der Zunge streiten und höchst selten mit den Fäusten. —

Also nach allen Seiten hin Sieger, verließ der Ludwig mit seinem Erbe das Elzthal, eilte dem See zu und baute sich ein eigenes Häuschen am Bach im Oberdorf.

Ein Haus bauen in einem echten, alten, deutschen Dorf ist eine Großthat, die billig von allen Hangouern angestaunt wurde. Mit Recht scheut das Landvolk sich, die Zahl der Häuser zu vermehren, als ob es ahnte, es sei das nur eine Vermehrung des menschlichen Elends. Je mehr unsere Städte sich ausdehnen, um so mehr nimmt das Elend in ihnen zu.

Wo die meisten Häuser und Menschen, da ist auch das größte Elend, und wo die wenigsten, die größte Ruhe und Zufriedenheit.

Drum wird in einem Dorfe guter alter Art selten neu gebaut. Und manches junge Paar muß, zu seinem Glück, warten, bis ein altes Paar stirbt und dessen Haus frei wird.

Und als das Häuschen fertig war, hielt der Ludwig endlich Hochzeit — anno 1838. Was ihn an diesem freudigen Tage schmerzte, war, daß der Bruder Michel nicht zur Hochzeit kam und ihm schrieb, „er habe Gescheidteres zu thun, als einem armen Schneider, der besser ledig bliebe, zur Hochzeit zu gehen“.

Am Tag nach der Hochzeit setzte sich der Schneidermeister auf seinen Tisch am Fenster, durch das man die Hohlgasse des Oberdorfs hinuntersah, und schneiderte, während sein Weib zur Winterszeit ihm den Gesellen machte und zur Sommerszeit die von ihr mitgebrachten Reben bearbeitete und die Gaisen besorgte.

Dort, wo er im Jahre 1838 sich hingesetzt, saß er noch 1869, als ich nach Hange kam, und saß dort noch bis 1889 — und von diesem Tisch nahm ich ihn oft zur Sommers- und Winterszeit weg und mit zum Spaziergang.

Er war der gewissenhafteste Schneider der Welt, der Thomme, denn er hatte stets bei der Arbeit eine alte Taschenuhr neben sich liegen, und auf ihr zählte er die Stunden, welche er brauchte, um ein Paar Hosen zu machen oder zu flicken. Für die Stunde aber berechnete er 18 Pfennig Arbeitslohn.

Nahm ich ihn von der Arbeit fort, so schrieb er erst die Zeit auf, um ja nicht zu „verkommen“, und wenn er als mein Leibflickschneider seine Waare ablieferte, so

gab er jeweils genau die Zahl der Stunden an und stellte danach seine Rechnung.

Ein hochedler Zug von ihm war auch der, daß er sich nie beklagte, weil er mir stets nur flicken und nie etwas Neues machen durfte.

„Wer bei einem Krämer nur Salz holt und bei einem Schneider nur flicken läßt,“ sagt das Volk, „ist ein schlechter Kunde.“ Gleichwohl war ich dem Ludwig ein beliebter Kunde.

Aber auch ich that ihm für dieses Schweigen einen Gefallen. So wie er nie nach meinen neuen Kleidern und deren Schneider fragte, so fragte ich ihn nie über seine politische Richtung, obwohl ich wußte, daß er da nicht in meiner Kundschaft war.

Längst hatten mir andere gesagt, der Ludwig sei roth, wie damals die Liberalen hießen, und längst hatte ich bemerkt, wie er an Wahltagen ängstlich und eilenden Schrittes mit seinem „rothen“ Wahlzettel am Pfarrhaus vorbeischlich dem Rathhaus zu, aber nie sprach ich mit ihm über Politik, noch weniger fragte ich nach seiner Abstimmung.

Er war ein frommer Mann, der frömmste wohl im Dorf, kam alle Tage zur Kirche, beleidigte kein Kind — aber er wählte roth. Warum? Antwort: Weil er zu den vielen, vielen Schneiderseelen gehörte, die nie gegen den Strom schwimmen, und zu jenen loyalen Unterthanen, von denen nicht drei beisammen sein können, ohne daß sie Hoch schreien auf die Obrigkeit. Da aber in jenen Tagen „die Rothen“ mit Macht am Ruder waren, vom Minister bis herab zum Nachtwächter, und jeder „Schwarze“ als Reichsfeind galt, so ging mein Freund Ludwig stets mit jenen.

Mit Schrecken hatte er gesehen und erlebt, daß die Gendarmen ins Dorf kamen der Schwarzen wegen, und daß der Pfarrer eingesperrt worden war. Darum wandte er sich ängstlich ab von den Schwarzen, wenn's ans Wählen ging, damit er in Ruhe seinem Gott dienen und seinen Mitmenschen Kleider flicken könnte.

Doch ließen wir uns, wie schon angedeutet, unsere poetischen Spaziergänge nie trüben durch politische Widersprüche. 's wär' auch schad darum gewesen!

Erst später hörte ich, daß es in Elze heute noch so Mode sei, daß die Männer fleißig in die Kirche gehen, aber meistens „roth" wählen.

Drum war eben mein Freund Ludwig ein echter Elzacher.

In der ersten Zeit, da wir so auszogen, wollte er jeweils seinen besten Rock anlegen, und das war sein brauner, langer Hochzeitsrock von anno 1838, der immer noch schön war. Wenn alle Menschen so sparsam und achtsam mit den Kleidern umgingen wie der Thomme, der nur alle 25 Jahre einen neuen Rock und neue Hosen brauchte, so müßten die meisten Schneider Hungers sterben.

Mit Mühe brachte ich ihn dahin, daß er nur einen kurzen Kittel anzog, ein Stöcklein in die Hand nahm und mich begleitete. Vorher trank er aber noch sein Gläslein Wein aus, das stets neben ihm stund, wie die Uhr neben ihm lag. Seinen Wein pflanzte er oberhalb seiner Hütte und drunten am See auf dem Hundsrucken, wo es zwar wenig gibt, aber guten.

An Sonntagen wäre mein Schneider um keinen Preis mit mir spazieren gegangen. Nach der Vesper, die er nie versäumte, las er regelmäßig ein Kapitel aus dem

„Leben unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi und der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria“, dann zündete er eine Cigarre an, die einzige in der Woche, und trippelte leichten Schrittes dorfab dem Wirthshaus zu.

Von dieser Tagesordnung war er nicht abzubringen, darum mußt' ich an Sonntagen stets allein gehen.

Ins Wirthshaus ging er weniger des Trinkens halber, als um „mit seinen Mitbürgern Red' und Antwort austauschen zu können“. Aber friedlich mußte es hergehen. Wo Streit oder Händel, wenn auch nur in Worten, entstunden, trank der Ludwig sein Glas aus und eilte davon, als ob Mord und Brand los wären.

Seinen Mitbürgern imponirte er aber weniger durch seine Friedensliebe, als durch seine Schrift, welche durch seine Rechnungen an den Tag kam. So schön wie der Schneider Ludwig schrieb der Schulmeister nicht. Drum, und das war vielleicht sein höchster Stolz, wählten ihn die Hangouer in den „Ausschuß“. Ich kann es nicht erzählen, wie oft er mir sagte, „es ist doch viel, daß die Hagnauer mich, einen schlichten Schneidermeister und Fremdling, dreimal mit je sechsjähriger Amtsdauer in den Ausschuß gewählt haben.“

Auch, daß der Gemeinderath ihm Jahre lang das Amt einer Urkundsperson bei der Feuerschau übertrug, rechnete er diesem hoch an.

Sein Wunsch wäre nur gewesen, daß sein Lehrmeister in Elze noch gelebt und diese Dorfehren seines Lehrlings erfahren hätte. „Denn der Göhring hat's in Elze zu nichts derartigem gebracht.“

Auch mit der Feldhut wurde er zeitweilig betraut und eilte dann am frühen Morgen und spät am Abend

durch Feld und Flur. Aber angezeigt hätte er um des lieben Friedens willen nie einen Frevler. Er dachte: „Wenn die Diebe mich sehen, werden sie schon gehen, und dann ist der Zweck auch erreicht ohne Strafe und Feindschaft.“

So hatte der gute Schneider im ganzen Dorf keinen Feind. Nur einer war ihm nicht grün, und das war mein großer Sacristan, der Kübele. Und das kam also:

In den Tagen der Weinlese, die das einzige Brod bringt fürs Jahr, kennen die Hangouer, so religiös sie sonst sind und so gerne sie in die Kirche gehen, keinen Sonntag, noch weniger einen Kirchgang am Werktag. Meßner und Pfarrer sind in jener Zeit an Werktagen meist allein beim Gottesdienst, selbst die Meßknaben fehlen.

In diesen Tagen ließ einer die Kirche nie im Stich, und das war Ludwig Thoma, der Schneider. Er allein kam und zwar, um als Meßknabe zu fungiren, weil er wußte, daß der Meßner das nicht könne, und weil er glaubte, der Pfarrer wäre deßhalb in Verlegenheit.

Ja, er hätte es nicht billig gegeben, in der Kirche zeitweise so functioniren zu können. Als Knabe hatte er in Elze viele Jahre lang zur Messe gedient und konnte die Gebete noch so gut wie damals, weil er sie in seinem Alter noch Tag für Tag hinten in der Kirche für sich mitbetete.

So oft der Schneider am Altar diente, war mein Sacristan unzufrieden und murmelte vor sich hin, theils aus Eifersucht, theils weil der Schneider, im gleichen Alter wie der Meßner stehend, diesem öfters nach der Messe sagte: „Konrad, Du könntest doch auch einmal ministriren lernen. Komm am Abend zu mir, ich will

es Dich lehren. Denn wenn ich im Herbst einmal krank werde, kommt der Herr Pfarrer in Verlegenheit."

Jedesmal aber wurde der Große teufelswild über diese Zumuthung und sprach: „Weißt, Ludwig, Meßgebete lernen ist für kleine Buben, aber nicht für unsereinen. Und wenn Du kein Schneider wärst, hättest Du das Meßdienen auch längst vergessen."

Der Pfarrer aber lächelte stillvergnügt zu diesem Zwiegespräch und ließ beide jeweils gewähren. —

Die Reisen meines Schneiders ins Elzthal alle fünf Jahre galten in seinen spätern Jahren weniger der Heimath als solcher, sondern dem Bruder Michel, dem der Ludwig mit wachsender Bewunderung folgte. Als ich mit ihm Freundschaft schloß, war der Michel bereits auf dem Zenith seiner brüderlichen Bewunderung angekommen, denn „er konnte jeden Abend einige Cigarren rauchen, hielt sich Zeitungen und Zeitschriften und saß im Löwen z' Elze bei den Herren als der einzige Bürger."

Das Letztere, das bei den Herren Sitzen, war dem Ludwig das Höchste, und er staunte immer wieder, wie weit es der Michel mit seinem Ledigbleiben gebracht habe.

Sogenannte Herren gibt's in Elze zwar nicht viele. Wir nennen den Pfarrer, den Doctor, den Apotheker und den Notar. Aber bekanntlich gewinnt der Werth der Herren beim Volke, je weniger irgendwo vorhanden sind, und so stunden dem Ludwig die Elzacher Herren hoch, und daher seine Bewunderung, daß der Michel jeden Abend mit ihnen sein Bier trinken durfte. Und die seligste Erinnerung an seine Wallfahrt zum Bruder Herren-Michel war dem bescheidenen Dorfschneider die, daß der Michel ihn mitnahm zu den Herren im Löwen zu Bier und Cigarren.

Anno 1874 wollte er seine Barbara wieder einmal mitnehmen, damit auch sie Michels wachsende Herrlichkeit schaue. Schon war der Tag der Abreise bestimmt. Die gute Frau sah voll Angst die Mühsale der Fußtour vor sich, doch der Tod nahm ihr den Schrecken über den weiten Weg ab und ließ sie den kürzeren in die Ewigkeit antreten.

Sie wurde schwer krank. Der Ludwig, in tausend Sorgen, nach 36 Jahren friedlichen Zusammenlebens sein Weib verlieren zu müssen, eilte zu mir und dann im Eilmarsch nach Meersburg zum Doctor.

Ich war eben in der Krankenstube, als er heimkam, leichenblaß. Ehe er das Medicinglas aus seinem Rock ziehen konnte, fiel er zu meinen Füßen ohnmächtig und wie leblos nieder.

Ein Guß kalten Wassers, den ich ihm auf die Herzgegend schüttete, schnellte ihn wieder zum Leben empor. Von da an hielt er mich für seinen Lebensretter, im Glauben, ohne mein rasches Eingreifen wäre er nicht mehr erwacht.

Sein gutes Weib starb, und vereinsamt saß er fortan auf seinem Schneidertisch, froh, wenn ich ihn bisweilen mitnahm und von trüben Gedanken erlöste.

Kinderlos, hatte das Ehepaar eine Nichte der Frau adoptirt. Der gab der Ludwig einen braven Mann, das Häuschen, die Reben und die Gaisen und behielt sich bloß sein Kämmerlein vor, seinen Schneidertisch, seine Reben im Hundsrucken und das Mitessen bei den jungen Leuten.

Aber die Fahrt zum Michel ward von 1875 an wieder jedes fünfte Jahr gemacht und gab uns stets längere Zeit Stoff auf unsern abendlichen Wanderungen.

Nächst dem Michels-Besuch galt dem guten Mann als das höchste irdische Fest ein Jahrmarkt zu Markdorf, aber nicht wegen der Dinge, die andere Leute vom Volke zu den Jahrmärkten hinziehen. Von alle dem sah er nichts und wollte nichts sehen. Seine Freude war, daß der Kaufmann Karle, in dessen Haus er seit vielen Jahrzehnten Hosenfutter, Knöpfe und Faden kaufte, ihn an Jahrmärkten als Kommis einstellte.

Schon in aller Frühe, lange ehe der Tag über dem Gehrenberg und dem Städtchen Markdorf aufging, eilte der Schneider landeinwärts, um ja bei Zeiten seines Amtes walten zu können.

Mit Wonne erzählte er mir dann andern Tags, wie er den Landleuten „den Zeug" vorgemessen, zwischen hinein eine Nudelsuppe, Rindfleisch und Wein und zum Schluß einige Ellen Stoff zu Hosen zum Geschenk bekommen habe. Und ich hörte ihm, obwohl er vom Jahrmarkt immer das Gleiche erzählte, jeweils gerne zu, weil mich sein innerer Friede über ein so winziges Glück erfreute und seine Genügsamkeit mir wohlthat.

So lebten, sprachen und spazierten wir zwei fünfzehn Jahre lang mit einander im stillen Dorf am See und in seiner Umgebung. Und wir hätten noch länger so gelebt, wenn nicht Alter und Kränklichkeit mich getrieben hätten, den Einzeldienst des Pfarrers aufzugeben und der meinen Nerven so feindlichen, weichen Seeluft zu entfliehen.

Ueber der Hütte des braven Schneiders, hoch oben in den Weinbergen, lag mein Rebhäuschen mit seiner unvergleichlichen Aussicht auf See und Alpen.

Dort saß ich noch an einem Abend im Juli 1884, kurz vor meinem Weggang, mit dem guten Ludwig, und wir sprachen vom Abschied. Es überkam ihn ein Heim-

weh nach den Bergen des Schwarzwalds, in die ich hinabziehen sollte, ein Heimweh nach Elze, seiner Vaterstadt, die nicht so ferne von meinem künftigen Wohnort Freiburg lag.

„Wenn ich nicht ein armer Schneider wäre," meinte er, „zög' ich auch hinab in die alte Heimath und stürbe dort. Der Michel hat mich auch schon eingeladen, aber ich mag ihm nicht zur Last fallen. So bleib' ich z' Hange, wo ich jetzt zweiundfünfzig Jahre gelebt habe, und warte da auf den Tod."

Aber das Versprechen gab er mir, so Gott ihm Leben und Gesundheit schenke, im kommenden Jahre, wo wieder Michels-Wallfahrt war, mich zu besuchen.

Der Sommer 1885 kam und mit ihm Mariä Himmelfahrt. Richtig traf am Tag zuvor der Ludwig ein in seinem Hochzeitsrock von anno 1838. Ich hatte eine helle Freude, während er etwas gedrückt schien. Was ihn drückte, sollte ich zu meinem größten Spaß bald hören.

Er war mit einem Herrn von Basel hergefahren, und der hatte ihm, als er hörte, der Mann im siebenundvierzigjährigen Hochzeitsrock wolle mich besuchen, gesagt, man tituliere mich auch „Doctor".

Jetzt fuhr ein Schreck in den guten Ludwig, und er entschuldigte sich, daß er so viele Jahre hindurch so grob gefehlt und zu mir stets nur Pfarrer und nie Doctor gesagt habe.

Ich lachte hell auf und sagte ihm, wenn er sonst nichts zu verantworten habe aus seinem Leben, so könne er dereinst unter die Engel des Himmels aufgenommen werden. Und dann gab ich ihm folgendes Gleichniß: „So wie manche Schneider, die nichts für Höfe zu schneidern haben, den Titel Hofschneider führen, damit dumme Leute

meinen, sie könnten mehr als gewöhnliche Schneider, so verschafften sich Theologen, Juristen und ähnliche Leute den Doctortitel, damit billige Denker meinten, diese Doctoren wüßten mehr als andere, die diesen Titel nicht führen. So hätte ich mir auch in meinen jungen Jahren jenen Titel geholt."

„Aber wie manch ein gewöhnlicher Schneider mehr könne, als ein sogenannter Hofschneider, so sei es auch mit den Doctoren unter den geistlichen und weltlichen Studirten. Sie seien gar oft dümmer als die andern."

Jetzt war mein Schneider zufrieden und sein Gewissen beruhigt.

Wir redeten viel von den guten, alten, stillen Tagen in Hange. Und er erzählte mir auch, wie er mit meinem Nachfolger gar nicht zufrieden sei, denn der habe einmal einem Dritten gegenüber geäußert, „er meine, der Schneider Thomme trinke gern".

Diese Aeußerung hatte den alten Mann mit Recht empört, denn es lag darin ein Vorwurf, den alle Hangouer eher verdienten, als der gute Ludwig, und ich versprach ihm, dem Pfarrer zu schreiben, wie unrecht er meinem Freund gethan hätte.

Beim Abschied wurde der Schneider Prophet. Er schaute in seine Zukunft und meinte, jetzt komme er nie mehr nach Elze und zu mir, es sei dies sein letzter Besuch in der Heimath gewesen. In diesem Leben würden wir uns nimmer sehen.

Und so war es. Vier Jahre gingen noch in die Welt, im fünften wäre er wieder gekommen, aber im Frühjahr 1889 starb er und mit ihm der brävsten und genügsamsten Menschen einer.

Im Sommer des gleichen Jahres suchte ich einmal auf dem Weg ins Kinzigthal in Elze den Michel auf und das Vaterhaus meines Freundes. Aber wie erstaunte ich, da in dem kleinen, düstern Hof ein uralter Mann sich mir präsentirte als Bruder Michel, der Seiler.

So müssen die römischen Feldherren ausgesehen haben, wenn sie nach vielen Kriegsthaten vom Staatsleben sich zurückzogen und ihren Kohl bauten fern der Weltstadt!

Adlernase, kurz geschorener Vollbart, scharfe Züge, kluge Augen machten den Achtziger Michel zu einem imponirenden Mann. Und als er sprach, klang seine Rede so ernst und feierlich, wie die eines römischen Senators.

Wenn ich's nicht gewußt, nie hätte ich geglaubt, daß der sanfte Ludwig, mit seinen wasserblauen Augen und seiner geistig unbedeutenden Miene, ein leiblicher Bruder Michaels, des Gewaltigen, sei.

Jetzt begriff ich die Lebensweisheit des Bruders Michel, von welcher der Schneider mir so oft erzählt, den Respect seines Bruders Ludwig vor ihm und den Umgang der Herren von Elze mit ihm. Wahrlich, der Mann war zu etwas Besserem geboren, als Seile und Wagenschmiere zu verkaufen für die Bure in und um Elze herum!

Doch der Michel war seines Lebens baß zufrieden. Wir sprachen vom Ludwig, und beim Abschied äußerte er trocken: „Ich glaub', ich gehe ihm bald nach.“ Und er hat Wort gehalten; denn als ich ein Jahr darauf abermals durch Elze gezogen kam, eintrat in das kleine Häuschen und nach dem Michel fragte, gab eine alte Jungfrau die Antwort: „Der Vetter ist gestorben und hat mir Alles vermacht. Gott geb' ihm die ewige Ruhe.“

So nahe ich dem Schneider Ludwig stund, ebenso fremd war mir der zweite Dorfschneider von Hange, der Klemens Bock. Er war der einzige im Dorf, der nie in die Kirche kam, und deßhalb konnte der Pfarrer mit ihm nicht wohl verkehren. Zwar sollte ein guter Hirte die verlorenen Schäflein zuerst aufsuchen, aber die übrigen Hagnauer sagten mir, mit dem „Schnider Bock“ sei in der Richtung nichts zu machen.

Dabei war dieser Schneider ein höflicher, freundlicher Mann, der dem Pfarrer nie etwas in den Weg legte. Er schneiderte übrigens zu meiner Zeit nur, wenn er kein Geld hatte; sonst trieb er, ein findiger Mensch, der mit zwei klugen Augen über eine spitzige Nase hinausschaute und stets tadellos rasirt war, das Gewerbe eines Weinkommissärs für ein jüdisches Großhaus in Stuttgart.

Im Herbst war der Schneider Bock eine wichtige Person, und mancher Rebmann, der nicht verkaufen konnte, lief ihm mit guten Worten nach, damit er ihm den Wein abnehme für „Hirsch und Compagnie“. Ein andermal war aber auch der arme Schneider wieder froh, wenn er dem Rebmann ein Paar Hosen machen durfte.

Ich hörte nebenbei so viel von der Vergangenheit des Klemens, daß ich begierig war, von ihm selbst einmal das Nähere zu erfahren. Da aber viele Leute dem eigenen Pfarrer nicht gerne beichten und der Schneider Bock überhaupt vom Beichten nichts wissen wollte, ließ ich ihn interviewen. Dazu aber hatte ich einen ganz vortrefflichen Reporter zur Hand, und das war mein Freund Engelbert Ainser, Rebmann, Gemeinderath und Secretär des Winzervereins.

Wer da sieht, wie dieser kleine, etwas gebückte Mann mit seinen blonden, gelockten Haaren, seiner scharfen Adlernase, zu der die freundlich blickenden Augen nicht recht passen, mit seinen zwei Stieren im Frühjahr zu Acker oder im Herbst die Traubenzüber in die Torkeln fährt, würde nicht glauben, daß in dem Engelbert ein so famoser Reporter stecke.

Aber wenn er, frei von harter Tagesarbeit, am Abend seine Prise Schnupftabak und ein gutes Glas Wein hat, so ist er allen Berichterstattern und allen Secretären der Welt gewachsen. Dann schreibt er ebenso gewandt die Mittheilungen einer Hangouer Schneeballe nieder und preßt diese nach jeder Richtung aus, als er einen Bericht an das badische Finanzministerium verfaßt in Sachen des Winzervereins.

Gar oft an langen Winterabenden, wenn mein Nervenelend mir Lesen und Schreiben verbot, hat der Engelbert mir vorgelesen oder ich habe ihm dictirt, herzlich froh, einen so dienstgefälligen, treuen und brauchbaren Mann im Dorf zu haben.

Er also hat mir den Bock ausgeholt und die Ausbeute zeigt, daß dieser der Hangouer Schneider letzter nicht ist, und daß nur mein Herz mich verführte, den Ludwig an die erste Stelle zu setzen.

Sohn eines Schneiders und einer Stickerin, ward er in Hange geboren, fast zu gleicher Zeit, als sein Mitschneider, der Ludwig, in Elze das Licht der Welt erblickte.

Sein Vater Sebastian Bock war ein gestrenger Mann, der seine Kinder nach alter Art, die ich in meiner Knabenzeit in manchen Häusern auch noch sah, nie an seinem, sondern nur an einem eigenen, kleinen Tischchen essen ließ.

Der alte Bock war aber auch ein origineller Mann, der seinem Aeltesten, dem Klemens, die Erinnerung an besondere Ereignisse ganz besonders einzutrichtern pflegte.

Als einer meiner Vorgänger, der Pfarrer Kraft, starb, nahm der Vater den kleinen Sohn zur Beerdigung mit, und während der Leichnam am Portal der Kirche eingesenkt wurde, hob der Alte den Jungen in die Höhe, damit er den Vorgang sehe, dann gab er ihm nach alter Sitte[1]) eine Ohrfeige und sprach: „So, jetzt merk Dir's, daß heute der Pfarrer Kraft beerdigt wurde."

Der Schneider-Vater war in jenen Tagen auch Polizeidiener und mußte als solcher bei Bränden die Sturmglocke läuten. Als es nun in der Neujahrsnacht von 1814 auf 15 im Städtchen Markdorf brannte, nahm der Alte, nachdem er das Feuerzeichen gegeben hatte und die Mannsleute zum Löschen aufgebrochen waren, den vierjährigen Knaben auf die Anhöhe hinter dem Dorf, zeigte ihm die Röthe der Feuersbrunst am Himmel und gab ihm dann abermals eine Ohrfeige mit den Worten: „So, Klemens, denke daran, daß Du heute die erste Feuersbrunst in Deinem Leben gesehen hast."

Die zwei Ereignisse aber, welche auf so eigene Art eingeprägt worden waren, blieben haften fürs ganze Leben.

Als Schneider, Polizeidiener und Bebauer eines Rebgartens, der dem Spital Ueberlingen gehörte, war es keine kleine Aufgabe, acht Kinder zu ernähren; denn in jenen Jahren waren die Herbste gering und die Leute im Dorf deßhalb meist arm, sehr arm aber war der kindergesegnete Vater Bock.

---

[1]) Im Mittelalter wurden die Knaben mitgenommen beim Setzen von Marksteinen und zu bleibender Erinnerung daran mit Ohrfeigen regalirt.

Dazu lag seine Frau krank, und in ihrer Krankheit mußte ihr der Klemens öfters „Zuckerbrod“ holen in Meersburg, bekam aber dafür vom Vater Prügel, wenn der dahinter kam.

Die Mutter starb, und bald darauf heirathete der Vater eine „Wimmlerin“ aus dem Württembergischen.

Im Herbst, wenn die Hagnauer in allen Blättern am See und im obern Schwabenland ihre Weinlese angezeigt haben, kommen Scharen von Mädchen aus dem badischen Hinterland und aus dem benachbarten Württemberg, um „wimmeln“ zu helfen und nebenbei tüchtig Trauben essen zu können, die in ihrer Heimath nicht gedeihen.

Am Abend ziehen sie während der Herbstzeit singend durchs Dorf oder am See hin, und schon mehr denn ein Hangouer Bursche hat sich in eine Wimmlerin verliebt.

So ging's auch dem kinderreichen, armen Schneider. Und da jeder Mann, der sucht, ein Weib findet, fand er trotz seiner acht Kinder und trotz seiner Armuth ein solches in einer Wimmlerin.

„Unter Donner und Blitz“ zog er im Sommer 1820 mit seiner Schwäbin zur Kirche, hinterdrein der Klemens und wer von den Kindern laufen konnte.

Die Wimmlerin gab ein braves Weib ab, aber dem Elend in des Schneiders Haus konnte sie nicht abhelfen. Ihre Vorgängerin hatte als geschickte Stickerin für Volkstrachten manchen Kreuzer auch von auswärts verdient, die Wimmlerin konnte aber selbst im Herbst nichts verdienen, denn bald nach ihrer Verheirathung vernichtete ein Hagelschlag die ganze Hoffnung des Jahres.

Jammer und Klage ging durchs ganze Dorf, vorab aber durch die Hütte des armen Schneiders und Polizeidieners.

Das häusliche Elend drang dem Klemens so ins Herz, daß er, zunächst ohne Wissen der Eltern, in dem wenige Minuten von Hange in einer Mulde am Wald gelegenen Weiler Frenkenbach sich einem Bauern als Kuh- und Pferdehirten verdingte gegen einen Lohn von einem Gulden, je einem Paar Schuhe und Hosen und einem Hemd.

So kam er dem Vater von der Tischlade weg und blieb Hirtenknabe bis zum 13. Lebensjahr. Unermüdlich zog er in den Wiesengründen zwischen Wald und See mit seinem Vieh hin und her und erwarb sich des Bauern Gunst. Aber der Vater holte ihn, damit er ein Schneider werde. Doch nicht zu Hause sollte er dies Metier lernen, sondern fernab von der Heimath, droben im schwäbischen Städtchen Wangen im waldreichen Allgäu, wo ein Vetter des Alten das gleiche Gewerbe betrieb, und wohin der Vater mit seinem Sohne aufs Gerathewohl aufbrach.

Nach damaligem Zunftgesetz, das unserer Gewerbefreiheit gegenüber in vielen Stücken ein wahres Vernunftgesetz war, durfte ein Meister nie mehr als einen Lehrjungen aufnehmen, weßhalb der Vetter in Wangen, weil er schon einen solchen Studenten hatte, den Klemens provisorisch als Lehrbub einem Schneider in dem benachbarten allgäu'schen Dorfe Egloffs übergab, dem Geburtsort meines ersten Studienlehrers, des Kaplans Schele.

Mit dem provisorischen Meister ging's täglich auf die Stör zu den Keltenbäuerlein im rauhen Allgäu. Hier lernte der Lehrbube vom See kennen, daß Hange am Bodensee und Frenkenbach am Wald Paradiese seien, nicht bloß der Natur, sondern auch dem Essen nach.

Wenn die armen Schneider, oft nach mehrstündigem Marsch, müde und hungerig in dem Gehöfte, das ihrer

wartete, ankamen, gab's zum Frühstück eine „Saurup-Suppe", ein Gemeng' von Sauermilch, Buttermilch und Mehl, Mittags zur Sommerszeit Salat mit Krautwasser und Zwiebelrohr und im Winter Knöpfle aus schwarzem Brodmehl.

Einmal arbeiteten die Schneider beim Pfarrer von Egloffs, und der äußerte Mitleid mit dem Lehrbuben, welcher vom schönen Bodensee weg ins Allgäu verschickt worden wäre. Flugs stieß jetzt das Schneiderlein das Heimweh an, und so oft er fortan eine freie Stunde hatte, lag er unter einem Apfelbaum in des Meisters Garten und weinte vor Heimweh so laut, daß die Bauern im Dorf zusammenliefen.

In dieser Noth kam Bericht aus Wangen, des Vetters bisheriger Lehrbub sei freigesprochen, und der Klemens könne jetzt eintreten. Freudig eilt der unter dem Geleite des braven Dorfschneiders dem Städtchen zu, aber der arme Kerl kam vom Regen in die Traufe.

Die ehemalige Reichsstadt Wangen, elegisch am Eingang in die Waldberge gelegen, hatte vier Thore. Bei zweien, beim Leutkircher und beim Lindauer Thor, war der Vetter Schneider als Zoll- und Pflastergeld-Einnehmer und als Wächter angestellt.

Der findige Schneider machte sich aber die Sache leicht. Er blieb in seiner Wohnung in der Stadt, besetzte das Leutkircher Thor mit zwei Gesellen, die neben der Arbeit das Zoll- und Pflastergeld einnahmen, und das Lindauer mit einem Gesellen und dem Vetter Lehrbuben und übertrug dem letztern sowohl die Erhebung der Gebühren als die Nachtwache, welche im Auf- und Zuschließen des Thores bestund, wenn Fuhrwerke kamen von Lindau her.

So lernte der Bube nichts und bekam überdieß noch täglich Schläge, bald vom Meister, bald von den Fuhrleuten. Hatte er einen Fuhrmann passiren lassen und der ihm zu wenig Fruchtsäcke angegeben, und es stimmte die Zahl nicht mit den Säcken, die der Mann auf dem Markt ausgestellt, so bekam der Schneidermeister Reklamation von der Stadt und schlug dafür seinen Einnehmer, den Lehrbuben.

War dieser am Thore genau und zeigte eine Defraudation der Fuhrleute an, so schlugen ihn diese mit ihren Peitschen. Der Lindauer und der Memminger Bote traktirten den armen Buben einmal so, daß sie zu Gefängniß verurtheilt wurden. Der Beleidigte konnte aber die Strafe schenken, was der gute Klemens gerne that, um später als Dank wieder Hiebe zu bekommen.

Am weheſten aber thaten die Schläge, welche er wegen eines nächtlichen Leidens bekam, an dem er unschuldig war und wegen dessen ihn die als Kammerjungfer amtirende Magd des Meisters denunzirte.

Gegen dieses Leiden, das ihm täglich Schläge eintrug, machte er das Gelübde einer Wallfahrt nach Einsiedeln, und siehe da, es hörte auf. Dies Gelübde aber ward, wie wir sehen werden, die Ursache seiner spätern Entfremdung von Kirche und Gottesdienst.

Eines Tages entzog er sich all' den verschiedenen Mißhandlungen durch Flucht mit der Absicht, nach Wien zu wandern, wo er eine Base hatte, von der er mehr Menschlichkeit erwartete, als von dem Vetter in Wangen. Er kam bis Kempten im bayerischen Allgäu. Hier nahm ein menschenfreundlicher Schneider, bei dem des Knaben eigener Vater einst gearbeitet, sich seiner an und bewog ihn, da er ohne Schriften nicht weiter komme, zur

Umkehr nach Wangen, wo der Vetter ihn, wie üblich, traktirte.

Eins aber hatte der Flüchtling durch seine Flucht doch profitirt. Er bekam einige Erleichterung im Thor- und Wach-Dienste. Er mußte am Lindauer Thor nur tagsüber das Pflastergeld erheben und dann am Abend spät dem Leutkircher Thor zueilen, wo er mit einem Gesellen die Nachtwache zu theilen hatte, während ein armer Mann von Wangen den Nachtdienst am Lindauer Thor besorgte.

Wie naiv und friedlich waren doch die Menschen und Zeiten noch vor siebzig Jahren, da ein armer Schneidersbub die Thore einer ehemaligen Reichsstadt bewahrte und ein Schneidermeister Herr der wichtigsten Thore war!

Es war ein sehr kalter Winter von 1826 auf 27, und in seinem Nachtdienst erfror der Klemens seine Füße, amtete aber trotzdem weiter, bis im folgenden Sommer ein neuer Unfall über ihn kam und ihn erlöste von seinem Leiden als Zoll- und Nachtwächter der Reichsstadt Wangen im Allgäu.

Die Schneiderszunft in und um Wangen hielt im Sommer 1827 ihren Zunfttag, dem am Abend ein Tanz für die Gesellen sich anschloß. Der Zunfttag war in der guten, alten Zunftzeit der höchste weltliche Festtag des Jahres für die betreffenden Handwerker. Drum wollte auch der Geselle und Mitnachtwächter des Klemens nicht fehlen und übertrug diesem den gesammten Nachtdienst am Leutkircher Thor.

Beide aber, der Geselle und der Lehrbub, hatten zu Ehren des Tages schon einige Schoppen auf ihrer Thorstube getrunken, und der letztere schlief so baumfest in der Nacht, daß er den um Mitternacht einfahrenden Post-

wagen, der von Memmingen herkam, nicht hörte. Der Postillon blies und knallte vergebens. Endlich stieg er ab und zog an der Thorschelle, bis sie riß, ohne den schlafenden Wächter zu wecken.

Um den ganzen Stadtgraben mußte nun einer von den Passagieren laufen und am andern Thor Lärm schlagen. Der Meister Schneider wurde geweckt. Der kam, öffnete dem Postwagen, rüttelte aber dann seinen Lehrbuben aus dem Schlaf und schlug ihn der Art, daß sein erbärmliches Geschrei die ganze Nachbarschaft des Leutkircher Thores weckte.

Trotzdem ging der Kleine, blutunterronnen am ganzen Leib, am Morgen hinab zum Lindauer Thor, um seinen Erheber-Dienst anzutreten.

Der Geselle, der tagsüber neben dem Buben auf dem Lindauer Thor schneiderte und durstig vom Zunftfeste in der Frühe heimgekommen war, schickte den Lehrling alsbald fort, im Löwen einen Krug Bier zu holen.

Der Löwenwirth sah die Striemen des mißhandelten Knaben, nahm ihn auf ein Zimmer, ließ ihm Nahrung reichen und den Wundarzt holen. Der erklärte den Zustand für bedenklich. Da Wundfieber den armen Klemens schüttelte, ließ er ihn in seines Meisters Wohnung tragen und nahm ein Protokoll auf, um Strafe zu veranlassen für den harten Schneider.

Aber weinend bat der Mißhandelte den Arzt, doch den Meister nicht zu verklagen, es werde schon wieder besser werden. Der Doctor, über des Knaben gutes Gemüth erstaunt, erfüllte dessen Wunsch.

Nach längerem Krankenlager wieder gesund, schrieb der Klemens seinem Vater endlich von der Behandlung, die der Vetter ihm seit zwei Jahren angedeihen ließ. So streng

der alte Sebastian war, so war ihm denn das doch zu viel, und er forderte die Entlassung seines Buben aus der Lehre, die ein wahres Zuchthaus gewesen sei.

Der Klemens hatte als Einnehmer von einzelnen guten Leuten bisweilen ein Trinkgeld bekommen und sich so in den zwei Jahren achtzehn Gulden erspart, die in einer Sparkasse, welche der Meister verwahrte, niedergelegt waren. Aber nicht einmal dieses sauer verdiente Geld gab ihm der rohe Schneider, sondern nur einen Gulden auf den Weg in die Heimath.

So hart waren manchmal die Menschen noch vor fünfzig und mehr Jahren, namentlich Meister gegen Lehrbuben. Heute ist diese Härte einer Uebermilde gewichen, und wenn ein Meister seinem Lehrling eine wohlverdiente Ohrfeige gibt, läuft der Bub davon, und der Meister wird unter Umständen noch gestraft. Besser zu hart, als zu mild. Die allzu große Humanität unserer Tage ist die Quelle der vielfachen Verrohung der heutigen Jugend. —

Für den Klemens aber kamen jetzt bessere Tage. Sein Lebensstern begann zu steigen.

Es war ein Segensjahr am See, das Weinjahr 1827, da der junge Schneider heimkehrte. Der Schoppen Wein kostete nur einen Kreuzer. Im Herbst „die Butte" tragen, war ein lustigeres Geschäft für den vielgeschlagenen Klemens, als Thurmwächter sein in Wangen. Im Winter half er dem Vater schneidern. Und Schneiders-Arbeit gab es jetzt in Fülle, denn die Hangouer hatten Geld.

Im Frühjahr 1828 zog er als Geselle in die Fremde, kam aber nur bis Meersburg, wo er Arbeit fand und nahm. Er war schon in der weiten Welt gewesen, im Allgäu, und deßhalb ging er nicht mehr weit vom See weg.

Er hatte hinlänglich die Wahrheit jenes Sprichworts erfahren, „daß, wo die Reben den See nicht mehr sehen, ein schlechter Wein wächst, und daß es dem Seehasen schlecht geht, wenn er den See nicht mehr sieht“. Drum zog er von Meersburg nur zwei Stunden weit weg ins Salemer Thal, von wo er den See jederzeit leicht wieder besuchen konnte. Er arbeitete in dem Dorfe Mimmenhausen, bis der Herbst 1828 kam und abermals einen Traubensegen brachte.

Während andere Menschenkinder, die in der Fremde sind, an hohen kirchlichen Festen heimgehen, kommt, wer aus einem Rebort am See stammt und in der Fremde ist, im Herbst, d. i. zur Weinlese, heim. Da allein gibt's gute Tage in den Dörfern am See hin mit „Brote und Salat“.

Und jeder Rebmann knüpft all seine Wünsche an den Herbst. „Wenn's einmal einen guten Herbst gibt,“ sagt er, „dann kaufe ich mir ein neues Gewand oder mach' eine Reise oder baue das und jenes in Haus und Hof.“

So zog auch der siebzehnjährige Schneidergeselle im Herbst 1828 wieder heim, trug die Butte und aß und trank nach Herzenslust.

Es ist eine harte Arbeit, „Buttemâ“ zu sein in einem reichen Herbst, wo die Wimmlerinnen die Traubenkübel jeden Augenblick voll haben und dann rufen: „Buttemâ, Buttemâ, kummet!“ Der muß, seine Butte auf dem Rücken und einen Stecken unter dem Arm, tapfer laufen aus den Reben zum Wagen, der die großen Züber trägt, die Trauben rasch zusammenstoßen und dann wieder zurückeilen zu den Wimmlerinnen.

Doch gibt's immer noch Gelegenheit, mit den schönen Winzerinnen zu scherzen. Am Abend aber setzt sich der

Buttemâ zum „Torkelmoaster“ ins Torkelstüble. Der Torkelmeister hat vom ersten Most schon einen Riesenkrug hinter den warmen Ofen seiner Stube gestellt, damit er „Suser“ werde. Und er und der Buttemâ trinken bis tief in die Nacht hinein, während draußen auf der Dorfstraße die Wimmlerinnen singen.

Sie kommen später wohl auch in die Torkelstube und lassen sich süßen Most credenzen; denn Suser mögen „die Wiber“ nicht, weil er „krezt“.

War der Suser um, so ging der Klemens, der, wie jeder Hagnauer, von seinen Ahnen einen „Mords-Durst“ geerbt hatte, erst wieder in die Fremde, aber stets in die Nähe. Diesmal „in Hasse“ zum Schneidermeister Hagen, der zur Sommerszeit, wo der schwäbische König in dem ehemaligen, herrlich am See gelegenen Priorate der Mönche von Weingarten Hof hielt, Hofschneider war.

Und als 1829 der russische Kaiser zum Besuch des Königs dahin kam, schneiderte der Klemens viele Wochen zuvor im obigen Kloster-Schloß, nähte Tücher und Teppiche zusammen und drapirte Säle und Korridors.

Der lebensfrohe Geselle des Hofschneiders im Hasse hat damals sicher nicht gedacht, daß er in seinen alten Tagen „im Hof“ z' Hange, d. i. im Armenhause, wohnen und schneidern müsse.

Es kamen zunächst immer noch goldene Tage. Im Jahre 1831 wurde er wegen seiner schmächtigen Schneidersgestalt vom Militär frei, und im folgenden Jahre schon heirathete die kühn gewordene Schneiderseele eine dreißigjährige — Amtmannstochter.

Wenn das nicht Glück heißt für einen Schneider, so gab's nie ein Schneidersglück auf dieser Erde!

Und wie kam dies Glück?

Frei geworden vom Soldatwerden, arbeitete er wieder beim Vater in Hange und bekam viele Kundschaft, weil er beim Hofschneider konditionirt hatte und davon allerlei zu erzählen oder richtiger aufzuschneiden wußte.

Wie manch junger Arzt bei Beginn seiner Praxis sich ankündigt als ehemaligen Assistenzarzt irgend eines bekannten Professors, um so Glauben an seine höhere Medicin zu erregen, so proklamirte sich der Klemens als bisherigen „Gehilfen des königlichen Hofschneiders“ in Friedrichshafen.

Und wenn er in Wirklichkeit auch nur im dortigen Schloß Teppiche zusammengenäht hatte, so war er doch für den Hof thätig gewesen, was seinen Ruf als Schneider in jenen Tagen, wo ein König noch weit mehr galt als heute, nicht unwesentlich erhöhte.

Dieser Ruf war auch ins Nachbardorf Immenstaad gedrungen, ins letzte badische Dorf am Obersee.

Die Immenstaader unterscheiden sich nicht gerade viel von ihren Nachbarn, den Hagnauern. Beide sind durchweg Rebleute, lieben den schlechtesten Wein mehr als das beste Wasser, obwohl die herrlichste Wasserfläche zu ihren Füßen liegt, beide sind kultivirter als andere Landleute, beide besitzen im Winter Liebhabertheater und beide tragen den Charakter „Marktflecken“.

Zwiespalt herrscht zwischen den Mannsleuten nur darin, daß sie in beiden Dörfern behaupten, der Wein wachse besser als beim Nachbar. Die „Wibervölker“ aber, wie der Kinzigthäler Bauer sagt, streiten sich darum, wo die Hoffärtigsten seien. Die Immenstaaderinnen sagen in Hagnau, die Hagnauerinnen in Immenstaad.

Ein unparteiischer Richter könnte in Bezug auf den letztern Streit ein gerechtes Urtheil fällen, wenn er, was

sicher sonst übel genommen würde, in diesem Falle entschiede, daß von den streitenden Parteien jede recht habe.

Zwei Dinge aber haben die Immenstaader zweifellos vor den Hagnauern voraus, einmal, daß ihr Dorf noch schöner am See gelegen ist, als Hange. Es liegt göttlich schön vor der ganzen, breiten Majestät des schwäbischen Meeres. Und dann haben die Immenstaader die Ehre, daß nach ihnen manchmal das Wetter benannt wird.

Jedermann am See und hinter dem See kennt das „Immenstaader Wetter". Sie verdanken diesen letztern Vorzug einem ihrer frühern Pfarrherren, der nicht gerne mit der Flurprozession ging, wenn die Sonne schien, und darum auf der Kanzel jeweils verkündigte, daß an dem und dem Tage Prozession sei, wenn „die Sonne nicht scheine und es nicht regne". Seitdem heißt man am See trübes, regenloses Wetter Immenstaader Wetter.

Und noch etwas hat Immenstaad vor Hagnau voraus. Es besitzt sentimentale Menschen, eine Sorte, die man in Hange nicht kennt. Hiervon nur ein Beispiel.

Da wohnte vor zwanzig Jahren unterhalb des Dorfes am Kippenhorn fast unmittelbar am See in einsamer Hütte ein Junggeselle mit seiner Mutter. Seine Aecker vor der Hütte waren dem Schilfboden des Sees abgerungen, und hinter derselben pflanzte er einen Weinberg.

Er war ein stiller, bescheidener Mensch, mit dem ich mich gerne unterhielt, so oft mich mein einsamer Weg am Ufer des Sees hin an seiner wunderbar schön gelegenen Hütte vorbeiführte.

Nach Jahr und Tag unserer Bekanntschaft sah ich ihn an einem Sonntag gegen Abend auf dem Kirchhof von Hange stehen, mutterseelenallein.

Mich wunderte, was ihn dahin führte, und ich trat zu ihm hinein. Zögernd und schüchtern erzählte er mir, daß er auf ein Mädchen meines Dorfes warte, um ihm einen Heirathsantrag zu machen.

Als ich staunte, warum er das auf dem Kirchhof thun wolle, der doch sicher kein Ort sei für derlei Dinge, antwortete er: „Seit vielen Wochen versuche ich, das Mädchen an Sonntagen außerhalb seines Hauses und des Dorfes zu treffen, weil ich mir nicht getraue, weder in ihr Haus zu gehen, noch im Dorf vor den Leuten mit ihr zu reden."

„Nun habe ich erfahren, daß sie jeden Sonntag Nachmittag auf den Gottesacker gehe, um auf dem Grab ihrer Eltern zu beten. Seit zwei Sonntagen stehe ich nun hier, aber sie kommt nicht. Wenn sie nun heute wieder nicht kommt, so will ich ihr einen Brief schicken, den ich schon bei mir habe, und ihr so meinen Antrag mittheilen."

Das alles trug er so naiv und so rührend vor, daß der Heirathskandidat auf dem Kirchhof mich ganz für sich gewann, um so mehr, als ich ihn in seinem Fleiß und seiner Biederkeit längst am Kippenhorn kennen gelernt hatte und das Mädchen eines der brävsten im ganzen Dorf war.

Da er merkte, daß ich ihm nicht zürne, so wagte er thränenden Auges die Bitte, ich möchte ihm doch den Brief besorgen und ein gutes Wort für ihn einlegen.

Ich sagte zu, nahm seinen Brief und versprach ihm, so wenig das sonst für einen Pfarrer sich geziemt, meine Vermittlung.

Daheim angekommen, las ich den Brief, den er mir mit offenem Couvert gab und mit der Bitte, ihn zu lesen, „da sicher nichts Unrechtes darin stünde".

Als ich die Zeilen gelesen, bekam der gute Kerl erst recht meine vollste Sympathie. Er schrieb ungefähr: „Ich kann in Immenstaad kein Mädchen bekommen, da ich weit vom Dorf weg wohne, ziemlich Schulden und ein altes Haus habe. Ich habe nun gehört, daß Ihr eine rechtschaffene Jungfrau und nicht hoffärtig seid, auch etwas Geld besitzt, darum bitte ich Euch, mich zu heirathen. Ich bin fleißig und brav, und wenn wir einig sind und zusammen arbeiten, werden wir unser Fortkommen haben."

Von Liebe und Liebeserklärung stund in dem Briefe keine Silbe. Kurz, wahr und offen berichtet der Brave seine ganze Lage, ohne die vielfach so verlogenen Phrasen, wie Gebildete sie loslassen, wenn sie um eine „Dame" anhalten.

Das gefiel mir über alle Maßen. Am andern Morgen gleich ließ ich das Mädchen rufen, gab ihr den Brief und sprach ihr mit beredten Worten zu, den guten Menschen am Rippenhorn glücklich zu machen.

Umsonst! Die fromme Jungfrau war fest entschlossen, nie zu heirathen; ein Versprechen, das sie vor Gott schon längst gegeben habe.

Ich durfte nun nicht länger in sie dringen und entließ sie, die heute noch, alt geworden, ledig ist. Aber eins mußte sie mir versprechen, dem armen Brautfahrer selber abzuschreiben.

Ich hatte ihm zwar versprochen, die Zusage selbst ans Rippenhorn zu bringen, da ich am Erfolg nicht zweifelte. Aber so mit meinem Antrag durchgefallen, und bei der Sympathie für den Kandidaten hätte es mir zu wehe gethan, ihm seine Hoffnung zerreißen zu müssen.

Fortan bin ich aber nie mehr am Rippenhorn vor-

17*

über gegangen und habe ihn auch nie mehr gesehen, trotzdem ich noch Jahre lang am See war. Gehört aber hab' ich, daß er eine Frau gefunden, aber keine, die ihm Geld gebracht, um die härtesten Schulden von der wunderbaren Hütte am Kippenhorn zu vertreiben. —

Ich hatte für die Immenstaader stets eine gewisse Vorliebe und bin gar viele Male als „Wasserdoctor" von ihnen gerufen worden und in viele ihrer Häuser mit der Wasserkur gekommen. Ja, während mein Freund, der Schneider Ludwig, mir nur flicken durfte, machte ein Immenstaader Schneider mir die neuen Röcke.

Diese Vorliebe mag daher gekommen sein, daß die Immenstaader und die Haslacher einst derselben Herrschaft unterstanden und fürstenbergisch waren. So lange Arme hatten die Grafen und Fürsten von Fürstenberg, daß ihre Besitzungen reichten von Hasle, tief unten im Schwarzwald, bis herauf an den obern Bodensee.

Ein fürstenbergischer Amtmann waltete hier noch in den zwanziger Jahren — der zukünftige Schwiegervater des Schneiders Bock.

Der letzte „fürstlich fürstenbergische Rath und Amtmann Karl" war beim Fischen im nahen Lipbach ertrunken, und seine Wittwe, die Tochter des Verwalters auf dem in der Nähe gelegenen Schlosse Herschberg, lebte in Immenstaad mit zwei Töchtern. Die eine war verlobt mit einem Schweizer aus St. Gallen. Sie bestimmte ihren Bräutigam, seine Hochzeitskleider von dem „jungen Bock" von Hange machen zu lassen, der beim Hofschneider in Friedrichshafen studirt habe. Der Klemens kam so nach Immenstaad ins Haus der Amtmännin und machte hier die Hochzeitskleider.

Aber ehe dieselben fertig waren, hatte der schmale

Schneider das Herz der noch ledigen Amtmannstochter erobert, und noch bevor die Trauung der einen Tochter in St. Gallen stattgefunden, hatte sich die andere mit dem 21jährigen Schneider verlobt, der außer Nadel, schwerem Bügeleisen und Schneidermaß an irdischer Habe nichts sein eigen nannte.

Sie war zwar nicht wenige Sommer älter als der Schneider, aber wenn die Liebe Hunger hat, frißt sie auch Schneider, und die Amtmannstochter schämte sich ihres Bräutigams so wenig, daß sie ihn bestimmte, in Immenstaad sich bürgerlich zu machen und sein Handwerk daselbst zu treiben.

Im Spätherbst 1832 wurde geheirathet. Die junge Schneiderin wurde Industrielehrerin im Dorf und, da sein Ruhm wuchs mit seiner höhern Verheirathung, hatte der blutjunge Meister bald Arbeit nicht nur für sich, sondern auch für vier Gesellen.

Sein armer Schneidersvater staunte über das Glück seines Sohnes und legte sich, stolz auf die Gegenwart und Zukunft seines Sohnes, zum Sterben nieder.

Gerne hätte nun der Klemens seine Firma nach Hange verlegt ins Vaterhaus, aber eine seiner Schwestern, die den Italiener und Metzger Caporano geheirathet hatte, war ihm zuvorgekommen.

Die dreißiger Jahre und namentlich der Wein von anno 1834 machte die Rebleute am See üppig, so daß die Immenstaader und die Hagnauer sich eine Spielerei gönnten, welche damals in allen Städten und Städtchen des Landes grassirte und viel unnöthiges Geld kostete — nämlich das Bürgermilitär.

Der Schneider Klemens machte sämmtliche Uniformen, da er der berühmteste Schneider der zwei Dörfer war,

trotzdem mein späterer Freund Ludwig in jenen Jahren schon längst in Hange die Nadel führte.

Ein berühmter Schneider und Besitzer einer Amtmannstochter wird aber leicht selber üppig. Schneider haben überhaupt Anlagen zum Leichtsinn, weil sie leichte Arbeit verrichten, weßhalb es im Verhältniß viel mehr leichtsinnige Schneider als Grobschmiede gibt.

In Immenstaad wurde es dem einstigen Thorwächter zu wohl, er sehnte sich nach Hange, wo er mehr Freunde und Kameraden hatte, die mit ihm lustig waren. Drum kaufte er dem Schwager Caporano in den vierziger Jahren Haus und Güter ab, wurde Schneider und Rebmann zu Hange und verbrachte, wie er selber sagt, die Tage „in großer Lustbarkeit".

Er, der Löwenwirth, „der Franzos", den wir im folgenden Kapitel kennen lernen, und der Küfer Paul waren täglich beisammen bei dieser Lustbarkeit.

Wenn ein gewöhnlicher Rebmann am See schon was leisten kann beim Seewein und, die Elsässer ausgenommen, alle andern Rebleute der Welt in dieser Leistungsfähigkeit übertrifft, so war ein Küfer der guten alten Weinzeit am Bodensee ein wahres Faß von Heidelberg. Der Paul aber, dem ich sterben half und den ich schon einmal erwähnt habe, war zweifellos der letzte Küfer alter Art. Im Geschäfte tüchtig über alle Maßen, ein Kellermeister ersten Ranges, konnte er aber auch Tag und Nacht trinken. Ihm zunächst jedoch stund im Trinken der schmale, spitzige Schneider, sein Freund und Kumpan.

Sie schliefen bei feierlichen Gelegenheiten auf des Löwenwirths Ofenbank, um am Morgen früh gleich wieder im Wirthshaus zu sein und keine Zeit zu verlieren. Und doch galt keiner von ihnen im Dorf als

Lump, und ich sah all' die vielen Jahre, die ich in Hange verlebte, den Schneider Klemens nie berauscht.

Das Trinken jener Tage war mehr eine Kraftprobe nach alter Ritterart.

Was den Schneider in den „Hof", d. i. ins Armenhaus und um sein Häuschen und um seine Reben brachte, das war nicht das Trinken, sondern seine Liebe zum „bayerischen Lotto", welches, in Baden verboten, leicht von Lindau aus seinen Weg fand nach Hange.

Es ist immer gefährlich, wenn ein Schneider eine Amtmannstochter heirathet, da er leicht Größenwahn bekommt und die Schneiderei verachtet.

So ließ der Klemens seine Gesellen arbeiten und suchte auf dem Weg des Lotto ein reicher Mann zu werden. Jeden Gulden, den der Löwenwirth nicht bekam, bekam das bayerische Lotto. Er verführte auch seine Freunde, wurde auch einmal als „Collecteur" eingesperrt und stund Jahre lang wegen Lottospielerei unter polizeilicher Aufsicht.

Das alles kurirte ihn aber nicht vom Spiel. Tag und Nacht studirte er dem Lotto nach, ob er nicht die herauskommenden Nummern zum Voraus bestimmen könnte. Das war sein Studium schon 1846 und war es fünfzig Jahre später noch.

Um Geld zum Spiel zu bekommen, verlegte er sich auch auf Schatzgräberei im Bunde mit seinem Freunde, dem Franzos, der mir die Sache später selbst einmal erzählte, spottend über seine damalige Dummheit.

Beim Klemens war eines Tages ein Schneidergeselle eingetreten, der mit „allen Hunden gehetzt war". Er besaß Hexenbücher, verstand die Wahrsagerei und das Kartenschlagen und trieb alle Hexenkünste. Er erzählte auch, wie

er im Elsaß bei einem Meister gearbeitet habe, der durch Schatzgraben enorm reich geworden sei. Dieser Meister habe nämlich eine Mistel im Zimmer-Winkel oberhalb seiner „Butik“ aufbewahrt, und diese habe ihm angezeigt, wo der Schatz liege.

Meister Klemens, dem sein Geselle dies zuerst berichtet hatte, zog nun den Franzos in die Sache, und es wurde im Geheimen viel gesprochen über die Mistel und das Schatzgraben.

Dem Straßenwart von Immenstaad wurde Auftrag gegeben, eine Mistel ausfindig zu machen. Eines Tages meldet dieser eine solche auf einem Baume beim Schloß Herschberg. Der Geselle legt die Karten und erfährt so, daß unter dem Baum der Schatz vergraben sei.

Nachts elf Uhr wird aufgebrochen, der Schneidergeselle, sein Meister und der Franzos, welcher allerlei Geschirr zum Graben trug.

Um Mitternacht fängt der Franzos an zu graben, die anderen zwei wachen, und der Geselle befiehlt dem Gräber absolutes Stillschweigen. Ein und einen halben Fuß tief soll der Schatz liegen. Als der Franzos im Schweiße seines Angesichtes so weit gekommen war, springt der Geselle, der es ahnt, seine Karten hätten gelogen, auf den Schatzgräber zu und fragt ihn: „Hast Du nicht die Geister vierspännig da vorbeifahren sehen?“

Der kluge Franzos aber winkt, ohne zu sprechen, verneinend ab und gräbt weiter. Als der Schatz auch bei drei und vier Fuß nicht erscheint, dämmert ihm der Schwindel. Er haut den Schneidergesellen durch und zwingt ihn, das Geschirr heimzutragen.

Kurz darauf fällt er aber dem Gesellen wieder zum Opfer. Der behauptete, aus den Karten ersehe er, daß

der „Löwen“ innerhalb acht Tagen niederbrennen werde. Der Löwenwirth ruft den Franzos und den Bock und vier weitere Bürger als Wächter für die acht folgenden Nächte. Die Wächter tranken vom Abend bis zum Morgen. „Von einem Brand aber, außer dem unsrigen,“ schloß der Franzos seine Erzählung, „war keine Spur vorhanden.“ —

Anno 1852, also zu einer betrübten, armseligen Zeit, gewann der Schneider Klemens endlich einmal siebenhundert Gulden im Lotto. Jetzt wollte er sich durch Großhandel emporbringen und begann einen schwunghaften Export von Gemüsen und Kirschen nach Konstanz. Sein Associé war später der Prinz Konrad, dessen fürstliche Passionen er beim Handel annahm, vermöge deren sie Gewinn und Kapital in Konstanz ließen, soweit das Lotto des Schneiders Antheil nicht wegfraß.

Da der Meister Zwirn als Gemüse- und Obsthändler zur Sommerszeit täglich über See fuhr, so verlor er auch bald die Schneiders-Kundschaft und mit ihr seine Gesellen. Und weil der Reichthum auch auf dem Konstanzer Markt nicht zu holen war, so warf er sich auf das Weingeschäft und machte den ehrlichen Makler.

In diesem Stadium lernte ich ihn kennen. Die eine Hand stets in der Rocktasche, eilte er zur Herbstzeit hastig Dorf auf und Dorf ab, von einer Torkel zur andern. Er war in diesen Tagen die eine Großmacht in Hange, die andere der Johannes Preysing, ein wackerer Rebmann, der sich durch seine Thätigkeit als Weinkommissionär einer christlichen Firma in Stuttgart aus der Armuth zu einem wohlhabenden Mann heraufgearbeitet hatte.

Vom Bock und vom „Prysing“ hing damals der Weinpreis ab. je nachdem sie viel oder wenig zu kaufen

Auftrag hatten, und respektvoll schauten — ehe der Winzerverein sie wenigstens von dieser Noth erlöste — die besorgten Rebleute an den zwei Matadoren hinauf, wenn sie in eine Torkel traten mit den Mienen der Großhändler.

Es gibt keinen Zweig der Landwirthschaft, der so viele Mühen macht, wie der Rebbau am Bodensee.

Im Winter sitzt der arme Rebmann hinter dem Ofen, macht „Band" und trinkt „Lire" dazu. Kaum schaut die Sonne im Februar über die Alpen in den Bodensee herein, so ziehen Mann, Weib und Kind in die Reben und „schneiden", gar oft noch im Schneegestöber. Ist das vorüber, so beginnt der Rebmann bei jedem Wetter das „Verlegen", Verjüngen der Reben. Dann wird gebunden, wobei häufig die Finger schmerzen vor Kälte. Ende März wandert das ganze, kleine Dorf mit den „Furken"[1]) in die Weingärten und gräbt Stich um Stich mehr denn dreihundert Morgen Rebfeld um.

Hat die Frühlingssonne die Augen der Reben geöffnet, und treiben die Geschosse, so kommt das „Verbrechen", später das Heften. Zwischenhinein werden die Reben nochmals „gefalgt", d. h. vom Unkraut gereinigt.

Neben all' diesen vielen, meist beschwerlichen Arbeiten muß das übrige Feld für Kartoffeln und Frucht bestellt, und Gras und Heu für das Kühlein geholt werden.

So kommt unter vielem Schweiß der Herbst. Der Wein muß das meiste Geld bringen für „Martini", wo der „Jud" und der Domänenverwalter von Meersburg ihre Rechte geltend machen.

---

[1]) Das lateinische furca, Gabel.

Gar oft wenig Wein und schlechte Preise.

Und drum kann man es, wenn alle zehn Jahre einmal ein guter Herbst kommt, den armen Rebleuten nicht verüblen, wenn dann die Männer eins über den Durst trinken, die Weiber Hochstuben halten und die Mädle hoffärtig werden.

Die Rebleute am Bodensee, wo der Weinbau nur durch des Menschen Anstrengung und Sorgfalt noch möglich ist, gleichen, wenn gute Weinjahre kommen, den Matrosen, die nach langer, stürmischer Fahrt und nach vielen Entbehrungen und Strapazen endlich wieder einmal ans Land kommen.

Deßhalb sind die Ackerbau und Viehzucht treibenden Bauern in Deutschland vermöglicher als die Rebbauern, was leicht erklärlich ist. Jene haben jedes Jahr etwas, diese selten, und wenn's dann kommt, ist die Freude so groß, daß sie nicht ans Sparen denken, sondern nur an die Entbehrungen, für die sie sich jetzt schadlos halten wollen.

Es gibt freilich auch Ausnahmen, selbst in Hange. Eine solche war mein nächster Nachbar, der Sigmund, des Engelberts Bruder. Der Engelbert ist, was „Bildung" betrifft, der reinste Professor gegen den stillen Sigmund. Der aber ist ein Schaffer und Sparer, wie kein zweiter. Er trinkt fast gar nichts, spielt nicht, geht nicht ins Wirthshaus; er arbeitet nur, betet und — jagt.

Eine kleine Leidenschaft muß jeder Mensch haben, und die ist beim Sigmund das Jagen, wenn's sein muß, auch auf verbotenen Wegen. Ich war einige Jahre Pächter von Hanges Jagdgebiet und er der Jäger. Während andere im Wirthshaus saßen, schlich der Sigmund still durch Wälder und Reben und jagte.

Jagen, Fischen und Vogelstellen
Verdirbt manch' guten Gesellen,

heißt ein altes Sprichwort, das der Sigmund aber längst Lügen gestraft hat. Obwohl er oft für den Pfarrer fischte, vor seinem Fenster für ihn Zeisige fing und für ihn jagte, trug der Sigmund am Ende vom Jahr Geld in die Sparkasse oder kaufte sich ein Stück Feld und bezahlte es baar; Dinge, zu denen es sein Nachbar, der Pfarrer, nie gebracht hat.

Unzählige Male aber hat ihn dieser dafür belobt und bewundert, wenn beide am Abend im Pfarrhaus beisammen saßen und vom Fischen, Jagen und Vogelstellen redeten. —

Der Schneider Bock strahlte, wenn er nach dem Herbst die Rebleute in den Löwen bestellen und ihnen schmunzelnd das Geld vom Hirsch und vom Seligmann vorzählen konnte.

Er selbst verdiente dabei sein gut' Stück Geld, denn er war ein ehrlicher Makler und ging mit seinen Chefs zum allermindesten so ehrlich um, als diese mit dem Hagnauer Wein. Allein, hatte er Geld, so fing er an, nicht bloß seinem „geliebten Lottchen" zu huldigen, sondern auch dem Größenwahn eines Weinhändlers. Er kaufte selbst Wein und verkaufte ihn wieder billig. So kam er in immer ärmlichere Verhältnisse, wozu Krankheiten seiner Frau auch noch beitrugen, und schließlich mit seiner Frau in den „Hof", wo er freies Quartier bekam.

Diese, eine von Gicht und Alter gebeugte Greisin, trug trotz Schmerz und Armuth immer noch die Physiognomie einer Amtmannstochter. Ja, noch mehr. Die meisten modernen Amtmannstöchter unterscheiden sich in der Regel von andern Töchtern so wenig, als ein Gäns-

lein von dem andern. Die Frau des Schneiders Bock aber trug unverkennbar den Typus alter Ahnenbilder. Sie hatte große, dunkle Augen und eine lange, feine Nase.

Was nicht sehr ahnenmäßig aussah, war, daß sie schwer Tabak schnupfte. Als ich sie auf dem Todbett besuchte, hatte sie, wohl aus Armuth, ihren Tabak in einer grauen Düte neben sich auf dem Bette liegen.

Sie hatte diese Untugend von ihrem Schneider geerbt, wie denn fast alle Schneider wegen ihres leichten Handwerks zum Zeitvertreib schnupfen. Man wird 100 Schneider finden, die schnupfen, bis man einen Grobschmied findet, der diesem Sport huldigt. Der Mann hat bei seiner schweren Arbeit keine Zeit dazu.

Aber Frauen, die schnupfen, und solche, die Schnaps trinken, und jene, welche die Haare kurz schneiden wie die Buben, haben bei mir nebeneinander feil.

Die „Böckin“, wie die Hagnauer die ehemalige Amtmannstochter hießen, starb 1882, nur fünfzehn Jahre weniger als hundert alt.

Ihrem Sarge folgte außer dem Manne auch Bernhard, der Sohn. Der aber war mir ebenso bekannt, wie sein Vater fremd; denn er hatte während meiner Studienzeit in Rastatt als Lazarethgehilfe gedient, einzelnen von uns Gymnasiasten nebenher die Haare geschnitten und mit uns in der „blauen Katze“ gekneipt.

Als ich eines Tages, bald nach meiner Ankunft in Hagnau, nach einem Haarschneider verlangte, trat bei mir ein junger, schöner Mann mit elegantem Vollbart ein und sprach: „Ich kenne Euer Hochwürden selbsten von Rastatt her.“ Richtig, es war der Lazarethgehilfe Bock, von dem es eines Tages in Rastatt hieß, er sei mit einem österreichischen Lieutenant der Garnison nach Frankreich

desertirt. Seitdem hatte ich nichts mehr von ihm gehört, noch auch je gewußt, daß er von Hange sei.

Er hatte sich in Paris anwerben lassen und in der Fremdenlegion als Soldat anno 1859 die Schlachten bei Magenta und Solferino mitgemacht.

Seinem Regiment wurde, so erzählte er den Gläubigen, für hervorragende Tapferkeit bei Magenta das Ehrenbürgerrecht von Paris versprochen, aber nicht gehalten. Statt als Ehrenbürger nach Paris, kam der Bernhard mit seinem Regiment nach Afrika, wo die Legionäre in die kleine Sahara hinein Wege und Straßen bauen mußten.

Das gefiel ihm so wenig, daß er es vorzog, nach Ablauf seiner Dienstzeit heimzukehren und sich als Deserteur zu stellen. Er diente seine Strafzeit ab, machte 1866 wieder als Wundarzneidiener mit und hatte sich dann in Hange niedergelassen als Chirurg, Raseur und Friseur.

Aber das alles ernährte seinen Mann nicht, obwohl er noch mit einigen niedern Medicamenten handelte, die er „selbsten präparirte", wie Wurm- und Brechpulver.

Die wenigen „Mâne", welche sich rasiren ließen, bezahlten blutwenig pro Jahr, und das Haarschneiden wurde mit höchstens 10 Pfennig vergütet. Aber lange nicht alle Hangouer ließen sich vom Bock scheeren; die meisten säbelten sich das wallende Haar der Germanen gegenseitig selber ab.

Hatte einer beim späten Nachhausegehen den Fuß übertreten oder sich beim Fuhrwerk verletzt, so probirte der verletzte Rebmann zuerst des Pfarrers Wasserkur und erst, wenn diese nicht half, rief er den Bock.

Der kam nun jeden Tag zum Verbinden, trank nachher seine Schoppen beim Patienten, und das baare Geld war in Anbetracht des Trunkes klein.

So verdiente der gute Bernhard wohl viele Schoppen, aber wenig Geld, und wurde dadurch das Trinken so gewohnt, daß er auch das wenige Geld, welches er verdiente, noch daran rückte und schließlich so wenig Kleingeld hatte, wie sein Vater.

Ja, wenn er Damenfriseur gewesen wäre, hätte der Bernhard ein gutes Geschäft gemacht. Denn soweit ist Kultur und Mode in die Seedörfer gedrungen, daß ein Haarkünstler Beschäftigung findet sowohl in Hange als in Immenstaad.

Aber mit Haarflechten gab sich der Bernhard, ein Soldat und Fremdenlegionär, Mitsieger von Magenta und Solferino und versprochenermaßen Ehrenbürger von Paris, nicht ab, darum blieb er auch ohne Verdienst von Seite der Hangouer Damen, die am Werktag mit der Furke und am Sonntag mit falschen Haaren durch Dorf und Flur spazierten.

Sie ruhten auch nicht, bis ein Damenfriseur sich in Hange niederließ in Gestalt eines jungen Hagnauers, der in St. Gallen studirt hatte und mit seinem Vornamen Severin hieß.

Der Severin, ein braver, stiller Bursche, hatte stets Arbeit in Fülle für die Rebfräulein in und um Hange. Aber eine Brustkrankheit legte ihn bald zum Sterben nieder.

Wie oft hab' ich an heißen Sommer-Nachmittagen, wo alles im Feld und in den Reben war und man nichts im Dorf hörte, als meine Schritte — den guten Severin besucht! Im Hause war er allein, den Schlüssel hatten

seine Leute hinter den Küchenladen gelegt. Dort nahm ich ihn, öffnete und ging hinauf zu dem Kranken, der in einer sonnigen Stube dem Ende seines jungen Lebens entgegensah.

Wie freute er sich, so oft ich in jenen einsamen Stunden ihn aufsuchte, und wie erbaute ich mich an seiner Frömmigkeit und an dem stillen Duldersinn seiner reinen Seele!

Nie — deß' bin ich sicher — hat, seitdem es Damenfriseure auf Erden gibt, ein so frommer Mensch dieses parfümirten Standes gelebt, wie der Severin einer war. Darum gaben auch die Jungfrauen des Dorfes in weißen Kleidern dem Braven das Geleite zur letzten Ruhe. —

Der Chirurg Bernhard machte auch den Feldzug von 1870 als Wundarzneidiener mit und kehrte nach dessen Beendigung wieder nach Hange zurück, wo er blieb, trotzdem seine Praxis nicht besser ging als zuvor. Allein der Bernhard wußte, daß in Hange noch kein Mensch verdurstet sei, und den Hunger fürchtete er nicht.

Er war natürlich nach wie vor mein Friseur. Und obwohl ich ihm mit der Wasserkur oft unfreiwillige Konkurrenz machte, stunden wir stets auf dem allerbesten Fuß, und während ich ihm zum Haarschneiden saß, sprachen wir von den alten, vergangenen Zeiten, die wir in Rastatt verlebten.

Als im Laufe der achtziger Jahre seine Lage immer prekärer wurde, zog er, der bisher eine eigene Haushaltung geführt hatte, auch zu seinen Eltern in den Hof und wurde, wie die Hagnauer sagten, Hofchirurg. Uebrigens hatte der Bernhard, wie einst sein Schneider-Vater, zeitweilige Beziehungen zu einem Hof.

Zur Sommerszeit, wenn der Prinz Wilhelm von Baden Hof hielt im nahen Schloß Kirchberg, war der

Bernhard der Verschönerungskommissär für des Prinzen Köche und Kutscher. Allein die Einnahmen von dort, so gut sie auch waren gegen die sonstige Praxis, halfen dem Bernhard so wenig auf einen grünen Zweig, als seinem Vater das Weinkommissariat von Stuttgart.

Aber in einem Punkte waren beide, Vater und Sohn, groß. Nie sah ich einen unglücklich über seine Lage, noch weniger bettelhaft. Sie trugen des Weltalls Kummer und Sorgen mit dem Gleichmuth, der Menschen beseelen soll, die in der Befolgung ihrer Neigungen und Wünsche ihr Himmelreich sehen.

Das Schicksal traf den Bernhard nach dem Tode der Mutter so hart, daß ihm ein Arm abgenommen werden mußte. Jetzt war er völlig brodlos, und die Gemeinde mußte ihn erhalten, während der Vater ihn im Hof verpflegte. Auch der andere Arm sollte noch abgenommen werden, aber dessen sträubte er sich. In Schmerzen und Elend verbrachte er unter der Pflege des Vaters noch zwei Jahre, bis der Tod ihn erlöste.

In allen Ehren begruben ihn seine Mitbürger, und manch reicher Mann hat keinen Leichenzug, wie der Bernhard ihn gehabt, der stets zufrieden war mit seinem Loos; fröhlich mit den Fröhlichen, wenn er Geld hatte, und nicht unglücklich, wenn er keins hatte.

Klemens aber, der Vater, wurde nach des Sohnes Tod auch ortsarm. Schneidern konnte er nicht mehr, und die Tage des Weinhandels waren für ihn auch vorüber. Er behielt seine Armenstube im Hof, und die Gemeinde bezahlte ihm die Kost bei einem Bürger, dem er des Tags über die Kinder hütete.

Und wie mein großer Sacristan am Abend seines Lebens Kindsmagd wurde und nebenher Weltgeschichte

las, so denkt der Klemens, in gleicher Stellung, über das „bayerische Lotto“ nach. Er hat es, nach seinen eigenen Worten, heute, „nach 50jährigem Studium, so weit gebracht, daß er die Nummern, welche gewinnen, vorausbestimmen kann und, wenn er noch einmal hundert Mark setzen könnte, in kurzem ein reicher Mann wäre“.

Da ihm die hundert Mark niemand borgen will und es mit dem Reichthum nichts ist, sucht er auf andere Art sich noch bisweilen einen guten Tag zu verschaffen. So kam er vor einiger Zeit bei seinem Kinderhüten auf den Gedanken, ein „Fest der alten Leute von Hange“ zu veranstalten.

Man sagt so gerne, der Seewein sei ungesund, mache Gries und Stein und verkalke die Gefäße des Menschen. Und doch leben in den Dörfern am See, vorab in Hange, sehr viele steinalte Leute, die ihr ganzes Leben hindurch den Seewein nie gespart haben, außer, wenn sie keinen hatten.

Diese alten Leute beiderlei Geschlechts zu einem Festtag zu sammeln und für dieses Fest die nöthigen Gelder aufzutreiben, das war der Plan des alten Bock. Er führte ihn glänzend aus.

Eines Tages schickte er mir nach Freiburg einen von ihm geschriebenen Aufruf, in welchem mit beredten Worten das Alter als eine „Ehrenkrone“ geschildert war, die besonders den greisen Leuten in Hagnau gebühre, weil sie in Sorgen und Mühen des Lebens alt geworden seien. Es sei deßhalb beabsichtigt, einen gemeinsamen Tag zu feiern mit Kirchgang und Festmahl.

Ich sollte ihm den Aufruf korrigiren, den er dann als Einladung an alle Freunde seines Gedankens sandte, von denen er glaubte, sie hätten Lust, etwas beizusteuern.

Er erhielt namhafte Gaben, besonders auch vom Prinzen Wilhelm. Ich stiftete ein Faß Freiburger Schloßberger. An alle Geber richtete dann der alte Klemens ein brillantes Dankschreiben.

Mich wunderte es aber, daß der Schneider, welcher nie in die Kirche kam, in das von ihm verfaßte Programm einen „Kirchgang“ aufgenommen hatte. Und nun erfuhr ich, daß er seit einigen Jahren wieder in die Kirche gehe.

Mein Nachfolger im Pfarramt, ein viel frömmerer Mann als ich, war dem verlorenen Schaf nachgegangen und hatte den Alten interpellirt, warum er nie zur Kirche komme.

Mag das Alter ihn mürbe gemacht haben, er bekannte, daß er in seiner Jugend ein Versprechen abgelegt habe, eine Wallfahrt nach Einsiedeln zu machen. Er sei aber nie dazu gekommen. Immer habe es am Geld gefehlt, und wenn er solches hatte, habe er es dem Lotto geopfert und nicht der Wallfahrt.

So lange das Gelübde ihn gedrückt, habe er geglaubt, unwürdig zu sein für Messe, Beicht und Kommunion, und so sei er zur Beruhigung seines Gewissens schließlich dem Gottesdienst ganz fern geblieben.

Der Pfarrer Fehrenbacher gab ihm nun das Geld zur Wallfahrt. Freudig reiste er nach Einsiedeln und kehrte zurück mit guten Vorsätzen. Seitdem geht er zur Kirche, so oft es sein Amt als Kindsmagd erlaubt.

Ich möcht' es aber bezweifeln, ob aus dem „alten Bock“ ein frommes Schäflein geworden. —

Der lustige Schneidersmann springt heute, 1902, noch rüstig durchs Dorf als Zweiundneunzigjähriger. Ja er machte bis vor Kurzem selbst wieder den Weinagenten für das Haus Hirsch. Sonst amtet er zur Zeit als Kindsmagd

und Oberkellner beim Wirth Freiheit oder er fungirt als Zuschneider bei einer Näherin, die auch für „Herren“ arbeitet.

Während der Schneider Bock zu meiner Zeit nie in die Kirche kam, waren seine zwei Mitschneider meine besten Kirchgänger. Den einen kennen wir, den Ludwig, der andere, der dritte und letzte unserer Dorfschneider, war der Mathäus Wegis.

Der Mathä, noch älter als die andern, war dem Range nach der unterste Schneider. Er hatte kaum zu flicken. Aber in einem übertraf er seine beiden Zunftgenossen, er war der einzige Schneider, welcher Segel machen konnte, und das ist eine viel größere Kunst als ein Paar Hosen zusammen zu nähen.

Ein Segel zu schneiden, daß es sich elegant zu einer Schwanenbrust anschwellt und so das Schiff durch die Wellen treibt, das bringt nicht leicht einer zuweg. Der Mathä aber konnte das.

Ein Segel hält ziemlich lange, bis der Wind Löcher hineinreißt, und deßhalb wird ein neues Segel selten begehrt. So war der Mathä meist Segelflicker, aber auch dies Flicken ging ihm ab, nachdem die Dampfschiffe die Segelschiffahrt am See fast gänzlich vertrieben hatten.

In seinem winzig kleinen, zerfallenen Häuschen am See saß er zu meiner Zeit bei der rauhesten und ordinärsten Flickarbeit, ein Bild des Friedens und der Armuth.

Der Ludwig war gewiß ein stiller, bescheidener Mann, aber der Mathä übertraf ihn noch an Stille und Bescheidenheit.

Wenn er an Sonn- und Feiertagen in seinem langen, blauen Rock und seiner großen Schildkappe zur Kirche ging, schritt er so friedlich und schweigsam neben den

übrigen Kirchgängern her, als ob er ein Fremdling wäre und den ersten Tag im Dorfe.

Seine Stimme tönte so ruhig und schüchtern aus dem Munde, als ob er fürchtete, mit dem Reden den Schlaf eines Kranken zu stören.

Ich frug mich oft, wenn die stille Rede und die gewaltige Ruhe des alten Schneiders mir, dem laut und viel Schwätzenden, imponirte, ob das Temperament des Schneiders ein so glückliches sei oder ob sein freudenloses Leben den Mann so still und wetterhart gemacht haben mochte.

Wie die Kieselsteine vor seinem Häuschen die Wellen des Sees ruhig an sich hinschlagen und wieder fortlaufen sahen, so still trug der Mathä das Leben und seine Noth.

Als er zu sich kam in dieser Welt, als Kind, befand er sich schon im Armenhause von Hange, damals, und ehe „der Hof" an die Gemeinde kam, eine elende Holzbaracke, in welcher Regen und Schnee den Armen auf die Betten fielen.

Sein Vater, ein blutarmer Schuhmacher, hatte sein Häuschen und seine Reben im Gantweg verloren und saß bei den Ortsarmen, mühsam ein karges Brod für sich und die Seinigen verdienend.

Mit dem neunten Lebensjahr mußte der Mathä fort unter fremde Leute. Aber er kam vom Armenhaus in ein Paradies, als der alte Müller draußen in der Harlachen ihn als Ochsenhirten aufnahm.

Hart war die Arbeit: Um 3 Uhr des Morgens aufstehen und die Ochsen zur Weide führen; um 1/26 Uhr die Thiere vor den Pflug spannen und „mennen" [1]); am Nachmittag wieder zum Pflug und dann auf die Weide

[1]) Die Ochsen am Pflug treiben.

bis in die tiefe Nacht; so verging dem Hirten der Sommertag.

Aber das Essen war ein Fürstenessen für den Buben aus dem Armenhaus. Doch ging diese Herrlichkeit nur einen Sommer und einen Herbst lang. Dann kam der Winter wieder beim armen Schuhmacher-Vater, und als das Frühjahr kam und mit ihm das Hungerjahr 1817, wollte kein Müller und kein Bauer einen Ochsenbuben, weil das Essen so rar war.

Ein Hungerjahr in einem Armenhaus verbringen, das läßt sich, sprach der Mathä noch als Greis, nur fühlen, nicht beschreiben.

Die Gemeinde gab den Armen alle zwei Tage einige Portionen Hafermehl, aber das war meist gefälscht und enthielt wenig Nährstoff.

Doch, wie der Herr den Juden in der Wüste das Manna sandte, so schickte er jeden Morgen den Hungerigen von Hange eine andere Gabe, die Weinbergsschnecken. „Je mehr wir Schnecken fingen," erzählte der alte Schneider, „um so mehr waren am andern Morgen wieder da."

Der Mathä las nicht nur jeden Tag einen Korb voll für die eigene Familie, sondern sammelte auch noch zum Verkauf. Vom erlösten Geld kaufte die Mutter dann Kleie und buk den Kindern Brod.

Als die Hungersnoth vorüber war, ging der Bube wieder in die Fremde als Hirte in das zwischen Meersburg und Hange auf einer Anhöhe gelegene Dorf Stetten vulgo „Stetthuim".

Die Stetthuimer sind meist regelrechte Bauern, die dem Binnenlande zu eine große Gemarkung haben und nur an den Halden gegen den See hin Wein bauen für ihren eigenen Durst, der auch nicht klein ist.

Aber auch Originale hatten sie zu meiner Zeit einzelne, so den Brunnengeßler, den Strobel und den Megerle.

Der Brunnengeßler, der größte Bur im Dörfchen, welcher seinen Namen von dem Brunnen führte, hinter dem sein Haus stund, war der Typus eines Bauernprotzen.

Er wußte, daß er der erste Bur ringsum sei, und ließ das nicht bloß aus seinem dicken Gesicht lesen, sondern auch in seiner Sprache vernehmen.

Wenn er mit seinen zwei Braunen daherfuhr, so wußte man nicht leicht, wer sich stolzer trug, der Bur oder seine Gäule.

Ich mag alle Bauern, sogar die protzigen, drum redete ich auch gern mit dem Brunnengeßler. Ein Bur, der stolz ist auf seinen Hof, seine Matten, seine Felder und Wälder und auf seinen Viehstand, ist mir weit lieber als ein halbgebildeter Geldprotz, der sein Geld durch verdächtige Speculationen ergaunert oder von seinem „grundehrlichen“ Vater ererbt hat und deßhalb meint, er müsse für gescheidt gehalten und nach der Größe seines Geldsacks respektirt werden.

Wenn ein Bauer protzt ob seines schönen Gutes, das er zwar auch ererbt hat, aber in gutem Stand erhält durch eigenen Fleiß und emsige Arbeit, so will mir das baß gefallen. Und wenn ein Bauer stolz ist darauf, daß er ein Bauer ist und zwar ein rechter, lob' ich mir den Mann. Und so war der Brunnengeßler von Stetthuim einer.

Zu Fuß ging er nur am Sonntag Morgen. Da kam in aller Frühe sein Schwager, der Müller von der Harlachen, den Stetthuimer „Bichel“ herauf, stillvergnügt ob des Sonntags. Am Wegweiser stund dann der Brunnengeßler, und nun marschirten beide langsam auf

der Höhe hin zur Frühmesse nach Meersburg. Nachdem sie gebetet, wurde getrunken und erst gen Mittag der Heimweg angetreten. Am Wegweiser, vor dem Abschied, bestellten sie sich wieder auf den kommenden Sonntag, denn beide gingen fürs Leben gern in die Frühmesse und noch lieber nach derselben ins Wirthshaus. Und mein alter Freund, der Müller, glaubte, eine kurze, stille Messe und ein langer, stiller Trunk seien für einen geplagten Müller und für den Brunnengeßler an Sonntagen das beste.

Jahrelang zogen die beiden in die Frühmesse nach Meersburg und am Mittag wieder heim. Aber alles nimmt ein Ende auf Erden, so auch der stille Gang der beiden frommen Beter. Den Brunnengeßler haben sie längst begraben, droben bei der Stetthuimer Kapelle, die weithin in den See schaut, und seitdem schleicht „der Harlacher“ an Sonntagen abgehärmt in die Frühmess' nach Hange und dann wieder heim — ohne Trunk.

Auf dem gleichen, sonnigen Kirchhof liegt neben dem reichen Geßler ein anderer Stetthuimer, der ein armer Teufel, aber ein geistreicher Mensch war.

Anfangs der siebziger Jahre kam eines Abends ein fremder, großer Mann mit einem blassen, scharfblickenden Gesicht und struppigen, schwarzen Haaren zu mir und bat mich um Bücher zum Lesen.

Auf mein Befragen stellte er sich vor als „der Strobel von Stetten, Korbflechter, Holzschuhmacher und Metzger“. Da diese Sorte von Leuten nicht gerade erpicht ist aufs Lesen, so rekommandirte der Mann sich bei mir schon von vornherein. Aber ich ersah auch bald, daß ich einen geistreichen Mann aus dem Volke vor mir hatte.

Ich kam fortan öfters in Verkehr mit dem Strobel und freute mich jedesmal seiner geistigen Fülle und

Schärfe. Wo man ihn anbohrte, war er daheim, und über alte Geschichte konnte er so gut reden, wie über neue.

Nebenbei war er ein kreuzbraver Mann und Familienvater, der im Sommer sein kleines Gütchen bearbeitete und im Winter Holzschuhe machte, Körbe flocht und von Haus zu Haus den Bauern die Schweine schlachtete und Würste fabrizirte, und zwar alles in bester Art.

Wie feingeistig der Strobel war, hiervon nur ein Beispiel. In Stetthuim war in den siebziger Jahren ein Haus angezündet worden. Die Stetthuimer hatten den Eigenthümer in starkem Verdacht, sein Haus selbst angesteckt zu haben; aber Beweis war keiner vorhanden, und niemand getraute sich deßhalb der entrüsteten Volksmeinung Ausdruck zu verleihen.

Der Strobel fand das erlösende Wort. Als eines Sonntags die Stetthuimer im Dorfwirthshaus saßen und der vermeintliche Brandstifter auch kam und sich an den Tisch setzte, sprach der Strobel zu ihm: „Du, heut' Nacht hat mir's geträumt, Du habest Dein Haus angezunden!"

Sprach's und ingrimmig lachten die Stetthuimer auf. Der Getroffene aber konnte nichts machen, weil Träume bekanntlich nicht strafbar sind.

Korbflechten, holzschuhmachen und metzgen geht nicht zusammen mit Studium und Lesen. Drum starb der Strobel noch ziemlich jung an einem Gehirnleiden.

Den dritten Stetthuimer lernen wir im nächsten Kapitel kennen. —

Und nun wieder zum Mathä.

Von Stetten zog er anno 1824 als Knecht nach Rippenhusen zu dem Bauern Väletin, der dem jungen Knechtlein für 16 Gulden Jahreslohn alle Arbeiten auf-

hing, während er, selbst an Werktagen, dem Gansschießen oblag.

Das Gansschießen blüht heute noch in Kippenhusen, dem melancholischen Dorfe, dem der Blick auf den See durch einen Bergrücken verdeckt ist, an dem die Kippenhuser einen harten Wein pflanzen. Sie selber aber sind weit mehr Bauern als Rebleute, und darum halten und pflanzen sie auch Gänse, deren es in Hange nicht ein Stück gibt trotz des großen Wassers an seinen Häusern hin.

Der echte Rebmann haßt alles, was Gans, Ente oder Huhn heißt, weil es ihm in den Weinbergen und Gärten Schaden macht.

Drum gab's in Hange nie ein Gansschießen. Die alten Hangouer waren zwar eifrige Schützen, die ihre Schießstände in den See hineinmachten, aber um „Zinngeschirr" schossen.

Man findet deßhalb in vielen Häusern noch altes, schönes Zinngeschirr, Teller, Schüsseln, Krüge; alles Trophäen der einstigen Schützenzeit.

Kippenhusen hat, wie gesagt, heute noch sein Gansschießen, während in Hange längst nicht mehr geschossen wird.

Gar oft, wenn ich an stillen Sonntag-Abenden nach Kippenhusen wandelte zu meinem Nachbar, dem nahezu blinden, jetzt seit Jahren todten Pfarrer Schroff, krachte es im Dorf beim Gansschießen.

Mein Freund war jeweils bös, daß seine Pfarrkinder so gerne knallten, aber ich nahm sie immer in Schutz und meinte, ihr Dorf sei so abgelegen, daß der Wanderer am See hin gar nicht glauben würde, daß dahinten auch noch Leute wohnten, wenn die Kippenhuser nicht ihre Flinten bisweilen krachen ließen.

Aber nicht bloß der Pfarrer von Kippenhusen war mein Freund, sondern auch der Wirth des Dorfes, obwohl ich nie sein Haus betreten.

Der Sternenwirth Kadler und ich hatten Freundschaft geschlossen auf der Straße.

Es gab Zeiten, wo ich auf meinen Spaziergängen täglich durch Kippenhusen kam oder in seinem Bann herumstreifte. Und so oft der Sternenwirth und ich uns trafen, hielten wir großen Discurs; denn der alte Kadler war ein gutmüthiger Mann im höchsten Sinne des Wortes oder wie die Hangouer sagen, „der Mann ist brav, bräver wäre nit gut“.

Aber der Sternenwirth von Kippenhusen hielt trotz seiner mehr als gutmüthigen Denkungsart sehr viel auf sich, und gerade deßhalb hielt ich sehr viel auf ihn. Trafen wir uns am Abend auf dem Felde, und ich fragte ihn, ob er fleißig sei, meinte er regelmäßig: „Ich arbeite heute schon 8 Stunden im Feld und bin doch schon über 75 Jahre alt, aber der Mann bin ich.“

Zu allem, was er von sich erzählte, setzte er rühmend jeweils hinzu: „Der Mann bin ich.“ Und um dieser Redensart willen liebte ich den alten Kadler, und wir waren allezeit gut Freund, weil ich ihm durch alle möglichen Redewendungen Gelegenheit gab, seinen Leibspruch anzubringen: „Der Mann bin ich.“

Am meisten aber war er stolz darauf, daß er in seinen alten Tagen erst geheirathet und noch eine junge, schöne Frau und zwei Kinder bekommen habe. Wenn er auf dieses Thema zu reden kam, schlug er auf seine Brust und sprach mit Emphase: „Der Mann bin ich, Herr Pfarrer.“

Ich weiß nicht, ob er heute noch lebt, der alte Kadler,

an dem ich gar oft meine helle Freude hatte, aber ich denke, jener habe ihn längst geholt, der wie kein anderer sagen kann: „Der Mann bin ich“ — der Mann mit der großen Sense, mit welcher er alle Männer, auch die stolzesten, niedermäht und selbst den Sternenwirth von Kippenhusen. —

Unser Mathä hörte als Knecht in Kippenhusen nur das Schießen, aber die Gänse und das Wirthshaus sah er nie; denn einmal mußte er ohne Rast und Ruh arbeiten, und dann holte sein armer Schuhmacher-Vater den Lohn, ehe er verfallen war, auf Heller und Kreuzer.

Diese Erfahrung entleidete dem Mathä den Knechtsstand, und er beschloß, den Pflug mit der Nadel zu vertauschen und ein — Schneider zu werden.

Vater und Sohn waren entzückt über diesen Gedanken; denn, der eine Schuhmacher, der andere Schneider, und beide in Compagnie arbeitend im Armenhaus zu Hange, das müßte in Folge des großen Verdienstes ein wahres Schlaraffenleben hervorrufen.

Aber wo einen Meister finden, der es billig thäte, den Mathä in die Kunstgriffe der Schneiderei einzuweihen? Ueberall, in und um Hange, forderten die Lehrherren der Schneiderzunft fünfzig Gulden, die aufzubringen weder der Vater noch der Sohn im Stande war.

Da gingen beide auf die Wanderschaft, um einen billigen Meister zu suchen, hinein ins Binnenland, in den Linzgau. Ueberall, wo ein Schneider einsam wohnte und auf seiner Hölle saß, ward gefragt, was es koste, den Mathä zum Schneider zu machen.

Der eine wollte fünfzig, der andere fünfundvierzig, der dritte vierzig Gulden; alle aber waren dem armen Schuster zu theuer. So hausirten Vater und Sohn das

elegische Salemerthal hinunter, bis sie den altehrwürdigen Klostergebäuden von Salem sich nahten und kurz davor in Stefansfeld, einem kleinen Weiler, noch einen Schneider trafen. Der war zugleich Todtengräber für Salem, wo seit der Säkularisation des herrlichen Stifts die Beamten saßen der Markgrafen von Baden, denen Napoleon I. das Kloster sammt seinem großen Besitz durch den Macht- und Rechtsspruch der Kanone geschenkt hatte.

Dieser Schneider wollte den Mathä lehren für fünfunddreißig Gulden; davon sollten fünfundzwanzig nach der Probezeit bezahlt werden, die letzten zehn aber der Lehrling als Geselle abverdienen.

Jetzt schlug der alte Schuster dem Schneider seinen Sohn zu. Dann begab er sich vor den hohen Rath zu Hange und erbat aus den „milden Stiftungen" die fünfundzwanzig Gulden und erhielt sie.

So klein Hange ist, so hat es doch schöne Stiftungen, meist gegründet von Geistlichen, die ehedem da wirkten, aber merkwürdigerweise mehr von den Kaplänen als von den Pfarrherren. Einst hatte Hagnau bei seinen 600 Seelen einen Pfarrer und drei selbständige Kapläne; der erstere hatte siebenhundert Gulden Gehalt, mußte aber davon noch hundert an die bischöfliche Tafel nach Konstanz abgeben, die letztern je dreihundert und jeder eine elende Hütte als Wohnung und einige kleine Weingärten.

Sämmtliche Pfründnießer waren also blutarme Teufel, während der Fürstbischof in Konstanz und seine adeligen Domherren im Fett schwammen, bis, als ein wohlverdientes Strafgericht, die Säkularisation hereinbrach und den Adel aus den Bisthümern und Kanonikaten hinausschwemmte.

Und doch haben diese armen Priester zu Hange, vorab

die Kapläne, noch Stiftungen hinterlassen für die Gemeinde. Aber sie lebten so einfach, wie die Rebleute, und ihre Haushälterinnen bearbeiteten die Kaplaneireben und lasen das nöthige Brennholz im Walde auf.

Ich lebte in Hange wahrlich auch nicht im Luxus, aß jahraus jahrein fast täglich den gleichen Kohl und das gleiche Fleisch, aber ich kam mir, so oft ich von den Stiftungen ehemaliger Kapläne hörte, vor wie ein Verschwender und Lump. —

Es gibt selten ein Thal, das friedlicher drein schaut, als das fruchtbare Thal von Salem mit seinen im Sommer weithin wallenden Fruchtfeldern, seinen stillen Dörfern und Weilern, und im Hintergrund die ernsten, monumentalen Klostergebäude. Aber nie hat mich ein Thal so elegisch gestimmt, wie das von Salem.

Wenn ich oft auf der Höhe von Baitenhusen stund zur Sommerszeit und hinabschaute ins todtenstille Thal, überkam mich jeweils eine schwere, aber wohlthuende Melancholie.

Es mag dies daher gekommen sein, daß der Wanderer, der eben hinaufgestiegen war an Hügeln mit Fernsicht auf das wogende schwäbische Meer und die im Eis blitzenden Firste der Alpenwelt, plötzlich, auf der andern Seite hinabsteigend, das einsame, friedliche Thal vor sich sah, und daß so der plötzliche Wechsel in der Natur in der Seele die Melancholie bewirkte.

Auch unsern Mathä mochte es angreifen, wie wildes Heimweh, wenn er in dem einsamen Stefansfeld saß als Schneiderlein, keinen See mehr sah und um keine Gans mehr schießen hörte. Aber zum Dulder geboren, trug er still seine Lehrzeit, nebenher eine poesievolle und eine grausige Arbeit verrichtend.

Sein Meister war neben seinem Todtengräberamt auch noch Glöckner für die Kapelle von Stefansfeld und übertrug es fortan dem Mathä, der als einstiges Knechtlein graben konnte, den Todten das Grab zu öffnen und zu schließen und dreimal des Tags das Glöcklein auf der Kapelle zu läuten.

Und wenn am frühen Morgen, am späten Abend und am sonnigen Mittag in den Jahren 1825—27 das Ave-Glöcklein auf der Kapelle von Stefansfeld friedlich und hell durch das stille Thal hintönte, wußten wohl wenige davon, daß ein vielgeplagter Schneiderlehrling es läuten machte, der nebenbei die Todten begrub, den Bauern ringsum die Kleider flickte und Heimweh hatte nach dem Bodensee, wiewohl sein Vater im Armenhaus wohnte.

So wacker aber hielt der Mathä aus, daß selbst sein Meister Erbarmen fühlte und ihm ein halbes Jahr an der Lehrzeit schenkte. Nachdem der junge Geselle noch den Rest seines Lehrgeldes abverdient hatte, zog er, vom Zunftgesetz getrieben, in die Fremde.

Bescheiden, oft mit Hunger kämpfend, wanderte er zwei Jahre lang landauf und landab im Badischen und in der Schweiz. Meister aber fand er jeweils nur für kurze Zeit, weil eben der gute Mathä in Stefansfeld keine „feine Arbeit“ machen gelernt hatte.

Wie genügsam der brave Geselle war, beweist die Thatsache, daß ihm die Stadt Rastatt, wo er eines Tages Arbeit gefunden, trotz ihrer Oede und Langweile überaus gut gefiel; nur das behagte ihm nicht, daß er beim Meister Hunger leiden mußte.

Ich bin ein alter Schwärmer für Rastatt, aber nie habe ich, mich nicht ausgenommen, einen Menschen gehört, der behauptet hätte, in Rastatt sei's schön. —

Drei Wanderjahre waren vorgeschrieben, aber, nachdem er bereits zwanzig Wochen im Herbst des zweiten Jahres arbeitslos „auf der Walz'“ gewesen, ging er heim, Ende 1829, und machte einem Hangouer ein Paar Hosen.

Diese Mordthat erfuhr der einzige Schneider im Dorf, der Pfaff aus dem Katzenmoos, und verklagte den Mathä, weil er ohne ein Meisterstück gemacht und ohne drei Jahre gewandert zu sein, sich erkühnt habe, einen Kunden anzunehmen und diesem ein Paar Hosen zu schneidern. Nur der Umstand, daß der neidische Schneider diese Frevelthat nicht genügend beweisen konnte, rettete den jungen Gesellen vor Strafe.

Was sollte er aber jetzt machen, um sein Brod zu verdienen? In der Fremde fand er keine Arbeit und daheim durfte er für andere Sterbliche keine Nadel und keine Scheere in Bewegung setzen.

Zu taglöhnern auf dem Feld und in den Reben gab es nichts, weil es kalter Winter war, und im Armenhaus dem Vater Schuster zur Last sitzen, ging auch nicht länger.

Da kam — wie die Schnecken von 1817 — dem Mathä Hilfe durch jenes seltene Ereigniß, daß anno 1830 der Bodensee überfror und mit Roß und Wagen befahren werden konnte. Nun gab's für den Schneider, der nicht schneidern durfte, Verdienst.

Er zog auf einem Schlitten täglich einem Schweizer Fruchthändler Korn, das dieser im Badischen gekauft, über das Eis hinüber in die Schweiz.

Es war eine harte Arbeit und ein weiter Weg von drei Stunden, aber fröhlich machte ihn der Mathä und bedauerte es schmerzlich, als das Eis aufthaute und ihn wieder brodlos machte.

Doch das Frühjahr kam ins Land gezogen, und bald gab's Taglohn im Feld, und als auch dieser zu Ende ging, nahm der Schneider den Wanderstab und ging wieder in die Fremde, sein drittes Wanderjahr abzumachen. Doch um sicher zu sein, daß er nicht wegen seiner Bauernschneiderei nur kurze Arbeit fände, zog er in die Gegend, in der er gelernt hatte.

Oberhalb Stefansfeld, am Fuße des Heiligenbergs, liegt der älteste Ort des Linzgaus, Altenbüren, wo schon zur Zeit Karls des Großen die Linzgaugrafen an der Stelle, die heute noch Schattbuch heißt, unter einem uralten Buchenbaum zu Gericht saßen.

Hier nahm der Mathä Arbeit bei einem Meister, der jahraus jahrein auf der Stör arbeitete und die Buren am ganzen Heiligen- und Gehrenberg hin mit Kleidern versah.

Es waren abermals harte Tage. Um 4 Uhr morgens ward aufgestanden, ob Sommer oder Winter; denn um ½6 Uhr mußten die Schneider die Stör antreten und hatten oft stundenlang zu laufen, bis sie auf dem Hof ankamen.

Manchmal ward bis gen Mitternacht fortgeschneidert, um fertig zu werden, da am andern Morgen einem andern Buren das Kommen versprochen war. Bei Sturm und Regen, bei Eis und Schnee zogen die Schneider dann noch heim, um in aller Frühe wieder nach einer andern Richtung aufzubrechen. Und das alles trug dem Gesellen 48 Kreuzer (1 Mk. 40 Pfg.) Wochenlohn ein.

Dazu waren die Buren an den Berghalden hin oft unbarmherzig gegen die armen Schneider. Wenn jene am Morgen schon ihre Suppe gegessen hatten, ehe diese, durch Sturm oder unwegsame Gegend aufgehalten, da waren, so bekamen sie nichts mehr zu essen.

Trotz aller Entschuldigung, daß sie unmöglich hätten früher kommen können und schon seit vier Uhr auf den Beinen wären, sprach der harte Bur: „Ihr lieben Schneider, es kann Wahrheit sein, was Ihr da sagt, aber wir essen jeden Morgen um 5 Uhr und haben heute bis ½6 Uhr auf Euch gewartet, und dann hat alles im Hause gegessen. Zweimal des Morgens wird bei mir nicht gegessen, ausgenommen, wenn jemand im Hause krank liegt. Wenn Ihr krank seid, so wäret Ihr daheim geblieben. Mittags kocht man wieder, dann könnt Ihr Schneider das Morgenessen einbringen, wenn Ihr wollt."

Sprach's, setzte seine schwarze Zipfelkappe auf und ging, zur Winterszeit in die Tenne zum Dreschen, im Sommer aufs Feld.

Die Schneider setzten sich geduldig an die Arbeit und hungerten bis Mittag, wenn nicht eine mitleidige Bäuerin hinter dem Rücken ihres Mannes ihnen etwas zusteckte.

So blieb der Mathä in der Fremde, nicht ein Jahr, sondern fünf Jahre. Von Zeit zu Zeit ging er über den Berg, welcher das Thal von Salem vom Seeland trennt, und brachte seinen armen Eltern etwas von seinem sauer verdienten Lohn.

Im Herbst 1835 blieb er daheim und machte sein Schneider-Staatsexamen, um Meister seiner Zunft werden zu können. Der Zunftmeister von Meersburg, Schneider Thum, gab ihm auf, allein ein Paar Hosen und einen Sonntagsrock zu machen, und kam dann während der Arbeit einige Mal unverhofft nach Hange, um zu sehen, ob dem Mathä niemand helfe.

Als das Meisterstück fertig war, versammelte sich das hohe Kollegium der Zunft, der Schneider Thum, der Hutmacher Schädler von Markdorf und der Seiler Baitner

von Meersburg, in letzterer Stadt und schlugen den Mathä zum Schneidermeister, für welchen Ritterschlag er sechzehn Gulden und einen gehörigen Trunk bezahlen mußte.

Jetzt war er Meister, setzte sich zu seinem Bruder Konrad, der Schuster war, ein Häuschen erworben und die Eltern aus dem Armenhause zu sich genommen hatte, und half ihm Vater und Mutter ernähren in ihren alten Tagen.

Zehn Jahre lang „meisterirte“ er so, konnte aber neben dem Hofschneider Bock und dem sanften Ludwig nicht recht prosperiren, weßhalb er sich nebenher als Spezialist in der Segelschneiderei aufthat.

Als solcher bekam er nach dem Tode seiner Eltern Muth, für fünfhundert Gulden, die er natürlich schuldig blieb, ein kleines Häuschen am See zu kaufen und sich zu verheirathen. Ein armer Schneider, der seine Hütte schuldig ist, bekommt nicht leicht eine reiche Frau, und so kam es, daß des Mathäs Creszenz so wenig hatte, als er selber, und dazu noch eine schwächliche, kranke Person war.

Ein Stück Reben und etwas Feld für ein Kühlein oder ein Paar Gaisen muß auch der ärmste Hagnauer haben, wenn er ein Haus sein eigen nennt. Und das kann er alles auch bekommen ohne Geld, wenn er kein Lump ist, und zwar, wie schon oben erzählt, vom „Jud“. Der gibt ihm Reben und Feld, wenn er nur den Zins bezahlt an Martini, und läßt sie ihm selbst dann noch, wenn er ein oder das andere Jahr nicht bezahlt.

Aber dabei bleibt der Mann eben immer ein Märtyrer, der fast nie daran denken kann, von seiner Schuld loszukommen. So hatte auch der arme Mathä seine Schulden noch am Ende seines Lebens.

Was er aufbrachte neben seinem kärglichen Lebensunterhalt, fraßen die Zinsen und das alljährliche Kranksein seiner Frau. Ja es ging ihm im Alter, da die Segelschneiderei einging, fast schlechter als früher.

Als ich nach Hange kam, waren er und seine Frau schon im beginnenden Greisenalter; er das Bild des friedlichen Dulders, sie der duldenden, von Krankheit und Elend abgehärmten Matrone. Ich habe die kranke Frau öfters besucht in ihrer armseligen Kammer, während der Mathä schneidernd in der Stube saß.

Ein lebhafter Geist schaute aus den abgezehrten Zügen des kleinen Weibes. Sie jammerte jeweils, daß sie seit Jahr und Tag nichts mehr arbeiten könne und ihrem Manne so viele Kosten mache mit Doctor und Apotheker.

Ihre Wärterin war ihre einzige Tochter, das „Bäbele", die treu in all' den Nöthen zu den Eltern stund, und der man auf den ersten Blick ansah, daß sie nie im Leben erfahren habe, was Glück und Freude bedeuten.

Aber es ist schwer einem Kranken abwarten, wenn man arm ist und es an allem fehlt, was dem Kranken leiblich frommt.

Da kam ein rettender Engel und zwar aus Preußen, von wo, wie ich bis dahin gerne glaubte, selten etwas Gutes kommt.

Ich habe bis heute in meinem Leben nur vor drei Preußen vollen Respekt bezüglich ihrer Leistungen. Der erste ist mein Lyceums-Director Schraut von Rastatt, von dem ich in den Erinnerungen „Aus meiner Studienzeit" gesprochen habe, der zweite ist der Fürst Bismarck, welcher das Sehnen und Träumen von einem einigen Vaterland verwirklicht, uns Deutsche in der Welt zu etwas gemacht und dafür heute des Teufels Dank geerntet hat.

und der dritte ist eine — Preußin, ein Fräulein Namens Wilck, welches die arme, kranke Schneiderin von Hange, des Mathäs Weib, treu verpflegt hat.

Mitte der siebziger Jahre war ein pensionirter preußischer Finanzbeamter niederer Ordnung mit seiner ältlichen Tochter, ich weiß nicht wie, nach Hagnau gekommen und hatte sich im zweiten Stocke „des Hofs" eine Wohnung gemiethet mit herrlicher Aussicht auf den See.

Beide waren Protestanten, die einzigen im Dorfe, aber sie haben uns Katholiken allen ein leuchtendes Beispiel christlicher Nächstenliebe gegeben.

Der Vater war ehedem in Norddeutschland ein berühmter Naturarzt nach Prießnitz gewesen, und die Tochter machte, wie auch ich, ebenfalls in Wasserkuren und dazu in Vegetarianismus, und in der erstern mir willkommene Konkurrenz. Ich hatte mit meiner Wasserheilkunde schon ziemlich Praxis in und um Hange, und oft kamen Leute von auswärts zur Berathung in mein Pfarrhaus.

Ich wies sie nun, namentlich die vom Dorf, zum Fräulein Wilck, welches die Wickelungen 2c. selbst machte, während ich vorher meinen eingelernten Assistenzarzt, den Nachbar Sigmund, hatte schicken müssen, der wenig Zeit hatte.

So kam die Preußin auch zur Frau des Schneiders Mathä, und weil sie dieselbe in Noth und Armuth sah und der gute Schneider und sein Bäbele die Wasserprozeduren nicht recht verstehen und machen wollten, nahm das Fräulein die kranke Frau, deren Krankheit manche sehr lästige und widrige Erscheinungen zeigte, zu sich in ihre Wohnung, gab ihr ein eigenes Zimmer, pflegte sie und wollte sie heilen durch vegetarianische Lebensweise und durch Wasserkur.

Den Vegetarianismus war die gute Schneidersfrau nur allzu sehr und in schlechter Art gewohnt und gerade davon so elend geworden in ihren Kräften.

Für ältere Leute ist der Vegetarianismus nichts. Ich selbst habe lange Zeit als Vegetarianer gelebt, wurde aber dabei immer blässer und blutärmer.

Wer den größten Theil seines Lebens mit Fleisch sich genährt hat, für den ist lediglich Pflanzenkost, im spätern Leben angefangen, nichts mehr. Wer aber von Kindheit an, wie unser Landvolk auf dem Schwarzwald, meist kräftig vegetarianisch gelebt hat, für den ist diese Kost sicher eine ganz vernünftige und gesunde, und wenn die Bauern in den Thälern und auf den Bergen des Schwarzwaldes, wo sie des Jahres nur einmal, an der Kirchweih, grünes Fleisch essen, den Schnaps wegließen, wären sie die gesündesten Männer der Welt.

Wie frisch und gesund sehen in jenen Gegenden die Maidle aus, weil sie dem Schnaps ferne bleiben! —

Die Wasserkur in täglichen Prozeduren war für die abgelebte, blutarme, alte Frau unseres Schneiders erst recht nichts. Drum wurde sie trotz der vortrefflichen Pflege nicht besser.

So oft ich sie besuchte in dem hellen Zimmer und sie in einem Bett mit blendend weißem Linnen und in der peinlichsten Reinlichkeit daliegen sah, zollte ich der Preußin meine Bewunderung. Die Kranke selbst aber meinte, sie sei „im Himmel".

Und als eines Tages der christliche preußische Mann mit seiner Tochter wieder fortziehen wollte, sagte mir die arme Schneiderin, wenn sie nur vorher sterben könnte, denn in ihr armseliges Häuslein zurück wolle sie nicht mehr.

Und der Herr über Leben und Tod erhörte ihren Wunsch. Die alte Frau strahlte vor Zufriedenheit, als ich ihr die Sterbsacramente brachte, und sie fühlte, daß sie den irdischen Himmel bei Fräulein Wilck mit dem ewigen vertauschen sollte. —

Die barmherzige Samaritanerin zog mit ihrem Vater an das nördliche Ende des Bodensees, nach Ludwigshafen. Hier wohnten sie in einem eigenen Berghäuschen mit herrlicher Aussicht bis zu des Vaters Tod.

Jetzt heirathete die ältliche Tochter einen vegetarianischen Kaufmann in Magdeburg, der aber bald starb. Seine Wittwe versuchte nun ihr Glück in Amerika und praktizirte als Naturärztin in New York.

Enttäuscht kam sie nach Jahren zurück nach Ludwigshafen in ihr Häuschen und trieb hier ihren Beruf um Gotteslohn, vorab bei Armen, denen sie noch neben dem Heildienst wusch, putzte und kochte. Sie starb 1894 fast gänzlich verarmt im Dienste ihrer Mitmenschen.

Geboren war sie zu Gerbershausen, Kreis Heiligenstadt, von protestantischen Eltern, aber katholisch getauft, weil der Vater mit dem katholischen Pfarrer befreundet war. Protestantisch erzogen, wurde sie später freireligiös und blieb es bis zu ihrem Ende. — —

Seit dem Tode seiner Frau sind zwanzig Jahre verflossen, und bis vor kurzem saß der Mathä an kalten und kühlen Tagen in seiner Stube und flickte, und an warmen ging er in seine Reben und „verlegte“ oder hackte.

Seine alte Kappe, die schon über fünfzig Jahre sein friedliches Haupt schmückt, hat er vor zwanzig Jahren mit einem neuen Boden versehen und trug sie bis zum Tod.

Vom Wein aber, den er pflanzte, traf es ihm jahraus jahrein keinen Tropfen; denn er mußte jeden Tropfen

verkaufen, um Zinsen zahlen zu können. Aber dieser Erlös würde nicht hingereicht haben, die Zinsen zu decken, wenn er nicht die Altersrente vom Reich bekommen hätte, über die er glücklich war, weil man ihm ohne sie schon alles verkauft hätte.

Nur einen Kummer äußerte er, als ich mich in den neunziger Jahren nach ihm erkundigte, daß er zur Winterszeit nicht jeden Tag in die Kirche komme, weil er keine warmen Kleider mehr habe.

Selig, dreimal selig der Mann, welcher nach solcher Armseligkeit des Lebens am Ende desselben, in verstärkter Armuth lebend, keinen andern Kummer mehr hat als den des armen Dorfschneiders von Hange!

Dieser Kummer aber wurde geheilt und der gute Mathä durfte im Winter nicht mehr frieren, bis Gott ihn in ein besseres Klima versetzte.

Eben hatte ich den braven Mann für den Winter 1895/96 wieder mit warmen Kleidern versorgt, als der Tod zu ihm kam und dem fast Neunzigjährigen die Last des Lebens abnahm für immer. —

Der Franzos.

Was in Hasle unter den „wilden Kirschen" das Geschlecht der Sandhasen, das sind unter den Schneeballen in Hange die vom Stamme Wegis.

Ihm gehörten „die zwei Fürsten" an, ihm entsproßte der Dulder Mathä, und, der letzte ist nicht der schlechteste, ihm zählt „der Franzos" zu und zwar in erster, ganz echter Linie; denn sein Großvater Ignatius Wegis war der Stammherr.

Dieser hatte sich im vorigen Jahrhundert aus dem Kanton Wallis nach Hange verirrt und war, weil das Dorf damals das Weidrecht im Wald Weingarten besaß, Kuhhirte geworden.

Von altem Adel wollte er stammen, aber der Adelstitel war längst untergegangen in dem freien Volk von Wallis, das sich schon frühzeitig von Savoyen losgemacht und mit den Schweizern verbunden hatte, und bei dem mit Recht ein freier Kuhhirt mehr galt, denn ein adeliger Dienstmann der Herzoge von Burgund oder Savoyen.

Mein eigener Ahne mag wohl, nach den neuesten Forschungen über das erlauchte Geschlecht der Hansjakob, auch ein solcher Kuhhirte in Wallis gewesen sein.

Kommt da im Sommer 1892 ein alter Mann aus Markirch im Elsaß in meine Stube und stellt sich vor

als Bäckermeister David Hansjakob, dessen Stamm seit zwei Jahrhunderten im Elsaß sitzt, und der von seinem Urgroßvater gehört hat, daß das Geschlecht aus dem Wallis eingewandert sei.

Daß der Mann meiner Familie sei, bewies schon seine Eigenschaft als Bäcker, ein Gewerbe, das neben der Zwilchfärberei alle mir bekannten Generationen meines „hohen Hauses“ mit Vorliebe betrieben haben.

Weder mein Vater noch mein Großvater, der Eselsbeck, welcher im Elsaß in der Fremde war, hatte eine Ahnung davon, daß über dem Rhein Edle von unserm Geschlecht säßen. Ihr Stammsitz ist Hunaweier bei Rappoltsweiler, woher auch mein Bäcker in Markirch stammt.

Da die Hansjakob in Hasle auch erst nach dem Dreißigjährigen Krieg an der Kinzig auftauchen und in jener Zeit zahllose Schweizer in die vom Krieg entvölkerten Thäler des Schwarzwaldes und des Breisgaus einwanderten, so zweifle ich gar nicht, daß der greise Markircher recht hat und wir alle sammt und sonders aus dem Wallis stammen, wo das Geschlecht jetzt noch florirt.

Daß ich eine große Freude hatte über die Mittheilung des alten Elsässers, versteht sich von selbst. Ich stelle mir seitdem meinen Stammvater vor als einen Kuhhirten, der mit dem hochgeschwungenen „Morgenstern“ seinen Genossen hilft, die Freiheit sich zu erkämpfen, die welschen Ritter des Herzogs von Savoyen zurückschlägt von seiner Hütte und so ein freier Mann wird.

Tausendmal lieber von einem armen, freien Kuhhirten abstammen, als von einem reichen, modernen Börsengauner und Industrieritter, den man „geadelt“ hat wegen seines Geldsackes. —

Also der Ignatius Wegis war Senn, Kuhhirt und Thierarzt in Hange und ein kreuzbraver Mann. Er kannte alle Kräuter, die fürs liebe Vieh gut waren, und wurde weit ins Land hinein geholt als „Viehdocter“.

So verdiente er ein schön Stück Geld und kaufte die Stammburg der Wegis, ein großes, stattliches Haus, in dem sein Urenkel, der Franzos, noch 1894 wohnte, ein Achtziger.

Denn alt werden ist ein Erbgut aller echten Wegis. Die zwei Fürsten waren eben, wir wissen es, dürfen's aber nicht sagen, nicht ganz echten Stammes, drum wurden sie auch nicht alt. Der Schneider Mathä aber und der Franzos wurden steinalt.

Der Kuhhirt und Thierarzt Ignatius amtete noch rüstig, obwohl einige achtzig Jahre alt, bis zum Tage seiner goldenen Hochzeit, die festlich begangen werden sollte und zu der 160 Personen geladen waren. Aber in der Frühe des Hochzeitsmorgens wurde der Jubilar von einem Rebmann zu seiner Kuh gerufen.

Es war an dem Thiere alsbald eine schwere Operation vorzunehmen. Der greise Helfer machte sich daran, ermüdete sich aber so sehr, daß er, heimgekommen, sich niederlegte und sein Weib und die Festgäste ohne ihn zum feierlichen Gottesdienst in die Kirche abgehen hieß. Als sie heimkamen, lag der Vater todt in seinem Bett.

Aber das Hochzeitsmahl im Löwen war bestellt, und der alte Ignatius, ein Held, hatte der Wärterin, die bei ihm geblieben war, noch erklärt, er werde jetzt sterben, aber die Gäste sollten nur das Mahl halten, als ob er selbst noch dabei gewesen.

Und so geschah es. Unter den Gästen aber saß in erster Linie, zur Rechten der Mutter, der „Jörgel“, ihr

Sohn, in einem hochrothen Frack, den er aus Paris mitgebracht hatte.

Der Jörgel war zwar nicht der älteste, wohl aber der berühmteste Sohn des alten Kuhhirten. Denn obwohl nur ein Schustergeselle, war er mit vielem Geld und einem wunderbar schönen, rothen Frack vor Jahr und Tag aus der Fremde gekommen, wie noch nie ein Hangouer.

Frühzeitig schon war der Jörgel vom Elternhaus fortgegangen nach Thann im Oberelsaß, wo der Vater Ignatius einen Vetter hatte, der Kaufmann war.

Dieser wollte den Buben als Magazinier benutzen und nebenher Schuster werden lassen.

Nach mehr denn zehnjähriger Abwesenheit kam der Jörgel wieder heim mit schwerem Geld und herrenmäßiger Kleidung, deren Galaschmuck ein rother Frack war mit güldenen Knöpfen.

Von Thann weg hatte er als Schustergeselle ganz Frankreich durchwandert und schließlich in Paris dauernd Arbeit genommen. Sein Meister arbeitete für die feinste Kundschaft, und der Jörgel lernte hierbei die elegantesten Schuhe und Stiefel machen. Da brach die große Revolution los, und der junge Hangouer machte sie als Augenzeuge mit, bis ein Dekret alle Ausländer aus der Hauptstadt verbannte.

Jetzt war die Noth groß. Der Meister ließ ihn nicht gerne ziehen, getraute sich aber auch nicht, dem Gesellen, der gerne geblieben wäre, Obdach zu geben.

Aber noch jemand hatte ein Interesse daran, den jungen Gesellen nicht aus Paris verbannt zu sehen, und das war des Schusters Töchterlein, und das wußte Rath, wie gescheidte Weiber überhaupt stets Rath wissen, wenn die Männer verzweifeln wollen.

Sie, die Pariserin, versteckte ihren geliebten Jörgel von Hange gegen Wissen und Wollen des Schuster-Vaters unter dem Dache ihres väterlichen Hauses. Wochenlang brachte sie ihm die nöthige Nahrung in sein Versteck, bis die Gefahr vorüber war.

Dann rieth sie ihm, sich kühn als Franzose in die Revolution der großen Nation zu stürzen und tapfer mitzumachen. Er folgte dem Rath und wurde eine Art von Werber, d. h. er lud die Schusters- und Schneidersgesellen seiner Bekanntschaft ein, in die Armee einzutreten. Dabei kam er zu schwerem Geld. Wie, das hat er nie erzählt.

Als er Geld genug hatte, wollte er es als ein weiser Mann in Sicherheit bringen, verließ 1795 Paris in Ehren, um seine Eltern zu besuchen, sein Geld sehen zu lassen, es zu versorgen und dann wieder nach Paris zurückzukehren.

Es machte nicht wenig Aufsehen, als des Kuhhirten Jörgel heimkam ins stille Dorf mit herrlichen Kleidern und so vielen Louisd'or, daß er sie fast nicht tragen konnte. An Werktagen trug er einen hechtgrauen Frack nebst Cylinder, an Sonn- und Festtagen aber seinen scharlachrothen.

Seine Eltern, besorgt, der Jörgel könnte in der französischen Revolution zu Grunde gehen, hatten ihm das Versprechen abgenommen, so lange sie lebten, nicht mehr nach Frankreich zurückzukehren.

Er gab dies Versprechen und hielt es, obwohl er ums Leben gern wieder fortgegangen wäre; denn er schwärmte für Paris und für die Franzosen, und bald trug er im Dorf den Namen „der Franzos“.

Jahr und Tag wartete der Jörgel in aufrichtiger Pietät auf den Tod seiner Eltern, tagtäglich beschäftigt

mit Spielen und Trinken. Er spielte aber nie billiger als um einen Kronenthaler und trank nur vom besten Rothen.

Gerne hätten seine Mitbürger und Mitbürgerinnen sich von ihm Schuhe und Stiefel machen lassen, um etwas Elegantes zu tragen. Aber der Jörgel erklärte, er habe in Paris stets nur für adelige Herren und Damen gearbeitet und mache, so lange er französisches Geld habe, keine Schuhe für Bauern und Rebleute.

Eines Tages kamen französische Emigranten im Adler zu Hange an und fragten auch nach einem Schuster. Der Adlerwirth schickte alsbald nach dem Franzos. Der kam und war bald im intimsten Gespräch mit den Fremdlingen, die er seinen Hangouern als den Prinzen Condé mit Gefolge benannte.

Für diese Herren machte er die erste Schusterarbeit auf deutschem Boden seit seiner Rückkehr aus Paris. Sie blieben fünf Wochen lang in Hange, und der Franzos war ihr Gesellschafter, Dolmetscher und Leibschuster.

Als sie aber fort waren, stellte der Franzos seine Schusterei alsbald wieder ein und nahm sie schwunghaft erst wieder auf, als die napoleonischen Franzosen auf ihren Kriegszügen von 1806 und 1808, durch Schwaben nach Oesterreich vordringend, an den Bodensee kamen.

In Hange und der ganzen Umgegend aber rief alles nach dem Franzos, damit er die Franzosen belehre und besänftige, und die freuten sich selbst, einen alten Pariser, der die große Revolution mitgemacht, am Bodensee gefunden zu haben. Soldaten und Offiziere wollten ihr Schuhwerk nur von dem Hangouer Franzosen gemacht und reparirt haben.

So lange Franzosen im Lande waren, arbeitete der Jörgel mit fünfzehn bis zwanzig Gesellen.

Aber kaum war der letzte Franzmann fort, so verlegte sich der Schuster-Franzos abermals aufs Spielen um Kronenthaler und aufs Trinken und gab das Schustern wieder auf.

So wartete er bis 1814, da sein Vater starb. Weil er aber bei dem jahrelangen Warten selber alt geworden war, so beschloß er, Hange nicht mehr zu verlassen, und heirathete, 44 Jahre alt, eine 22jährige Hangouerin.

Des Vaters Palais nebst Gut übernahm er, zahlte seine Geschwister aus und wurde ein Rebmann. Schustern that er nur nebenher und meist nur für seine bald zahlreiche Familie, weil er kein Bauernschuster sein wollte.

Aber, kaum verheirathet, entsagte er gänzlich dem Spiel und dem Wirthshaus und wurde ein wackerer Familienvater, so daß alles staunte über die Bekehrung des spiel- und wirthshaussüchtigen Franzosen.

Einst war ihm in Paris, da er während der Revolution um Mitternacht über einen Kirchhof ging, eine Gestalt begegnet, die ihn nicht weiter gehen ließ. In diesem Bann und dieser Angst gelobte er, wenn er loskomme und seine Eltern nochmals sehe, jede Nacht um die zwölfte Stunde im Hangouer Beinhaus einen Rosenkranz zu beten für die Verstorbenen. Die Gestalt verschwand hierauf.

Heimgekehrt, hielt er treulich sein grausiges Versprechen. Hinter der Pfarrkirche stund bis in die dreißiger Jahre eine kleine Kapelle zum hl. Kreuz, in deren Grüften die ausgegrabenen Gebeine längst gestorbener Hagnauer aufbewahrt wurden. Dahin wanderte jede Nacht, so lange Kapelle und Beinhaus existirten, der Schuster Jörgel, der Franzos, und betete einen Rosenkranz.

Mochte er noch so lange beim Spiel und beim Trunk gesessen sein, wenn es gen Mitternacht ging, erhob sich der lustige Zecher, um sein Gelübde zu erfüllen.

Noch mehr denn dreißig Jahre lang nach seiner Rückkehr aus Paris stund das Beinhaus, und ebenso lange hat der brave, unerschrockene Mann sein Versprechen gehalten.

Ein Achtziger, starb der alte Franzos 1847. Aber von ihm will ich eigentlich nicht erzählen, und ihm gilt die Ueberschrift des Kapitels nicht, sondern seinem Sohn, dem Erben seines Titels, seines Hauses und seiner Reben.

Jörgels Erstgeborener, Franz Josef, ward alsbald nach seinem Erscheinen auf der Dorfstraße von Hange, noch in den Kinderschuhen, das „Französle" genannt. Und er behielt, auch ob seiner kleinen Figur, diesen Namen bis zum Tod seines Vaters, und von da an erst hieß er bis zu seinem Tode der Franzos.

Nie hört' ich ihn unter einem andern Namen nennen, den kleinen stämmigen Mann mit dem krausen Vollhaar und den klugen, schwarzen Augen, von dem man mir sagte, er sei in seinen jungen Jahren der stärkste und gefürchtetste Raufer weithin gewesen. Und doch sah er so sanftmüthig und bescheiden drein und war ein so stiller, höflicher Mann, der fast täglich in der Nähe meines Hauses vorüberging der Feldarbeit zu, stets einen großen Weinkrug an seinem Arbeitsgeschirr über der Schulter tragend.

Ein intimer Jugendfreund meines Sacristans, führte dieser ihn mir bald nach unserem eigenen Bekanntwerden zu, und der Franzos und ich wurden gar gut Freund.

Es war ein merkwürdiger Unterschied zwischen diesen zwei geistreichen Naturmenschen, zwischen dem großen Kübele und dem kleinen Franzos.

Dieser stund mit seiner sanften, stillen Stimme neben dem großen, lebhaften Meßner wie eine im Abendwind flüsternde Erle neben einer Rieseneiche im Sturmeswehen.

Mein Sacristan war, wie sein Pfarrer, Sanguiniker, Idealist, Wolkensegler und Träumer, der kleine Franzos Choleriker, äußerlich ruhig, still, tief und praktisch. Drum brachte es der Idealist Kübele zum Gemeindearmen, der Franzos aber behielt Hab und Gut und Reben.

Nur in einem standen sie einander nahe, in ihren jungen Jahren waren beide gewaltige Zecher. Doch leistete der kleine Franzos, wenn es sein mußte, noch mehr, als der riesige Kübele, was viel heißen wollte.

Des Franzosen Jugend war härter als die des großen Sacristan. Schon im zwölften Lebensjahre schickte der alte Franzos sein Französle zu fremden Leuten. Es kam als Hirtenknabe zu einem Bauern nach Frenkenbach, und zwar als Schafhirt mit einem Gehalt von drei Gulden nebst Hemd, Hosen und einem Paar Schuh.

Ein Schafhirte ohne Hund ist der geplagteste aller Hirten. Ihm bleibt keine Zeit zum Singen und Sinnen. Er muß, wenn sein Weidfeld nicht unbegrenzt ist, unaufhörlich springen und den Thieren wehren.

Poesie liegt wenig mehr im Hirtenleben am See, weil alles Land, das nicht Wald ist, bebaut wird. Wo die Weide eingeengt ist von Aeckern oder gar von Weingärten, da mag der Teufel Hirte sein. Da ist's nichts mit all' den Freuden, die der Hirte auf dem Schwarzwald hat.

Wer aber nicht wüßte und es mir nicht glauben wollte, wie die sogenannte Kultur die Poesie verfolgt wie der Gendarm einen Stromer, der könnte es selbst am Schwarzwälder Hirtenleben erfahren.

In den Thälern und Bergen meines heimathlichen Kinzigthales haben in den letztvergangenen Jahren die meisten Bauern das „Ausfahren“ eingestellt. Das Vieh wird im Stall gefüttert, und Hirten gibt es nur wenige mehr.

Warum? Da kamen die landwirthschaftlichen Kulturpropheten des modernen Staates und haben, unterstützt vom Amtmann und vom erleuchteten Dorfschulzen, den Bauern gepredigt: „Schafft die Weidfelder ab, pflanzt Wälder und führt Stallfütterung ein.“ Der Bauer, gutmüthig und gläubig wie in allen Dingen, hat vielfach gefolgt. Sein Vieh ist heute an den Stall gewöhnt, wird fett, ist aber kraftlos und zum Zug unbrauchbar. Und wenn der Bauer Vieh kaufen muß, holt er's, wo noch geweidet wird oder der Staat läßt es ihm für theures Geld aus den Schweizer Bergen kommen.

Früher hat der Schwarzwälder Bauer parzellenweise das Weidfeld umgebrochen, „Reutfeld gemacht“, Hafer, Korn und Kartoffeln gepflanzt und dann das Land wieder Weide werden lassen, die dann üppiger wurde als zuvor. Jetzt pflanzt er einen Wald für den — Urenkel.

Und wozu Wald im Schwarzwald? Da ist Wald genug.

„Wunn und Weid“ aber geht mehr und mehr ein. Wunn, d. i. Wonne, war der Weidgang den Thieren, die jetzt, in den Ställen an Ketten gebunden, stöhnen, seufzen und krank sind.

Das Hirtenleben aber, jene stille Poesie, welche die größten Dichter des klassischen Alterthums schon besangen, geht unter vor lauter Kultur, während dabei der Bauernstand immer mehr zurückkommt.

„Seitdem die Herren kommen,“ meinte kürzlich ein

alter Bauersmann, mein Freund Konrad, der Fürst von der Eck hoch oben im Kinzigthal, „und uns Buren predigen, wie wir's machen sollen, geht alles rückwärts“.

Da war ich am Pfingstsonntag-Nachmittag 1893 beim Glockenfest der Hirten des Elz- und Kinzigthales, über das ich früher schon geschrieben. Wie armselig ist dieses poetische Bergfest durch die moderne Stallfütterung geworden! Verhältnißmäßig nur wenig Hirtenknaben von den höchsten Bergen und von „unkultivirten“ Höfen waren da mit ihren Glocken. Und diese Glocken tönten so traurig, als wollten sie der alten Hirtenherrlichkeit zu Grabe läuten. Und die Knaben waren so still und todt, als wären sie die abgeschiedenen Geister der einstigen Hirtenknaben.

Im Thal drunten aber seufzten die Bauern, daß sie bei dem diesjährigen Futtermangel das Vieh nicht auf die Weide treiben könnten, weil die Thiere es nicht mehr gewohnt seien und Hals und Beine brächen. —

Und noch in einem Punkte hat die Kultur die Poesie aus der Natur vertrieben. Sie hat die Singvögel verfolgt. Wer älter ist, weiß, welch' unendliche Menge von insektenfressenden Vögeln noch vor dreißig und vierzig Jahren im Schwarzwald zu finden waren. Aber seitdem wurden die Bauern belehrt, die hohlen Bäume auszugießen mit Lehm und die lebendigen Dornhage um die Aecker zu entfernen. So haben viele Singvögel keinen Schutz und keine Stätte mehr für Nest und Brut. In der Natur wird's von Jahr zu Jahr stiller und öder, der Gesang fehlt, das Ungeziefer aber nimmt überhand, zum Schaden der Landwirthschaft, besonders der Obstbaumzucht.

Wenn sie es machen könnten, die Kulturmenschen, dürften auch die Bächlein nimmer rauschen, die Tannen

ihre Häupter nicht mehr schütteln, die Erlen am Bach nicht mehr flüstern ohne polizeiliche Erlaubniß und gesetzliche Vorschriften.

Dem Vieh haben sie das Brüllen und Blöken auf der Weide schon eingestellt, den Vögeln das Leben und damit das Singen sauer genug gemacht und die Hirtenknaben abgesetzt. —

Das Hirtenleben am See hatte seine Poesie schon längst verloren, als das Französle Schafhirte war. Er wußte nur noch zu erzählen von den kahlen Stoppelfeldern und den ungehorsamen Schafen, nichts mehr von Hirtenfreuden und vom sinnigen Leben der Schwarzwald-Hirten.

Ich suche sie auf, so oft ich kann, die wenigen heimathlichen Hirtenbuben und Hirtenmaidle. Auf den höchsten Höhen des Kinzigthals hüten sie noch, diese stillen Naturkinder, aus denen man schwer einige Worte herausbringt und welche die erste Gelegenheit benutzen, um dem Kulturmenschen aus dem Auge zu kommen.

Je menschenscheuer sie sind, um so vertrauter sind sie mit ihren Thieren. Am Ton der Glocke hört der Bub oder das Maidle, wo das oder jenes Thier weidet. Ihre einzige Klage ist nicht Langeweile, sondern, daß die Thiere oft „wild“ werden und mit einander „hornen“ und der kleine Hirte nicht immer Meister wird als Friedensstifter.

Und da heut zu Tag kein Mensch vor der Kultur sicher ist, findet man die Hirtenkinder vielfach auch mit den Schulbüchern im Grase liegend und buchstabiren, lesen und auswendig lernen.

Ein zwölfjähriger Bube, den ich eines Tages auf „dem Flachenberg“ mit dem Lesebuch bei seiner Herde traf und dem ich sagte, daß er es so schön habe da oben, wo er den ganzen Tag weit über Berge und Thäler hin-

schauen könne, meinte: „Jo, 's wär schö, wenn i nit läre (lernen) müßt'." Ich gab dem Buben ein gut Stück Geld für die treffliche Antwort.

Zum Glück für Welt und Menschheit ruinirt die Kultur alle Völker, die sie beleckt, und wirft sie dann, wenn auch erst nach Jahrtausenden, weg. Sie fangen dann wieder von vorne an, werden Hirten, Bauern und poetische Naturmenschen und kultiviren sich wieder hinauf bis zum prosaischen und unseligen Universitätsprofessor.

So geht der Welt Lauf, und die Natur kommt immer wieder zu ihrem Recht, wenn die Kultur völlig zur Unnatur gediehen ist. —

Vom Schafhirt weg wurde das Französle „Stier- und Roßbub" bei einem Bauern in Ahusen, dem einsamsten Dörfchen des Salemer Thales. Auch von diesem Amt weiß er nur noch von dem Hunger zu erzählen, den er leiden mußte.

Mittlerweile war unser „Franzsepper" (Franz Josef) sechzehn Jahre alt geworden, und nun avancirte er zum Hausirer. Sein Vetter, der Kübler Klotz von Hange, stellte ihn an, damit er ihm seine Kübel „verhausire". Mit einer Anzahl Melk- und Wasserkübel beladen, zog das Französle vom See aus ins Salemer Thal und bot von Haus zu Haus seines Vetters Kübel an. Am Abend kehrte er zurück, um am kommenden Morgen neubeladen wieder auszuziehen.

Und sein Lohn? Der bestund, buchstäblich und wahr, aus zwei Milchsuppen, die eine beim Auszug, die andere bei der Heimkehr. Profit konnte er keinen auf seine Waare schlagen, denn jeder Kübel kostete, was die Bäuerinnen alle wußten, sechs Kreuzer von altersher, und das Geld war in jenen Zeiten rar. Etwas zu essen und einen

Trunk Most bekam das hausirende Französle, wenn's noth that, überall, aber sonst diente er seinem armen Küblervetter um Gotteslohn und um zwei Milchsuppen.

Da kam ein Wiedertäufer mit seiner Familie nach Hange. Er hatte den Klosterhof und alle einst dazu gehörigen Felder vom Staate gepachtet und führte Oekonomie im großen Styl.

Wiedertäufer, sonst ebenso gottesfürchtige als arbeitsame Leute, welche viele andere Christen übertreffen, waren in jenen Tagen, anfangs der zwanziger Jahre, keine besonders willkommene Erscheinung in einer katholischen Gemeinde, um so weniger, als der fremde Mann fast alle Aecker und Wiesen um Hange herum in Betrieb bekam und sie den feldarmen Hangouern entzog.

Nur Noth und Armuth trieb die Hangouer, bei dem unbeliebten Ketzer Dienste zu nehmen, sei es als Knechte, sei es als Taglöhner.

Unser Französle dachte, ein Gulden Wochenlohn beim Wiedertäufer sei immer noch besser, als für zwei Milchsuppen täglich mit Kübeln hausiren, und ward mit Vergnügen Knecht bei dem „ketzerischen" Mann.

Da geschah während seines wiedertäuferischen Knechtsdienstes etwas, das gottesfürchtigen Wiedertäufersleuten nicht passiren sollte.

Eben war der famose Herbst 1834 im Keller. Der Staat hatte den Wein von den Klosterreben im „Hofkeller", unter den Wohnräumen des Wiedertäufers. Sein Sohn und ein Knecht seines wiedertäuferischen Bekenntnisses brachen nun in einer Nacht in den Keller ein und stahlen Vierunddreißiger. Die Sache kam an den Tag, und die beiden Wiedertäufer wurden eingesperrt. Dem alten Wiedertäufer war das ein schwerer Schlag auf sein Chri-

stenthum, den er nicht überwand, und deßhalb beschloß er, seine gute Pachtung aufzugeben und die Schande in Amerika vergessen zu machen.

Das Französlein war während der Gefängnißzeit der zwei Weindiebe die einzige Stütze des Alten gewesen und hatte sein volles Vertrauen, weil er keinen Vierunddreißiger gestohlen.

Aber das kleine, schwarzgelockte Französlein hatte indeß etwas anderes gestohlen, das dem wackern Wiedertäufer noch näher verwandt war, als dem Staat sein Vierunddreißiger im Hofkeller z' Hange — das Herz seiner Tochter Bine (Jacobine).

Das menschliche Herz ist bekanntlich von Natur aus international und konfessionslos, und darum hatte das streng katholische Französlein auch keinen Anstoß genommen an dem Wiedertäuferthum der Bine und umgekehrt.

Dem alten Wiedertäufer aber lag dieser Diebstahl lange nicht so schwer an, wie der andere. Er versprach dem Französle die Bine, wenn er mitgehe nach Amerika. Dort hätte er wohl den jungen Hangouer wiedertäuferisch und dann erst seinen Schwiegersohn werden lassen.

Das verliebte Französle war mit der Reise einverstanden, denn um der Bine willen wäre er bis ans Ende der Welt gezogen. Allein der Vater Franzos, obwohl selbst einst in Paris ein Jakobiner, litt das wiedertäuferische Jakobinerthum seines Franzsepper nicht in seiner Familie und kommandirte zum Dableiben.

Der alte Revolutionsmann war selber einst seinen Eltern zu lieb dageblieben und nicht mehr nach Paris zurückgekehrt, drum forderte er auch von seinem Sohne den gleichen Gehorsam und erhielt ihn.

Was dem Französle den Gehorsam noch erleichterte,

war der Geiz des Wiedertäufers, der von seinem zukünftigen Schwiegersohn verlangte, daß dieser fünfzig Gulden Reisegeld aufbringe, während er ihm nur einen Gulden Wochenlohn verabreicht und das Französle so nichts hatte ersparen können.

Aber auf des Knechtleins Ehrlichkeit baute der reiche Wiedertäufer Häuser. Er versteigerte all' seine fahrende Habe vor der Abreise nach Amerika, welche Versteigerung viele Leute ins Haus brachte. Da stellte der Alte das Französle als Wächter auf für seinen Mammon, der in zwei großen Waschkörben voll Fünf-Livre-Thalern bestund, die der Wiedertäufer im Lauf der Jahre aus dem Verkauf von Frucht und Vieh an die Schweizer gesammelt hatte.

Nachdem die Bine fort war, wurde das Französle Steinklopfer in der Kiesgrube bei der lustigen Kompagnie, als deren Chef der „groß' Kübele" fungirte und von der wir oben erzählt haben. Im Winter, wenn die Kiesgrube eingefroren war, machte die Kompagnie, wie wir bereits wissen, Holz.

Bei den Fahrten zu den umliegenden Bauern, denen die ehrlichen Holzmacher gestohlenes Holz lieferten, lernte das Französle auch seine zukünftige stille, brave Frau kennen, die getreulich mit ihm seine jungen und alten Tage theilte.

Die Steinklopfer und Kieswerfer hatten ihre Arbeit im Accord, verdienten Geld wie Heu und zogen deßhalb, wie oben auch schon gesagt, oft an hellen Werktagen dem Vergnügen nach. Kam es dabei oder an Sonntagen zu Raufereien, so zeigte sich das kleine Französle als den gewandtesten Boxer und „Hosenlupfer".

Selbst der Prinz Hanne, sonst ein Recke stärkster Art, unterlag mehr als einmal dem Französle. Aber

mehr als einmal kam der Kleine auch hinter Schloß und Riegel wegen seiner Thatkraft.

Sein Freund, der groß' Kübele, war zwar oft dabei, wenn das Französle sich schlug, ließ diesen aber in Augenblicken der Gefahr stets im Stich, weil er ihn seine Kraft allein wollte erproben lassen.

Aber wenn dann das Französle in Meersburg im Gefängniß saß, erstieg der Kübele todesmuthig in der Nacht den hohen, steilen Felsen, auf dem das Burgverließ gebaut ist, und brachte dem Gefangenen Nachricht über das Zeugenverhör und den Gang des Prozesses. Es war das ein Wagestück ersten Ranges und machte dem Großen alle Ehre wahrer Freundschaft.

Viele Jahre, ehe der Prinz Konrad seine Leibeskraft produzirte, war das Französle der gefürchtetste Faustkämpfer und Ringer und als solcher weithin bekannt und verschrieen.

Anfangs der vierziger Jahre war ein neuer Arzt nach Meersburg gekommen, Dr. Kraus. Der schlug bald, nachdem er die Säure des Seeweins glücklich überwunden hatte, im Löwen zu Hange sein Standquartier auf.

Sein ständiger Gesellschafter wurde das Französle, mit dem er, ein großer, starker Mann, boxte, rang und trank. Mehr denn einmal brachte jeder der beiden Trinker es auf 20—30 Schoppen in einer und derselben Boxer-Sitzung.

Ich habe in Hange nie einen andern der früheren Aerzte nennen und rühmen hören als den Dr. Kraus. „Der," so sagen die alten Hangouer heute noch, „isch a g'schickter Docter gsi, hot immer di glich Medizin verschriebe für alle Krankheiten und trinke hot er könne, besser als an Rebma."

Stets hab' ich nur mit Hochachtung von dem Manne reden hören, der die kranken Hangouer gesund machte und mit den Gesunden trank. —

Bisweilen machten die Mitglieder der Kiesgräber-Gesellschaft auch eine Schweizerreise eigener Art. Sie kauften zur Sommerszeit Kirschen und transportirten sie statt nach Konstanz, von wo aus in der Regel die Schweiz mit Hangouer Chriesen versehen wurde, direkt nach St. Gallen.

In einem Segelschiff, das ihre Kirschen und pro Mann je einen Schubkarren trug, fuhren sie nachts über den See nach Romanshorn. Dort gelandet, wurden die Kirschenkörbe auf die Karren geladen und mühsam drei Stunden weit bergauf und bergab geschoben bis nach St. Gallen. Hier lösten die Burschen einige Rappen mehr fürs Pfund als in Konstanz, und die gehörten dem Vergnügen einer kurzen Schweizerreise.

Sind das nicht Menschen aus einer guten, alten Zeit, welche ohne Nachtruhe über einen großen, stürmischen See fahren und dann drei Stunden lang schwerbeladene Karren schieben, um eine freie Fahrt und freies Essen und Trinken in St. Gallen und Umgebung zu haben?

Heut zu Tag wollen die Menschen ihre Vergnügungen viel billiger haben, und lieber hungern sie daheim auf der faulen Haut, als daß sie sich ein Vergnügen auf solche Art erkauften. —

Im Jahre 1847 starb, wie wir oben gehört, der alte, echte Franzos, hochbetagt, und von Stund' an wurde aus dem Französle der Franzos.

Aber, obwohl er bald hernach in der badischen Revolution eine hervorragend französische Eigenschaft, das Revoluzzen, hätte üben können, und obwohl er der Sprosse eines ehemaligen französischen Revolutionsmannes war

und seine besten Freunde, voran der groß' Kübele, an der Spitze der Hangouer Bewegung stunden, blieb der kleine Franzos ein treuer Unterthan und machte nicht mit.

Ja, er disputirte bei jeder Gelegenheit gegen die neue Freiheit und opponirte namentlich dem großen Kübele.

Als nach der Revolution alles den Kopf verlor und dazu noch schlechte Jahre kamen, zeigte sich erst das praktische Genie des Franzosen.

Es waren harte Jahre, die ersten Fünfziger unseres Jahrhunderts im Badischen, nicht bloß für die Revolutionäre von der Sorte des großen Kübele, sondern auch für alle Unterthanen. Eine gewaltige Reaktion lag erbarmungslos über Schuldigen und Unschuldigen. Aber die schwerste Noth trugen die Rebleute am Bodensee, weil Hagel und Mißwachs ihr Haupteinkommen aus den Reben fast auf nichts reduzirten.

Scharenweise zogen damals die jüngern Männer als Taglöhner hinunter nach Meersburg, um beim Bau eines neuen Hafens täglich dreißig Kreuzer zu verdienen und so die ärgste Noth von ihrer Familie abzuhalten.

Oft hat davon der Nachbar des Franzos erzählt, der Sylvester Benz, ein alter Rebmann voll Schneid, Schlagfertigkeit in der Rede und voll nie versiegenden Humors. Sein Großvater war „Teufelsbanner", sein Vater Bäcker und er selber nacheinander Bäcker, Metzger, Bierbrauer und schließlich Rebmann und Märtyrer geworden.

Als der Sylvester anno 1841 heirathete, besaßen er und sein Weib, obwohl dieses das Hochzeitsmahl selbst daheim in ihrer Küche gekocht hatte und nur eine Flasche Wein getrunken wurde, noch einen einzigen Gulden baares Vermögen.

Der Mann ward Nachtwächter und Hafenarbeiter, baute sein Feld bei Mondschein und zog die Egge selber,

wenn er Roggen säte, holte das Futter für sein Kühlein, sowie das Holz aus dem Wigarte, ebenfalls nachts, um am Tage im Lohn arbeiten zu können.

Als sein erstes Kind starb, hausirte er von Haus zu Haus mit seiner Taschenuhr, die er zum Verkauf anbot, um die Leichenkosten bezahlen zu können. Niemand nahm sie ihm ab. Traurig wanderte er gen Meersburg, um sie dort feil zu bieten. Unterwegs kommt der Jud zu ihm, der Moos von Gailingen, und leiht ihm in christlichem Geiste vier Gulden auf seine Uhr.

Im Herbst 1850 bekam der Sylvester kaum für einige Wochen Kartoffeln und von seinem Acker, auf den er bei Mondschein Roggen gesät, einen ganzen halben Sester Ertrag. Bittere Noth kehrte bald in seiner Hütte ein. Da eilt er hinab ins Donauthal, wo in Werrenwag eine Schwester von ihm in besseren Verhältnissen verheirathet ist.

Sie gibt ihm einen Sack Hafermehl für seine Familie und einen Laib Brod auf den Weg. Ohne einzukehren, nur an Straßenrändern ruhend, trug der Sylvester den Sack Mehl auf seinen Schultern heim, einen Weg von dreizehn Stunden. Unterwegs stillte er seinen Hunger mit dem Brod und den Durst mit Wasser.

Trotz seines Elendes hielt der Sylvester, ein alter Soldat, sich fern von der Revolution von 1848 und 49. Er half zwar die Hangouer Freischärler einexerziren, aber als diese auszogen unter dem Kommando des großen Sanguinikers und Idealisten Kübele, blieb er weise daheim.

Der Sylvester lebt heute noch, mehr denn achtzig Jahre alt; sein Schwiegersohn, der Robert Rauber: Kirchenmaler, Glaser, Kaufmann, Hopfenhändler und Bankier in und um Hange, hat ihn zu sich genommen

und verklärt, wie ich hoffe, dem alten, wackern, unverdrossenen Greise seine letzten Lebenstage. —

In jenen schlimmen Zeiten also nach der Revolution, wo der Himmel die Bauern und Rebleute strafte und die Reaktion ihre unbarmherzigen Hände auf sie legte, da strahlte der Geist des Franzosen am hellsten.

Da weder Wein noch Frucht mehr gerathen wollte auf den Gefilden von Hange, so probirte der denkende Franzos es mit andern Dingen. Er fing an, Pastinak, Meerrettig, Möhren, Tabak, Hanf und Flachs zu pflanzen. Kartoffeln schaffte er neue, aus San Francisco bezogene, herbei und führte mit seinem Nachbar, dem Adlerwirth Fecht, die erste Hopfenpflanzung am See ein.

Alles gerieth, und während andere hungerten, hatte der Franzos „Zeug" im Ueberfluß. Die Einführung des Hopfens, die in den schlechten Weinjahren der kommenden Jahrzehnte unter den Hangouern mehr und mehr um sich griff, wurde zum wahren Segen für die Gemeinde.

Auch das erste englische Raceschwein brachte der Franzos in sein Vaterdorf und mästete es bis auf ein Gewicht von zwei Centnern zum Staunen seiner Mitbürger.

Aber noch etwas erfand der kleine, ruhige, denkende Mann in jenen Hungerjahren. Er fing eine Pferdeschlächterei an. Bis dahin galt es am See, wie fast überall in Süddeutschland, als ein Greuel, Pferdefleisch zu essen, und es hatte auch niemand Appetit dazu.

Der Franzos führte diese zweifelhafte Delikatesse in Hange ein. Und um sie mundgerecht zu machen, lud er arm und reich dazu in sein eigen Haus ein. Wochenlang gab er alltäglich Gastereien mit Pferdebraten und schenkte dazu Wein, so viel die Geladenen wollten und tranken, um zu zeigen, daß Roßfleisch gut und gesund sei.

Noch zu meiner Zeit schlachteten die Hangouer bisweilen ein altes Pferd, kochten sein Fleisch in einem Brennkessel und hielten Mahl und Trunk.

Bei all' diesen Beiträgen zur Lösung der sozialen Frage versäumte der Franzos seine eigene wissenschaftliche Ausbildung nicht. Alles Wissenswerthe interessirte ihn und in allem war er daheim. Ein Blick in seine Bibliothek überzeugt uns davon. Da fanden sich Werke über Religion: Dogmatik, Moral, Predigten; über Philosophie, so die Metaphysik der Sitten von Kant; über Landwirthschaft, Thierheilkunde und Chemie; Weltgeschichte und Spezialgeschichte; Schriften von Wieland und den bedeutendsten Kirchenvätern neben den Romanen von Alexander Dumas.

Alle diese Bücher hatte unser Franzos mehr denn einmal gelesen und konnte viele von ihnen fast auswendig. Und er war darüber gar nicht stolz. Still und bescheiden vor sich hinschauend, gab er Rede und Antwort mit einer sanften Kinderstimme, die an sich schon den bescheidenen Mann verräth.

Sein schönes, wohl bewirthschaftetes Gut übergab er zu meiner Zeit seiner Tochter und behielt für sich nur einige Rebstücke und einen Hopfengarten. Sein Schwiegersohn aber ist das schon oben angedeutete Original von Stetthuim, der Karl Megerle, ein Nachkomme der Familie, aus welcher der berühmte Abraham a Santa Clara, Ulrich Megerle, abstammt.

Der „Karle“ von Stetthuim ist der gefälligste Mensch in Hange und war mir und meiner Schwester viele Jahre lang ein treuer Helfer in allen irdisch-häuslichen Nöthen. Er holte mein Holz aus dem Wald, führte den Dung in meine Reben, machte Botengänge und leistete mir am Abend, abwechselnd mit dem Nachbar Sigmund,

Gesellschaft, wenn ich, unfähig zum Lesen, jemand haben wollte zum „Schwätzen", nachdem der Sacristan sich zur Ruhe begeben hatte.

Der Karle ist nebenbei Musikant, Virtuos auf dem Horn, und blies bis vor wenigen Jahren mit einigen Konsorten aus Stetthuim und Meersburg auf allen Tanzböden der Umgegend bei Hochzeiten und in der Fastnacht.

Auch fungirte er als actives Mitglied bei den Kapellen von Meersburg und Hange. Das gehört auch zu den Kulturfortschritten der Rebleute am See, daß fast jedes Dorf eine wohlorganisirte Blechmusik hat. Im Kinzigthal gibt's auf den Dörfern nur je zwei oder drei Hochzeitsmusikanten mit Geige und Clarinette; an eine Musikkapelle wagen sich nur die Menschen „im Städtle".

Aber eins haben alle Musikanten der Welt miteinander gemein, sie trinken gern und streiten sich um den Spiellohn. So ging's auch in Hange, und oft hat mir der Karle davon erzählt. Aber immer wieder haben sich die Parteien versöhnt, um aufs neue zu trinken und zu streiten.

Die Hangouer Kapelle war zu meiner Zeit berühmt. An ihrer Spitze stund Wilhelm, der Spiegler, einst Obertrompeter bei der Kavallerie und Solobläser erster Ordnung. Er hat einem Freunde von mir, dem Major von Schilling, welchem die Kapelle einst vor meiner Hütte ein Ständchen brachte, so das Herz gerührt, daß er dem Wilhelm einen Taktstock aus Silber und Elfenbein machen ließ. —

War der Karle auf Kunstreisen, so besorgte ihm der Schwiegervater Franzos das ganze Gut besser, als wenn er selbst es bearbeitet hätte; denn gute Musikanten sind nicht immer die besten Feldarbeiter. Posthorn und Mistgabel passen auch schlecht zusammen.

Doch griff der Megerle auch bei der Arbeit wieder rüstig zu, wenn er genug „geblasen“ hatte.

Aber er ist nicht bloß Virtuos auf dem Horn, sondern auch im Einsalzen von Schinken. Das macht ihm keiner nach. Seine Schinken sind pikant, wie die Reden seines berühmten Agnaten Ulrich, und wer noch nie von Karl Megerles Schinken gegessen und nie Ulrich Megerles Reden gelesen, hat noch nicht von den besten ihrer Art gekostet.

Was ihn aber, so lange ich in Hange lebte, am meisten auszeichnete, war die große Fürsorge für seine alte Mutter, die auf der väterlichen Hütte in Stetthuim wohnte. Der Mutter, einer ernsten, sinnigen Frau von vornehmem Auftreten, ließ der Karle nichts abgehen, und wenn er selbst hätte darben müssen. Und so oft er Zeit hatte, eilte er hinauf nach Stetthuim, um nach der Mutter zu sehen.

Das Musikmachen soll ihm jetzt ganz vergangen sein. Statt auf auswärtigen Tanzböden lustigen Leuten aufzuspielen, ist er Agent für ein Nürnberger Hopfengeschäft geworden.

So sehr ist durch die „Erfindung“ des Franzos der Hopfenbau in Hange gediehen, daß die Nürnberger „Hopfenjuden“ ihre Agenten „am Platz“ haben. Und von ihnen einer ist unser Megerle. Mit Roß und Wagen kutschirt er zur Erntezeit weit ins Land hinein und kauft Hopfen für Israel.

Der Franzos aber wurde in seinen alten Tagen, ohne es je gelernt zu haben, noch Schuhmacher. Beim Vater, dem alten Franzos, hat er bloß zugesehen, wie er bisweilen Schuhe machte und flickte. Dreißig Jahre nach dem Tode des Vaters kommt der Sohn auf den Gedanken, zum Zeitvertreib die Schusterei auch anzufangen.

Gedacht, gethan. Bald machte und reparirte er alles

Schuhwerk fürs Haus. Mehr denn einmal hab' ich ihn in seiner Stube im obern Stock getroffen, wie er, seine große Hornbrille vor den Augen, schusterte. Auf der niedern Schusterbank lag irgend eines seiner Bücher, in welchem er, abwechselnd mit der Schusterei, gelesen hatte. —

An Ostern 1893 hatte ich den Franzos zu mir nach Freiburg eingeladen. Es stellte sich dabei heraus, daß er seit vierzig Jahren nicht mehr auf der Eisenbahn gefahren war. Er kam in eine neue Welt, aber sie imponirte ihm nicht. Wie jeder alte Rebmann am See hatte er nur noch den einzigen Wunsch, einen guten Herbst zu erleben, ehe er das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschte. Das Jahr 1893 hat diesen Wunsch befriedigt. Der Alte trank vom guten Dreiundneunziger den Herbst und Winter über, und dann legte er sich in den ersten Tagen des Jahres 1894 zum Sterben nieder und ging in eine bessere Welt, wohin sein Weib ihm schon vorausgegangen war. —

Heute ist der Schneider Klemens der letzte Rest einer mit ihm völlig absterbenden Zeit. Fortan wird es in Hange weder mehr „wilde Kirschen" noch „Schneeballen" geben.

Die Halb-Kultur hat schon übermächtig um sich gegriffen. Es sind keine Dorfmenschen mehr in den Reborten am See, und es sind Städtle-Dörfer, Zwitterdinger am schwäbischen Meer.

Von Jahr zu Jahr machen die Bewohner mehr und mehr die Moden und Sitten unserer blasirten Städte-Kultur mit. Die Kleidung wird nachgeäfft, Verlobungs-, Hochzeits- und Neujahrskarten werden versandt, bei Todesfällen gedruckte Anzeigen verschickt und zu Leichenbegängnissen Beileidskränze dedizirt. Wo aber diese Kränze grassiren, hört der katholische Rosenkranz, das schönste Gebet für Verstorbene, gar bald auf.

In den zehn Jahren, da ich vom See weg bin, hat diese Unnatur mit Macht zugenommen zum Nachtheil für Familie, Staat, Kirche und Gesellschaft.

Nur eines kann, gottlob, nicht kultivirt werden, die große Natur. Das schwäbische Meer schlägt seine mächtigen Wogen noch Tag und Nacht an die Ufer, die Stürme brausen noch wie ehedem über seinen Wassern, die eisigen Firnen der Gebirgswelt glühen noch im Abendsonnenschein in seine Fluthen hinab, die Tannen im „Wigarte“ flüstern noch im Morgenwind, und die Bächlein eilen noch dem See zu.

Die Menschen mögen sich ändern: Bauern und Rebleute in Cylindern und Landmädchen in Staubmänteln und mit „Sonnendächle“ am See hin und her ziehen, kein Pfarrer mehr mit seinem Sacristan im Winkel hinter der Kirche sitzen und von alten Zeiten reden, eines wird bleiben — die große herrliche Schöpfung Gottes, die Natur. Erfüllen wird sich des Dichters Wunsch:

Doch was die Zeit uns auch verspricht,
Natur, versiege du nur nicht!
Du mächtige, mannigfache, reiche,
Versinke nicht ins flache Gleiche!

Und recht hat derselbe Dichter, wenn er unserer Zeit und ihrer Kultur- und Mode-Sucht zuruft:

Erzieht nur, bildet unverdrossen,
Es spielt Natur euch allen einen Possen!
Doch wird ein Esel euch geboren,
So kultivirt ihm ja die Ohren!